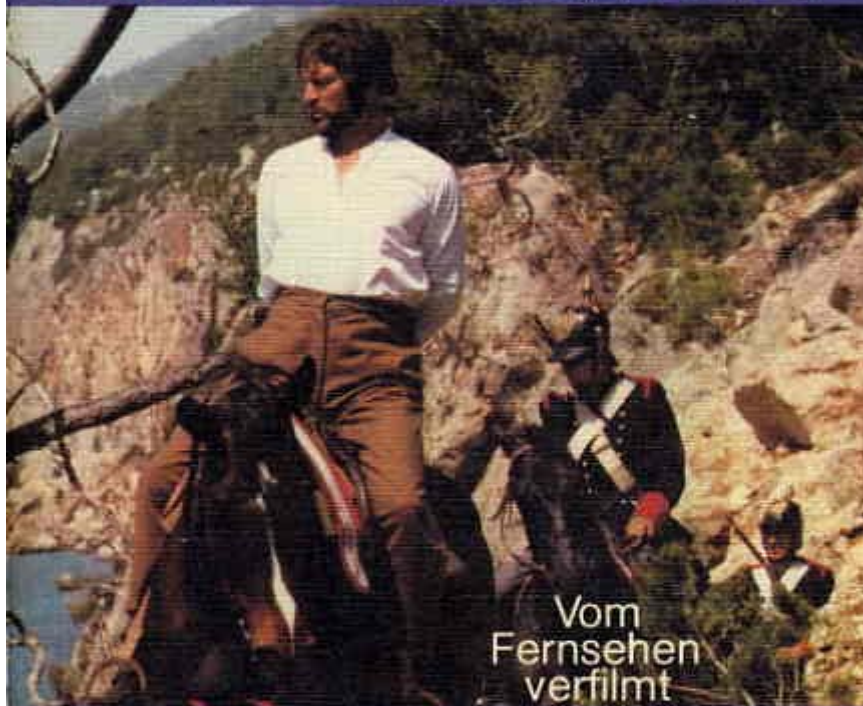


# Jules Verne



Vom  
Fernsehen  
verfilmt

## Mathias Sandorf

Roman

**BASTEI  
LÜBBE**

Man schreibt das Jahr 1867. Graf Sandorf, der unerschrockene Kämpfer für die Freiheit Ungarns, soll sterben. Sarcany, Verräter aus Profession, hat ihn bei der Österreichischen Geheimpolizei denunziert. Aber noch in der Nacht vor der Hinrichtung entkommt Mathias Sandorf dem Kugelhagel der Verfolger und taucht unter.

Jahre später macht ein gewisser Dr. Antekirtt mit zwei französischen Akrobaten das Mittelmeer unsicher. Leichen verschwinden vom Friedhof in Ragusa und die Mafia wird in die Enge getrieben.

Wer ist der geheimnisvolle Dr. Antekirtt, der über ein wunderbares technisches Arsenal verfügt?

Verne bietet alles, was man von qualifizierter Unterhaltung erwarten kann: tollkühne Helden, rasante Abenteuer und Nervenkitzel bis zur letzten Seite.

BASTEI-LÜBBE-TASCHENBUCH Band 10.097

1. Auflage 1979

2. Auflage 1979

© 1979 Deutscher Bücherbund GmbH & Co.

Stuttgart München Hamburg Lizenzausgabe: Gustav Lübbe Verlag GmbH,  
Bergisch Gladbach

Printed in Western Germany 1980

Einbandgestaltung: Ralph Rudolph

Photo: Patrick LaBanca, München

Gesamtherstellung: Ebner Ulm

ISBN 3-404-01.411-1

Der Preis dieses Bandes versteht sich einschließlich der gesetzlichen  
Mehrwertsteuer

An Alexandre Dumas d. J.

Dieses Buch soll Ihnen und Ihrem verstorbenen Vater, dem genialen Erzähler Alexandre Dumas d. Ä. gewidmet sein. Es ist der Versuch, aus Mathias Sandorf den ›Grafen von Monte Cristo der Abenteuerlichen Reisen‹ zu machen. Betrachten Sie diese Widmung bitte als Zeichen meiner aufrichtigen Freundschaft.

*Jules Verne*

Dankschreiben von Alexandre Dumas d. J. an Jules Verne

23. Juni 1885 Lieber Freund,

Es hat mich sehr gerührt, daß Sie mir die Widmung des ›Mathias Sandorf‹ zugedacht haben. Mit der Lektüre des Buches will ich gleich nach meiner Rückkehr am Freitag oder Sonnabend beginnen.

Sie haben recht daran getan, in Ihren Widmungszeilen für den Freund auch der Erinnerung an den Vater Raum zu geben. Der Verfasser des Grafen von Monte Cristo hätte Ihre einfallsreiche, phantasievolle und zugleich belehrende Erzählung gewiß mit dem größten Vergnügen gelesen. Zwischen Ihnen und meinem Vater besteht eine so augenfällige literarische Verwandtschaft, daß Sie – im literarischen Sinne – eher als ich selbst den Anspruch erheben dürfen, sein Sohn zu sein. Ich gehöre schon so lange zu Ihren Verehrern, daß ich Sie von Herzen gern als Bruder betrachten will.

Ich danke Ihnen für Ihre treue Freundschaft und versichere, daß ich Ihre Gefühle in gleichem Maße erwidere.

*A. Dumas*

# Erster Teil

## I Die Brieftaube

In Triest, der Hauptstadt Illyriens, bildet ein prächtiger Corso die Grenze zwischen Altstadt und Neustadt. Im Süden schmiegt sich das Gewirr armseliger Altstadtgassen und -straßen landeinwärts an den Schloßberg, einen Ausläufer des Karstgebirges, den eine malerische Zitadelle krönt. Die nördlicher gelegene reiche Theresienstadt mit ihrem modernen, rechtwinklig angelegten Straßennetz steht dagegen auf Boden, der erst dem Meer abgewonnen wurde.

An der Mole San Carlo im Triester Hafen gehen vornehmlich Handelsschiffe vor Anker. Auf den Quais sieht man von früh bis spät Scharen jener heimatlosen Gesellen, die in allen Häfen der Alten wie der Neuen Welt anzutreffen sind. Bald einzeln, bald in Gruppen lungern sie ziellos herum, und einer wie der andere ist so arm, daß er recht gut ohne Rocktaschen auskommt; hineinzustecken hätte er sowieso nichts.

Am 18. Mai 1867 mischten sich in das Heer der Nichtstuer zwei Fremde, die ein wenig besser gekleidet waren als ihre Leidensgenossen. Auch diesen beiden sah man an, daß sie nur in besonderen Glücksfällen unter Geldüberfluß zu leiden hatten, doch spürte man, daß sie keine Gelegenheit ausließen, solche Glücksfälle herbeizuzwingen.

Einer der beiden gab als Herkunftsland Tripolis an, der andere Sizilien. An diesem Morgen hatten sie wohl schon zehnmal die Mole in ihrer ganzen Länge abgeschritten, ehe sie endlich auf der äußersten Spitze halt machten. Seite an Seite starrten sie nun so gebannt auf das Meer hinaus, als müsse jeden Augenblick ein Schiff eintreffen, dessen Ladung ganz allein zu ihrem Nutz und Frommen bestimmt wäre.

»Wie spät es wohl sein mag?« fragte endlich der Sizilianer. Er hatte italienisch gesprochen, denn sein Gefährte beherrschte diese Sprache ebenso gut wie die meisten anderen Sprachen der Mittelmeerländer. Doch diesmal blieb der Tripolitaner die Antwort schuldig, und der Sizilianer fuhr geschwätzig fort: »Was frage ich auch so dumm? Es ist die Stunde, in der mein Magen zu zwicken beginnt, wenn er kein Frühstück bekommen hat.«

In Triest war das Gemisch österreichischer, italienischer und slawischer Elemente so bunt, daß die beiden Männer trotz ihres fremdländischen Aussehens keineswegs auffielen. Übrigens hätte niemand vermutet, daß ihre Taschen im Augenblick völlig leer waren, denn sie stolzierten in ihren weiten, bis über die Stiefelstulpen hinabwallenden Mänteln höchst selbstsicher einher.

Der jüngere der beiden Fremden war etwa fünfundzwanzig Jahre alt, nur mittelgroß, aber gut gewachsen und auffallend geschmeidig in seinen Bewegungen. Er nannte sich Sarcany – schlicht und einfach Sarcany, ohne jede weitere Zufügung. Er konnte auch gar keinen Taufnamen haben, denn als Tripolitaner war er tatsächlich ungetauft. Trotz seines dunklen Teints hätte man ihn eher für einen Europäer als für einen Nordafrikaner gehalten.

Wenn je ein Gesicht über den – wahren Charakter seines Trägers hinwegtäuschte, so war es bei Sarcany der Fall. Nur ein geübter Beobachter hätte erkannt, welch hohes Maß an Verschlagenheit sich hinter diesem ebenmäßigen Antlitz mit den schönen dunklen Augen, der schmalen Nase und dem gutgeschnittenen Mund unter dem kleinen Oberlippenbart verbarg. Obwohl Sarcany auf Grund seiner Herkunft und Kindheit von tiefem Mißtrauen, wenn nicht sogar Abscheu gegenüber den Mitmenschen erfüllt sein mußte, trug sein glattes Gesicht keine Spuren dieser trüben Erfahrungen. Die Physiognomiker behaupten zwar, und oft zu Recht, daß auch der geschickteste Schauspieler sein wahres Wesen auf die Dauer nicht verbergen könne, doch Sarcany bildete die Ausnahme von der Regel. Niemand konnte erraten, was dieser Mensch bisher getrieben haben mochte oder was er jetzt im Schilde führte; niemand witterte in ihm den ausgemachten Schurken und Betrüger, und gerade deshalb war er so gefährlich. Über die früheste Jugend des Tripolitaners war nichts bekannt.

Sicher war er eines von den vielen Findelkindern seiner Heimat, doch in welcher armseligen Spelunke mochte er aufgewachsen sein? Wer hatte ihm geholfen, im mörderischen Klima und Elend seiner Geburtsstadt zu überleben? Niemand hätte es zu sagen gewußt, nicht einmal Sarcany selbst – ein Kind des

Zufalls, dem Zufall vom ersten Lebenstage an ausgeliefert und offenbar dazu bestimmt, auch als Erwachsener den Lebensunterhalt nur den Gesetzen des Zufalls zu verdanken. Trotz so bedrückender Umstände hatte sich Sarcany, fast möchte man sagen, wider Willen, eine gewisse praktische Bildung angeeignet. Aus schierer Not war er schon früh gezwungen gewesen, sich in der Welt umzusehen, sich Menschen aller Stände auf diese oder jene Art nützlich zu machen und immer neue Wege im Kampf ums Dasein aufzuspüren. So war er schließlich eines Tages Silas Toronthal begegnet, einem der reichsten Bankiers von Triest, der im Laufe unserer Erzählung eine Schlüsselrolle spielen wird.

Sarcany's Gefährte, der Sizilianer Zirone, war leichter zu durchschauen: ein Mann, der weder Gesetz noch Glauben kannte, ein vollblütiger Abenteurer, der sich dem erstbesten Mann verdingte, wenn er nur gut zahlte, und der skrupellos zum zweitbesten überwechselte, falls der noch besser zahlte. Um die Art des Auftrages scherte er sich nie.

Zirone war wenig mehr als dreißig Jahre alt. Er hatte bisher davon gelebt, anderen schlechte Ratschläge zu erteilen, selbst schlechte Ratschläge anzunehmen und, vor allem, sie auch auszuführen. Seinen Geburtsort hätte er sicher nicht verheimlicht, wäre er ihm bekannt gewesen. Um so mehr zierte er sich aber, seine gegenwärtige Adresse preiszugeben, falls er überhaupt irgendwo einen festen Wohnsitz hatte. Noch in Sizilien hatten sich seine Wege mit den verschlungenen Pfaden Sarcany's gekreuzt, und seither befanden sich die beiden Männer gemeinsam auf Wanderschaft, entschlossen, ihr zweifaches Elend in ein doppeltes Glück zu verwandeln. Alle Mittel, erlaubte wie unerlaubte, sollten ihnen dazu recht sein.

Über Zirones wahren Charakter täuschte sich niemand. Allzu deutlich verrieten die listigen, stets halb geschlossenen Augen und das unruhige Hin- und Herwenden des Kopfes den Mann mit nicht ganz einwandfreiem Gewissen. Auch eine übermäßige Schwatzhaftigkeit konnte den Eindruck der Verschlagenheit nicht verwischen. Im übrigen wirkte der hochgewachsene Sizilianer mit dem pechschwarzen Bart und Haarschopf aber wie ein fröhlicher Kumpan, der im selben Maße mitteilksam war, wie sich Sarcany verschlossen zeigte.

An jenem Maimorgen sprach Zirone allerdings in auffallend gedämpftem Tonfall; die ungelöste Essensfrage schien ihn zu bedrücken. Die Freunde hatten am Abend zuvor in einer elenden kleinen Spielhölle beim letzten Einsatz Pech gehabt; sie besaßen keinen Heller mehr. Beide wußten nicht recht, wie es nun weitergehen sollte, und sie beschränkten sich vorerst darauf, auf einen glücklichen Zufall zu hoffen. Doch bald mußten sie einsehen, daß dieser Schutzpatron der Nichtsteuer keine Eile hatte, sich ausgerechnet auf der Mole San Carlo einzustellen. Also beschlossen sie, ihm schon ein wenig voranzugehen, mit anderen Worten: in die Stadt zurückzukehren. Triest hat siebzigtausend Einwohner, die meist italienischer Herkunft sind und den Dialekt des nahen Venedig sprechen. In Verfolgung ihrer vielfältigen Geschäfte schieben und drängen sich die Menschen in großer Zahl von früh bis spät in den gradlinigen Straßen, auf Quais und Promenaden am Hafen und zu beiden Seiten des großen Kanals, der Triest in Ost-West-Richtung durchschneidet. Doch die italienischen Laute gehen völlig auf im internationalen Sprachengewirr, das die deutschen, französischen, englischen und slawischen Matrosen, Kaufleute und Beamten in die Stadt hereintragen.

Trotz des äußeren Glanzes der Handelsmetropole darf man nicht glauben, alle Menschen, die ihre Straßen bevölkern, seien gleichermaßen Kinder des Glücks. Beherrscht wird Triest von jenen englischen, armenischen, griechischen und jüdischen Handelsherren, deren prächtige Villen selbst der Hauptstadt der österreichisch-ungarischen Monarchie zur Zierde gereichen könnten. Doch wie groß ist dagegen das Heer der armen Teufel, die bis spät in die Nacht hinein ziellos durch die Geschäftsstraßen fluten, deren stattliche Häuserzeilen wie unbezwingbare Banktresore wirken, während in den Warenauslagen im Erdgeschoß der ganze Reichtum eines blühenden Adria-Hafens zur Schau gestellt wird. Wie viele der Zuschauer, unter deren Augen die mächtigen Schiffe des Österreichischen Lloyd entladen werden, haben weder gefrühstückt noch die geringste Aussicht auf eine Mittagsmahlzeit! Wie viele arme Schlucker mischen sich vor den Lagerhallen, die sie nie betreten dürfen, unter die kleine Schar der reichen, Reeder, und wie viele Habenichtse bevölkern auch den Platz vor der Börse, deren Tore ihr stets so verschlossen bleiben wie die Eingänge zum Tergesteum, dem großartigen Rathaus Triests, das auch den Österreichischen Lloyd und seine Lesesäle in enger Nachbarschaft mit der Handelskammer

beherbergt!

In allen Hafenstädten der Welt, ob in London oder in Liverpool, in Marseille oder Le Havre, in Antwerpen oder Livorno, immer trifft man die gleichen unglücklichen Gestalten, von denen niemand weiß, woher sie kommen, wohin sie gehen und wo ihr Leben eines Tages enden wird. Sie selbst wissen es wohl am allerwenigsten. Nicht wenige unter ihnen haben einstmals bessere Tage gesehen. Viele sind Ausländer, die bei der Abreise ihrer Eisenbahn oder ihres Schiffes wie ein vergessenes Gepäckstück in der Hafenstadt zurück bleiben und fortan mit vielen anderen Leidensgenossen die Straßen verstopfen, aus denen sie nicht einmal die Polizei zu vertreiben vermag. Doch kehren wir zu Sarcany und Zirone zurück. Die beiden hatten inzwischen einen letzten Blick auf die Bucht und den gegenüberliegenden Leuchtturm von Santa Teresa geworfen und kehrten nun der Mole San Carlo endgültig den Rücken. Am Stadttheater vorüber schlenderten sie zur Piazza Grande, wo sie sich ein Viertelstündchen am Karls-Denkmal niederließen, gleich neben dem herrlichen Springbrunnen, dessen Becken aus Karstgestein gemauert ist.

Nach dieser Pause schlugen sie den Weg linker Hand ein. Zirone tat sich inzwischen keinen Zwang mehr an. Vor Hunger schaute er jedem Passanten so unverschämt ins Gesicht, als wolle er ihn im nächsten Augenblick überfallen und berauben. Als sie bei Börsenschluß das riesige Geviert des Tergesteums durchschritten, sagte er mit einem Blick auf die Börse: »Leer, genauso leer wie unsere.«

Er lachte dabei, obwohl ihm keineswegs zum Lachen zumute war, doch Sarcany verzog keine Miene; er überhörte den schlechten Scherz. Inzwischen hatten sie den dreieckigen Platz mit dem Bronzedenkmal von Kaiser Leopold I. erreicht. Zirone piffte gellend durch die Zähne – den Ganovenpfeiff – und ein Schwarm blaugrauer Tauben, die unter dem Giebedach der Alten Börse hausten, stob erschrocken davon. Gleich darauf kamen die Gefährten auf dem Corso an, der das alte Triest vom neuen scheidet. Dieser Boulevard ist zwar großzügig angelegt, wirkt aber nicht übertrieben elegant. Auch seine gut ausgestatteten Geschäfte lassen ein wenig den Hauch der großen Welt missen. Man fühlt sich eher an die Londoner Regent Street oder den New Yorker Broadway erinnert als an den Boulevard des Italiens zu Paris. Natürlich wimmelt auch dieser Corso zu jeder Tageszeit von Passanten, während eine stattliche Anzahl von Kutschen zwischen der Piazza Grande und der Piazza della Legna die Fahrbahnen hinauf- und hinunterrollt. Die Namen der Plätze weisen übrigens auf den italienischen Ursprung Triests hin. Auch jetzt noch blieb Sarcany unberührt von allen Verlockungen der Geschäftsauslagen, doch Zirones Blick drückte offen den Neid all derer aus, die zu arm sind, um die zur Schau gestellten Herrlichkeiten zu erwerben. Und es gab genug, um seine Begehrlichkeit zu erwecken, vor allem in den Lebensmittelläden und in den Schenken, die sich bekanntlich durch den höchsten Bierabsatz in der ganzen Monarchie auszeichnen. »Dieser Corso macht mich nur noch hungriger und durstiger«, stöhnte er. Sein ausgetrockneter Mund erlaubte ihm nur noch zu krächzen, doch Sarcany hatte für derlei Gejammer bloß ein Achselzucken übrig.

Immerhin beschloß er, den verführerischen Corso zu verlassen. Er bog in die erste Seitenstraße linker Hand ein, und bald stießen sie am Ponte Rosso, einer Drehbrücke, auf den Kanal, in dem selbst Schiffe mit größerem Tiefgang ankern können. Sie folgten dem Wasserlauf landeinwärts, bogen bei der Kirche San Antonio Nuovo jedoch wieder nach rechts ab, so daß sie bald wieder am Corso anlangten, diesmal an seinem oberen Ende. Doch jetzt kreuzte Sarcany die Prachtstraße nur eilig und zog seinen Gefährten mit sich fort in das Gassengewirr der Altstadt, das wegen seiner Enge und Steilheit für Fuhrwerke teilweise unpassierbar ist. Bei der Anlage der Sträßchen hatte man übrigens meist darauf geachtet, daß die Häuser der Bora, dem gefürchteten Nordostwind, keine Angriffsfläche boten.

In diesem ärmlichen alten Triest mußten sich unsere beiden Habenichtse weit wohler fühlen als in den reichen Straßen der Neustadt. Tatsächlich wohnten sie schon seit ihrer Ankunft in der Hafenstadt in einer bescheidenen Altstadtherberge unweit der Jesuitenkirche Santa Maria Maggiore. Aber der Wirt hatte von ihnen noch keinen Heller zu sehen bekommen, und da er von Tag zu Tag dringlicher auf der Begleichung ihrer stetig anwachsenden Schuld bestand, hielten sie es für geraten, das gefährliche Kap zunächst in großem Bogen zu umschiffen. Sie überquerten eilig den Kirchplatz und spazierten ein Weilchen vor dem Arco di Riccardo auf und ab. Doch ihr Sinn stand nicht nach dem Studium

römischer Bauwerke, und für die ersehnte Begegnung mit dem glücklichen Zufall schien auch dieser Altstadtwinkel ungeeignet zu sein. Kurzerhand beschlossen sie, zur Kathedrale San Giusto hinaufzusteigen. Im Gänsemarsch erklommen sie den beschwerlichen Treppenaufgang, der fast bis zum Gipfel des Schloßbergs mit der Kathedrale führt. »Verschrobene Idee, hier herauf zuklettern«, brummte Zirone, doch er zog den Gürtel enger um den weiten Mantel und blieb dem vorauseilenden Sarcany auf den Fersen. Als sie nach zehn Minuten die Freitreppe der Kirche erreicht hatten, waren Hunger und Durst nur noch quälender geworden. Die Anhöhe bot den beiden Freunden einen freien Ausblick über den Golf von Triest und das offene Meer. Zu ihren Füßen lag die Stadt mit ihren Vororten und den vereinzelt Landhäusern, die sich bis in die Hügellandschaft des Landesinnern hin ausbreiten. Doch unsere Abenteurer ließ solche Pracht kalt; sie hatten schon viele andere, vergleichbare Städte kennengelernt, und sie führten auch nicht zum ersten Mal ihre Sorgen und ihr Elend an dieser einsamen Stätte spazieren. Am oberen Ende des steilen Pfades, dicht neben der Kathedrale, lag ein kleiner ehemaliger Friedhof, den man zum Museum für antike und mittelalterliche Grabmäler gemacht hatte. Die Zeugen der Vergangenheit lagen mehr oder minder ungeordnet im Gras unter den tief herabhängenden Zweigen schöner alter Bäume, und das Türchen am Friedhofseingang war unverschlossen; Sarcany brauchte es nur aufzustoßen. Er trat ein, gefolgt von Zirone, der an diesem Morgen zu melancholischen Betrachtungen neigte.

»Und wenn wir nun Schluß machten?« sagte er düster. »Es wäre doch der passende Ort dafür.«

»Vielleicht wäre mir das gerade recht«, entgegnete Sarcany ironisch, doch Zirone wehrte nun erschrocken ab. »So ernst war es nicht gemeint, mein Freund«, sagte er hastig. »Ich verlange ja gar nicht viel vom Leben... höchstens einen guten Tag auf neun schlechte.«

»Den verspreche ich dir, und vielleicht noch ein wenig mehr.«

»Zum Zeugen deiner Worte rufe ich alle Heiligen Italiens auf, und das sind, bei Gott, etliche hundert!«

»Nun komm endlich«, sagte Sarcany ungeduldig. Sie folgten einer Allee, die in einem flachen Bögen zwischen zwei Reihen von Urnen entlangführte, und ließen sich am Ende auf einer romanischen Fensterrosette nieder, die dort im Gras lag.

Zunächst schwiegen beide, was Sarcany sicher behagte, den Sizilianer aber um so unruhiger machte. Er versuchte ein paarmal vergeblich, ein Gähnen zu unterdrücken, dann konnte er sich nicht länger beherrschen.

»Elender Zufall!« schimpfte er. »Er hat es diesmal wirklich nicht eilig, uns seine Aufwartung zu machen. Wie kann man ihn auch ausgerechnet in diesem Trümmerhaufen suchen! Glaub mir, Kamerad, wir sind auf der falschen Fährte. Die toten Seelen hier brauchen keinen Zufall mehr, und mir wird es nicht anders gehen, wenn ich erst einmal unter der Erde bin. Was kümmert mich dann noch ein verspätetes Mittagmahl! Laß uns gehen.«

Der Tripolitaner rührte sich nicht vom Fleck. Gedankenverloren starrte er in die Ferne, doch Zirone ließ nicht locker. Sein Mundwerk war nicht mehr zu zügeln.

»Sarcany«, begann er von neuem, »soll ich dir verraten, in welcher Gestalt ich den Zufall heute am liebsten sähe? Als Kassenboten des Bankhauses Toronthal. Im Auftrag des Herrn Silas Toronthal müßte er uns eine zum Bersten gefüllte Brieftasche übergeben und sich obendrein entschuldigen, weil man uns so ungebührlich lange hat warten lassen.« Doch Sarcany's Augenbrauen zuckten ärgerlich, und er sagte: »Wie oft muß ich dir noch wiederholen, daß wir von Silas Toronthal keinen Heller mehr zu erwarten haben?«

»Gar nichts?«

»Nichts. Mein Kredit bei ihm ist ausgeschöpft. Das hat er bei meinem letzten Vorstoß deutlich gesagt.«

»Zu dumm...«

»... aber nicht zu ändern.«

»Es käme darauf an«, sagte Zirone hartnäckig. »Wenn du sagst, dein Kredit sei erschöpft, dann hast du jedenfalls bisher Kredit bei ihm gehabt. Und du weißt auch, wofür: Dafür, daß du viele Male deinen Verstand und deinen Fleiß in die Dienste des Bankhauses gestellt hast, und zwar stets für... sagen wir, delikate Geschäfte. Entsprechend hat sich Toronthal während unserer ersten Wochen in Triest recht großzügig in Geldfragen verhalten. Ich will nicht glauben, daß du plötzlich keinen Druck mehr auf ihn ausüben kannst. Notfalls müßte man ihm drohen...«



»Wenn das möglich wäre, hätte ich es längst getan, und du brauchtest nicht auf eine Mittagsmahlzeit Jagd zu machen«, sagte Sarcany achselzuckend. »Toronthal – ist aber nicht in meiner Hand, was nicht heißt, daß es dabei bleibt. Und dann soll wirklich Zahltag sein, mit Zins und Zinseszins für alles, was er uns im Augenblick vorenthält. Leider scheint es um seine Geschäfte schlecht zu stehen. Große Bankmittel stecken in einigen unsicheren Unternehmungen, und er bekommt auch die Auswirkungen von mehreren Bankrotten in Berlin und München zu spüren. Warten wir doch, bis er vollends mürbe ist.«

»Gut gesagt«, entgegnete Zirone aufgebracht. »Sollen wir bis dahin von Wasser und Luft leben? Nein, Sarcany, mach wenigstens einen letzten Versuch, und klopfe noch einmal an seinen Geldschrank an. Toronthal muß soviel herausrücken, daß wir nach Sizilien zurückreisen können – mit einem kleinen Umweg über Malta.«

»Sizilien? Malta? Was sollten wir dort beginnen?«

»Meine Sache. Ich kenne mich dort aus, und ich würde eine tüchtige Bande in Malta anheuern, alles Burschen, die keine Schwierigkeiten machen, wenn man ihnen etwas aufträgt. Zum Teufel mit Triest! Vielleicht weißt du wirklich nicht viel über diesen verdammten Bankier, aber das Wenige mußt du so benutzen, daß er uns lieber sonstwo als in dieser Stadt weiß.« Er war aufgestanden und stampfte ungeduldig mit dem Fuß auf den Boden, als wäre Sarcany eine Rabenmutter, die ihrem Ziehkind das Futter vorenthält. Doch im nächsten Augenblick wurde seine Aufmerksamkeit abgelenkt. Ein erschöpfter Vogel steuerte mit mattem Flügelschlag auf die Kathedrale zu. Es war eine Taube. Zirone lag nichts ferner, als festzustellen, zu welcher der einhundertsiebenundsiebzig Arten im ornithologischen Namens Verzeichnis dieses Tier gehören mochte. Ihm genügte, daß es eßbar war, und er verschlang die Beute bereits mit Blicken. Das kraftlose Tier krallte sich zuerst an einen Vorsprung des Kathedralenturms, glitt jedoch ab und landete auf dem Schutzdach über der Statue von San Giusto. Von dort rutschte es noch tiefer, auf das Kapitell einer antiken Säule, die in den Winkel zwischen Turm und Kirchenfassade eingefügt war.

Sarcany hatte keinen Blick für die Taube, doch Zirone behielt das Tier im Auge. Der Vogel war aus nördlicher Richtung gekommen und schien eine weite Strecke zurückgelegt zu haben. Doch offensichtlich zwang ihn ein Instinkt, die Reise nach Süden fortzusetzen. Er spreizte die Flügel und zog einen flachen Bogen, landete aber gleich wieder erschöpft in den unteren Zweigen eines Baumes auf dem alten Friedhof. Darauf hatte Zirone nur gewartet. Er schlich auf den Baum zu und verhielt reglos hinter dem Stamm, wie ein Jagdhund, der das Wildbret belauert. Die Taube hatte den Jäger nicht bemerkt. Wieder wollte sie den Flug fortsetzen, und wieder taumelte sie bodenwärts.

Aufspringen, den Arm ausstrecken, zugreifen – das war für Zirone das Werk einer Sekunde. Schon schlossen sich seine Finger um den Hals der Beute, als er stutzte, einen Ruf der Überraschung ausstieß und zu Sarcany zurücklief. »Eine Brieftaube!« rief er.

»Ja... auf ihrer letzten Reise«, sagte Sarcany ironisch. »Recht hast du«, erwiderte Zirone. »Pech nur für ihren Empfänger.« Sarcany zuckte zusammen.

»Empfänger? Wovon redest du?« Er zerrte an Zirones Fingern, die sich enger um den Hals der Taube schlossen. Dann zog er unter dem Flügel des Tieres ein Briefchen hervor und öffnete es hastig. Es enthielt achtzehn Wörter in offensichtlich verschlüsselter Sprache, die in drei Reihen senkrecht untereinander angeordnet waren. Sie lauteten so:

i h n a l z  
a r n u r o  
o d x h n p  
a e e e i l  
s p e s d r  
e e d g n c  
z a e m e n  
t r v r e e  
e s t l e v  
e n n i o s  
e r s s u r  
t o e e d t  
r u i o p n  
m t q s s l  
e e u a r t

n o u p v g  
o u i t s e  
a r t u e e

Kein Wort über den Absender, kein Wort über den Empfänger. Ob man den Sinn der aus je sechs Buchstaben bestehenden Wörter enträtseln konnte, ohne den Schlüssel zu kennen? Dazu bedurfte es doch wohl großer Erfahrung, zumal nicht sicher war, daß es sich überhaupt um sinnvolle Wörter handelte. Sarcany betrachtete den Zettel zunächst enttäuscht, dann aber mit zunehmendem Interesse. Ob er wohl eine Mitteilung enthielt, die sich für eine kleine Erpressung nutzen ließ? Man durfte es annehmen. Die Verschlüsselung sprach ja dafür, daß der Text nur von bestimmten Personen verstanden werden sollte, deutlicher noch wies die Wahl des ungewöhnlichen Briefträgers auf die erwünschte Geheimhaltung der Botschaft hin. »Vielleicht können wir aus diesen Zeilen Kapital schlagen«, sagte er, doch Zirone war skeptisch.

»Sollte der glückliche Zufall diesmal die Gestalt einer Taube haben?« sagte er zweifelnd. »Immerhin ist es vielleicht gut, daß ich den Vogel nicht gleich erwürgt habe. Aber wenn ich es recht bedenke, könnten wir ihn dennoch essen. Wir haben ja die Botschaft.«

»Nicht so voreilig, Zirone«, sagte Sarcany streng. »Die Taube könnte uns ja zum Empfänger führen, vorausgesetzt, er wohnt in Triest.«

»Und was nützte es uns? Wir verstehen den Text doch nicht.«

»Das bestreite ich nicht.«

»Und über den Absender erfahren wir auch nichts.«

»Wer weiß? Kenne ich erst den Empfänger, finde ich vielleicht Wege, den Absender zu entdecken. Auf keinen Fall sollten wir die Taube töten. Im Gegenteil: Wir müssen ihr auf die Beine helfen, damit sie noch den Empfänger erreicht.«

»Mit der Botschaft?«

»Mit der Botschaft. Ich werde sie zuvor sorgsam kopieren. Sie kann uns noch nützlich werden.«

Sarcany öffnete sein Taschenbuch und begann mit der Abschrift. Da in verschlüsselten Texten auch die kleinsten Eigentümlichkeiten wichtig sind, gab er sich Mühe, selbst die Wortstellung genau festzuhalten. Dann heftete er den Umschlag mit dem Originalbrief wieder unter den Flügel der Taube. »Und jetzt?« fragte Zirone, der noch immer zweifelte, ob das Tier tatsächlich der herbeigewünschte glückliche Zufall wäre. »Jetzt kümmerst du dich um den Boten«, sagte Sarcany. Es zeigte sich, daß die Taube weder durch eine Schrotkugel noch durch den Steinwurf eines Gassenjungen verletzt war; sie hatte nur Hunger und Durst. Zirone sammelte daher ein paar Samenkörner im Gras, die sie gierig aufpickte. Ihren Durst löschte sie mit einigen Schlucken Wasser, die der Sizilianer in einer Urne entdeckt hatte. In einer halben Stunde war die fliegende Botin so weit wiederhergestellt, daß sie die unterbrochene Reise fortsetzen konnte.

»Jedenfalls müßte sie ein Ziel in Triest sicher erreichen können«, meinte Sarcany. »Dazu braucht sie nur ein, zwei Minuten. Für einen weiter entfernten Bestimmungsort wäre sie wohl doch noch zu schwach, aber außerhalb Triests könnten wir ihren Weg ohnehin nicht verfolgen. Suchen wir also einen günstigen Abflugplatz.«

Die Kathedrale besteht aus zwei alten romanischen Kirchen, von denen die eine der Jungfrau Maria und die andere San Giusto, dem Schutzpatron von Triest, gewidmet ist. Ihre Hauptstütze bildet ein Turm, der im rechten Winkel zur Westfassade mit der großen Steinrosette über dem Hauptportal steht. Dieser Turm beherrscht den ganzen Karsthügel, und die Stadt breitet sich tief unten, zu seinen Füßen, wie eine plastische Landkarte aus. War der Bestimmungsort der Taube tatsächlich Triest, so mußte man mit ein wenig Glück vom Turm aus ihren Flug bis ins Ziel verfolgen können.

Sarcany und Zirone hatten Glück! Der spitzbogengeschmückte Turmeingang unter der Statue von San Giusto stand offen; es dauerte etwa drei Minuten, bis sie über die grob in den Stein gehauene Wendeltreppe die Plattform unter der Turmhaube erreichten. Eine Außengalerie gab es zwar nicht, dafür aber zwei Fenster, von denen eines auf die Stadt und den Hafen und das andere auf das Gebirge gerichtet war. Sarcany und Zirone postierten sich mit der Taube an dem Fenster, das den Blick auf die Stadt freigab.

Die Turmuhr im Kastell, das hinter der Kathedrale den Hügel krönt, schlug vier.

Obwohl die Sonne sich schon ein wenig dem Horizont zuneigte, lagen noch viele Häuserfassaden in ihrem hellen Licht. Die Sicht war also ausgezeichnet, zumal klares Wetter herrschte.

Sarcany hielt die Taube in die Fensteröffnung, strich ihr noch einmal beruhigend über die Flügel und schleuderte sie in die Luft. Der Vogel breitete auch die Flügel aus – und sank wie ein Stein in die Tiefe!

Zirone entfuhr ein> Schreckensruf. So war alle Mühe um den gefiederten Sendboten vergebens gewesen? »Nein, nein!« rief da schon Sarcany. »Sie schafft es! Sie kommt wieder hoch!« Und wirklich hatte die Taube über einer aufsteigenden Warmluftsäule das Gleichgewicht wiedergefunden. Sie zog noch eine Kurve und wandte sich dann ohne Zögern in schräger Flugrichtung dem Nord Westen vori Triest zu. Sarcany und Zirone ließen sie keine Sekunde aus den Augen. Ihr Flügelschlag war jetzt ganz ruhig, und man spürte, daß sie von ihrem geheimnisvollen Instinkt geradenwegs ins Ziel geleitet wurde – ein Ziel, das sie ohne den erzwungenen Aufenthalt an der Kathedrale schon vor einer Stunde erreicht hätte. Die Gefährten beobachteten den Flug mit höchster Spannung. Ob die Taube wohl die Stadtgrenzen überfliegen würde? Dann bestand keine Hoffnung mehr, ihren Bestimmungsort zu ermitteln. Doch nein, das Glück stand diesmal auf ihrer Seite. »Ich sehe sie... ich sehe sie immer noch!« rief Zirone, der ungewöhnlich scharfe Augen hatte.

»Paß nur auf, wo sie niedergeht«, mahnte Sarcany. »Wir müssen das Haus unbedingt finden.«

Schon nach wenigen Minuten ließ sich die Taube auf einem hohen spitzgiebligen Gebäude nieder, das in einer dichten Baumgruppe stand. Der Stadtpark und das Hospital lagen nicht weit davon entfernt. Der fliegende Bote schlüpfte durch eine deutlich sichtbare Mansardenluke, über der sich eine schmiedeeiserne Wetterfahne im Wind drehte – gewiß ein Werk Quentin Metsys, wenn Triest nicht in Österreich, sondern in Flandern gelegen hätte.

Das Reiseziel der Taube war nun annähernd bekannt. Mit Hilfe der auffälligen Wetterfahne durfte es gar nicht schwer sein, das Haus und den Empfänger der Botschaft ausfindig zu machen. Sarcany und Zirone begannen deshalb sofort mit dem Abstieg. Bald standen sie nördlich vom Corso auf der Piazza San Giovanni, an der zwei große Straßen zusammenstoßen, die Via Stadion, die zum Stadtpark führt, und die Via dell' Acquedotto, eine herrliche baumbestandene Allee, die erst beim Boschetto-Restaurant endet. Für welche der beiden Straßen sollte man sich wohl entscheiden? Instinktiv wählten die beiden Männer die Via dell'Acquedotto und begannen, jedes Haus aufmerksam mit dem Blick zu prüfen.

»Ich habe es gefunden!« rief Zirone endlich und wies auf ein Gebäude am Ende der Allee, über dem sich die Wetterfahne in der frischen Brise drehte. Wirklich gab es auch im Giebel eine Luke, vor deren Einflugloch mehrere Tauben flatterten. Jeder Irrtum war ausgeschlossen; hier und nirgendwo anders befand sich der heimatliche Schlag der Brieftaube vom Kirchhof! Das Gebäude sah recht bescheiden aus und verlor sich im Grün der Bäume, die den Haupttreiz der Allee ausmachten. Sarcany zog sofort in den umliegenden Läden Erkundigungen über den Hausbesitzer ein: Er hieß Graf Ladislaus Zathmar. »Und wer ist dieser Graf?« fragte Zirone, dem der Name nichts sagte.

»Eben der Graf Zathmar«, erwiderte Sarcany kurz angebunden.

»Vielleicht könnten wir herausfinden...«

»Später, Zirone, später. Nur nichts übereilen. Nachdenken Ruhe bewahren... und jetzt erst einmal zurück ins Quartier.«

»Es ist auch höchste Zeit für das Abendessen, wenigstens für Leute, die das Recht auf einen Platz am Tisch haben«, sagte Zirone bitter.

»Wenn wir heute nicht zu Tisch gehen können, wird es vielleicht morgen der Fall sein«, beschied ihn Sarcany. »Darf ich erfahren, bei wem?«

»Wer weiß? Vielleicht beim Grafen Zathmar.« Ohne sonderliche Eile traten sie den Rückweg zum Gasthof an, zu ihrer ärmlichen Herberge, die doch für sie noch viel zu teuer war. Aber ausgerechnet dort erwartete sie eine große Überraschung. Für Sarcany war ein Brief eingetroffen. Er enthielt Banknoten im Wert von zweihundert Gulden und folgenden knappen Begleittext:

> Anbei der letzte Betrag, den Sie von mir zu erwarten haben. Er dürfte für ein Rückreisebillet nach Sizilien ausreichen. Ich würde es begrüßen, in Zukunft von Ihnen nichts mehr hören zu müssen.

Silas Toronthal.<

»Hurra!« rief Zirone. »Endlich hat der Herr Bankier Vernunft angenommen. Ich sagte es ja bereits: Auf unsere Geldquellen ist Verlaß!«

»Das will ich meinen«, entgegnete Sarcany, und Zirone fuhr fort:  
»Mit dem Geld kaufen wir also unsere Reisebillets?«  
»Nein«, sagte Sarcany, »damit bleiben wir hier.«

## II

### Graf Mathias Sandorf

Die Ungarn oder Magyaren sind seit dem neunten Jahrhundert in ihrem derzeitigen Siedlungsraum nachweisbar. Mit mehr als fünf Millionen Menschen machen sie heute ein Drittel der Gesamtbevölkerung Ungarns aus. Manche sehen in ihnen Abkömmlinge der Ägypter, andere der Hunnen Attilas oder auch der nordischen Finnen. Fest steht nur, daß sie weder Slawen noch Deutsche sind und auch keinen Wert darauf legen, es eines Tages zu werden.

Schon im elften Jahrhundert wurden sie treue Anhänger der katholischen Kirche und sind es seither geblieben. Sie sprechen auch noch ihre alte Muttersprache, ein sanftes, wohlklingendes Idiom, das für die Poesie wie geschaffen ist. Obwohl es einen geringeren Wortschatz als das Deutsche hat, ist es doch treffender und kraftvoller im Ausdruck, und vom vierzehnten bis zum sechzehnten Jahrhundert vermochte es sogar, das Latein als Amtssprache zu verdrängen. Doch am 21. Januar 1699 gerieten Ungarn und Siebenbürgen im Vertrag von Carlowitz unter österreichische Herrschaft, und zwanzig Jahre darauf besiegelte die Pragmatische Sanktion die Unteilbarkeit von Österreich und Ungarn. Die Verfassung sah fortan auch die weibliche Erbfolge vor, so daß Maria Theresia, die Tochter Karls VI. des letzten männlichen Habsburgers in Österreich, 1745 Kaiserin werden konnte. Die Ungarn mußten sich dem Stärkeren beugen, doch noch einhundertfünfzig Jahre später gab es in allen Schichten der Bevölkerung genügend Patrioten, die sich weigerten, die Bestimmungen des Vertrags von Carlowitz und der Pragmatischen Sanktion anzuerkennen.

Zum Zeitpunkt unserer Erzählung lebte in Siebenbürgen ein gewisser Graf Sandorf, ein Magyar edler Abkunft, der alles haßte, was österreichisch war, und der nur ein Ziel kannte: seinem Land die einstige Unabhängigkeit wiederzugeben. Als junger Mensch hatte er Kossuth, den Helden der ungarischen Revolution von 1848 kennengelernt, und obwohl er nach Herkommen und Bildung in vielen Punkten andere Ansichten vertrat als der Volksheld, gehörte er doch zu den glühenden Verehrern des großen Patrioten.

Der Stammsitz des Grafen, Schloß Artenak, lag im siebenbürgischen Distrikt Fagaras. Es war auf einem der nördlichen Ausläufer der Ostkarpaten errichtet und wirkte in seiner wilden Schönheit wie eine jener Trutzburgen, in denen sich Verschwörer bis zum letzten Atemzug verteidigen. In der Nähe gelegene, sorgfältig erschlossene Silber- und Kupferminen sicherten den Herren von Artenak ein bedeutendes Einkommen. Die gesamte Domäne des Grafen umfaßte einen beträchtlichen Teil des Distrikts Fagaras, der insgesamt zweiundsiebzigttausend Einwohner zählte. Städter wie Bauern erkannten dankbar an, daß sich Graf Sandorf für die Belange des Landes einsetzte; sie waren ihm treu ergeben. Nicht zuletzt aus diesem Grunde unterlagen Schloß und Domäne einer besonderen Bewachung, die die Ungarische Kanzlei in Wien angeordnet hatte. Man kannte hohen Ortes nur allzu gut die politische Einstellung des Herrn von Artenak und beobachtete jede seiner Bewegungen voller Mißtrauen.

Der Graf besaß eine hervorragende Bildung. Obwohl ihm sein Reichtum das Leben eines Müßiggängers gestattet hätte, war er seiner Neigung gefolgt und hatte ernsthafte naturwissenschaftliche und medizinische Studien betrieben. Er wäre ein erfolgreicher Arzt geworden, hätte er seinen Lebensunterhalt aus dem Dienst an den Kranken bestreiten müssen. So aber konnte er sich darauf beschränken, als ein in Fachkreisen hochgeschätzter Chemiker zu wirken. Die Universität von Pest, die Akademie der Wissenschaften in Preßburg, die Königliche Bergbauschule in Schemnitz und das Polytechnikum in Temesvár hatten ihn zu ihren begabtesten Studenten gezählt. Kurzum: Der Graf war in jeder Hinsicht eine vollendete Persönlichkeit und wurde entsprechend geliebt und verehrt. Besonders unter seinen Professoren hatte er sich Freunde auf Lebenszeit erworben. In früheren Jahren war Schloß Artenak ein Ort der Lebensfreude und Heiterkeit. Die rauhe Karpatenlandschaft war ein beliebtes Jagdgebiet, und man pflegte sich gern zu großen Treibjagden auf dem Schloß einzufinden. Bei solchen Gelegenheiten konnte der Graf seine ganze Kampfeslust befriedigen, die auf dem Feld der Politik noch keine rechte Betätigung gefunden hatte. Zumindest verhielt sich der Herr von Artenak in politischer Hinsicht abwartend: Er beobachtete die Entwicklung der Lage. So galt sein ganzes

Interesse vorerst nur zwei Lebensbereichen: der Domäne und ihrer Verwaltung und den Naturwissenschaften.

Solange seine Gattin, die Gräfin Rena noch lebte, war sie der Mittelpunkt des fröhlichen Treibens auf dem Schloß. Doch fünfzehn Monate vor Beginn unserer Geschichte war sie plötzlich mitten in der Blüte ihrer Jugend und Schönheit vom Tod dahingerafft worden, und der Graf blieb mit seiner kleinen, inzwischen zweijährigen Tochter zurück. Er litt furchtbar unter diesem Schicksalsschlag und sollte ihn nie mehr ganz verwinden. Im Schloß verstummte alles Lachen; Artenak verfiel in klösterliche Stille. Das Kind wurde der Obhut der jungen Schloßverwaltersfrau, einer gewissen Rosa Landeck, anvertraut, die an ihm nach besten Kräften die Mutterstelle vertrat.

Zu Beginn seiner Witwerschaft vergrub sich Graf Sandorf völlig auf seinem Schloß. Er lebte nur noch in Erinnerungen an glücklichere Tage. Doch allmählich gewann der Gedanke an die Befreiung seines Vaterlandes von der österreichischen Herrschaft die Oberhand. Die Macht Österreichs war schon durch den Französisch-Italienischen Krieg von 1859 heftig erschüttert worden. Nur sieben Jahre später, 1866, erlitt sie bei Sadowa durch die Preußen einen weiteren schweren Schlag. Und an dieses schwache Österreich, das seine italienischen Besitzungen eingebüßt und solche Schmach durch Preußen hingenommen hatte, sollte Ungarn immer noch gefesselt sein? Die Magyaren fühlten sich in ihrem unbändigen Stolz zutiefst verletzt – eine Reaktion, die sich mit dem Verstand nicht erklären läßt, denn sie liegt allein im Gefühl begründet. Die Siege der Österreicher bei Custozza und Lissa konnten in ungarischen Augen jedenfalls die Schande von Sadowa nicht tilgen.

Graf Sandorf hatte in der Folgezeit die politische Lage Ungarns sorgfältig studiert, und er glaubte, der Zeitpunkt für die Befreiung von Österreich sei gekommen. Am 3. Mai 1867 umarmte er sein Töchterchen, übergab es den treuen Händen der Schloßverwaltersfrau und verließ Artenak.

Er reiste zunächst nach Pest, nahm Verbindung mit seinen Gesinnungsfreunden auf und traf noch einige vorbereitende Verfügungen. Wenige Tage darauf begab er sich nach Triest, denn hier liefen alle Fäden der Verschwörung gegen die Krone in seiner Hand zusammen. Die Unübersichtlichkeit der Hafenstadt ermöglichte es Graf Sandorf und seinen Freunden, mit größerer Sicherheit für ihr patriotisches Unternehmen zu arbeiten.

Zwei der ergebensten Mitarbeiter Graf Sandorfs, der Graf Ladislaus Zathmar und der Professor Stefan Bathory, waren überdies in Triest ansässig. Die beiden gebürtigen Ungarn waren mindestens um zehn Jahre älter als Mathias Sandorf. Trotz ihrer vornehmen Herkunft lebten sie in dürftigen Verhältnissen. Zathmar bezog geringfügige Einkünfte aus einem kleinen Landgut im ungarischen Komitat Liptau; Bathory war Privatlehrer der Naturwissenschaften in Triest und lebte allein von seinen Stundengeldern.

Wie wir bereits wissen, bewohnte Ladislaus Zathmar ein bescheidenes Haus an der Via dell'Acquedotto. Er hatte es Graf Sandorf so lange zur Verfügung gestellt, bis das große politische Unternehmen auf die eine oder andere Weise beendet sein würde. Borik, ein fünfundfünfzigjähriger Ungar, war der einzige Bedienstete im Haus. Er war dem Grafen Zathmar ebenso treu ergeben wie der Schloßverwalter Landeck seinem Herrn, dem Grafen Sandorf.

Stefan Bathory wohnte mit seiner Frau und dem achtjährigen Sohn Peter in der Via Stadion, also nicht weit von Zathmars Haus. Der Professor gehörte nachweislich zu jener magyarischen Fürstenfamilie, die im sechzehnten Jahrhundert auf dem Thron Siebenbürgens gesessen hatte. Die Familie war inzwischen in zahllose Linien verzweigt, und man hätte in dem bescheidenen Gelehrten der Akademie Preßburg schwerlich einen direkten Nachkommen des ehemaligen regierenden Hauses vermutet. Zumindest aber war Stefan Bathory in Fachkreisen hochgeachtet, wenn er auch weitgehend zurückgezogen lebte. Dennoch machte er aus seinen patriotischen Überzeugungen keinen Hehl, und so sah er sich eines Tages gezwungen, um seine Entlassung zu bitten. Seither lebte er als Privatgelehrter in Triest, und seine Frau stand ihm in allen Kümernissen des Alltagslebens tapfer zur Seite.

Graf Sandorf hatte zwar aus Sicherheitsgründen eine Wohnung im Palazzo Modello, dem heutigen Hotel Delorme, genommen, aber die drei Gesinnungsfreunde trafen sich meist in Zathmars Haus. Die Polizei hatte bisher nicht den geringsten Verdacht, daß das unauffällige Gebäude das Zentrum einer Verschwörung war, die bis in die entferntesten Landesteile reichte. Ladislaus Zathmar und Stefan Bathory ordneten sich vorbehaltlos dem Grafen Sandorf

unter. Alle drei hielten nunmehr den Zeitpunkt für gekommen, Ungarn die ihm gebührende Stellung innerhalb der europäischen Staaten zurückzugeben. Es war ein lebensgefährliches Unternehmen, doch das Risiko schreckte diese drei Männer ebenso wenig wie alle jene anderen Mitstreiter, die hin und wieder in der Via dell'Acquedotto auftauchten, um neue Anweisungen entgegenzunehmen. Ein Brieftaubendienst für besonders gefährliche Botschaften verband Triest mit allen wichtigen Stützpunkten in Ungarn und Siebenbürgen. Überdies wurden brisante Nachrichten, wie wir wissen, verschlüsselt aufgegeben. Dank all dieser Vorsichtsmaßnahmen hatten sich die Verschwörer bisher in vollkommener Sicherheit wiegen können. Am 21. Mai, drei Tage nachdem Sarcany und Zirone einen der fliegenden Boten der Aufrührer abgefangen hatten, saßen Graf Zathmar und Stefan Bathory gegen acht Uhr abends im Arbeitszimmer des Hausherrn und erwarteten die Rückkehr des Grafen Sandorf. Der Herr von Artenak hatte sich zur Regelung privater Angelegenheiten auf sein Schloß begeben müssen und die, Gelegenheit genutzt, mit seinen Freunden in der Provinzhauptstadt Klausenburg noch ein paar wichtige Besprechungen zu führen. Während seiner Abwesenheit waren noch einmal chiffrierte Mitteilungen auf dem Wege der Brieftaubenpost zwischen Triest und Buda ausgetauscht worden, und Ladislaus Zathmar machte sich nun daran, die neuesten Nachrichten mit Hilfe eines sogenannten Gitters zu dechiffrieren. Der Vorgang war einfach: Bei Anwendung der Gitter-Methode behält jeder Buchstabe seinen alphabetischen Wert; ein »b« oder ein »o« wird auch als »b« beziehungsweise »o« gelesen. Man legt ein Gitter mit einer bestimmten Anzahl offener und geschlossener Felder über das verschlüsselte Wort und notiert zunächst nur hintereinander die Buchstaben, die in den offenen Feldern erscheinen. Nun macht man mit dem Gitter eine Vierteldrehung, schreibt die Buchstaben auf, die diesmal in den Fenstern erscheinen, dreht das Gitter wieder weiter, schreibt die neuen Buchstaben auf und fährt so fort, bis alle Buchstaben der Botschaft notiert sind. Fortlaufend gelesen ergeben sie dann den sinnvollen Text. Solche Gitter wurden schon in alten Zeiten verwendet. Man hat sie nur neuerdings nach den Methoden des Obersten Fleißner vervollkommenet. Auf jeden Fall sind sie all jenen Systemen überlegen, in denen man jeweils nur einen bestimmten Buchstaben zur neuen Basis des Alphabets erhebt oder überhaupt nur vorher von den Partnern festgelegte Buchstaben gegeneinander austauscht. Gute Dechiffrierer können über solche Methoden nur lächeln. Durch bloßes Probieren und Raten, durch Wahrscheinlichkeitsrechnungen und andere Tricks kommen sie den meisten Geheimsprachen auf die Spur. Allein aus der Häufigkeit bestimmter Buchstaben ziehen sie Rückschlüsse auf die Sprache, in der die Botschaft abgefaßt sein könnte. Zahlreiche »e« sprechen beispielsweise für einen französischen, englischen oder deutschen Text, gehäufte »o« für einen spanischen, viele »a« für einen russischen und das gleichzeitige Auftreten vieler »e« und »i« für einen italienischen.

Kein Wunder also, daß man dergleichen Systeme heute gern meidet und lieber mit den bereits erwähnten Gittern oder auch mit chiffrierten Wörterbüchern arbeitet, in denen einzelne gebräuchliche Wörter für ganze Satzeinheiten stehen, aber ihrerseits schon wieder durch Zahlen ersetzt sind. Die beiden letztgenannten Systeme haben aber auch eine bedenkliche Schwäche: Ihre Benutzer sind verpflichtet, um keinen Preis das Gitter oder das Wörterbuch zu verlieren oder in unrechte Hände gelangen zu lassen, denn wer im Besitz dieser Hilfsinstrumente ist, kann auch jede Botschaft in der dazugehörigen Schlüsselsprache entziffern.

Graf Sandorf und seine Mitverschwörer hatten neben der Gittermethode noch eine zweite Vorsichtsmaßnahme ergriffen: Sie vernichteten jede Nachricht sofort nach ihrer Dechiffrierung. So konnte es, selbst wenn das Gitter einmal gestohlen wurde, doch nie Hinweise auf die Konspiration geben, für die die großen Magnaten Ungarns ebenso wie die Bürgerschafts- und Volksvertreter ihr Leben einsetzten.

Ladislaus Zathmar hatte gerade die neuesten Nachrichten entschlüsselt, als Borik den Grafen Sandorf in das Arbeitszimmer hereinführte.

»Ihre Eindrücke, Mathias?« fragte Zathmar nervös, ohne jedes Wort der Begrüßung oder Einleitung.

»Ausgezeichnet«, erwiderte Sandorf. »Wir haben keinen Grund, an der Treue unserer siebenbürgischen Freunde zu zweifeln.«

»Und die Nachricht, die ich vor drei Tagen aus Pest erhielt? Hast du sie auch schon übermitteln können?« fragte Stefan Bathory, der dank seiner langen

Freundschaft mit dem Grafen das vertrauliche Du benutzen durfte.

»Ja, Stefan, unsere Leute sind unterrichtet. Und sie sind bereit! Auf das erste verabredete Zeichen hin beginnt der Aufstand. Wir wollen Buda und Pest innerhalb von zwei Stunden in der Hand haben. Für die großen Komitate dürften wir auch nur einen halben Tag brauchen und einen weiteren Tag für Siebenbürgen und die Militärgrenze. Und dann... dann sind acht Millionen Ungarn wieder frei und unabhängig!«

»Aber der Ungarische Reichstag?« fragte Stefan Bathory. »Unsere Leute haben darin die Mehrheit. Sie werden sofort die neue Regierung bilden. Es wird keine Schwierigkeiten geben, denn die Komitatsverwaltungen sind ohnehin kaum von der Krone abhängig, und ihre Chefs haben Polizeigewalt im eigenen Bezirk.«

»Aber der kaiserliche Statthalter in Buda...«, warf Ladislaus Zathmar ein.

»Wir werden zu verhindern wissen, daß er etwas unternimmt...«

»... und vielleicht die Ungarische Kanzlei in Wien verständigte« ergänzte Bathory.

»Gewiß«, fuhr Graf Sandorf fort. »Alle unsere Schritte sind so gut aufeinander abgestimmt, daß sie den Erfolg gewährleisten.«

»Den Erfolg!« rief Stefan Bathory emphatisch. »Ja, den Erfolg«, wiederholte Mathias Sandorf ernst. »Alles, was magyarisches Blut in den Adern hat, steht auf unserer Seite, auch in der Armee. Kein Magyar, dessen Herz beim Anblick unserer Nationalflagge nicht höher schlägt! Doch bis das Ziel erreicht ist, dürfen wir uns nicht die geringste Nachlässigkeit erlauben. In der Vorsicht liegt unsere Stärke. Man hat offenbar in Triest noch keinerlei Verdacht geschöpft.«

»Keinerlei Verdacht«, bestätigte Graf Zathmar, und er fügte hinzu: »Hier redet man ohnehin nur von Pola. Fast alle Handwerker sind beim Ausbau des Kriegshafens beschäftigt.« Schon vor fünfzehn Jahren hatte Österreich den Verlust Venetiens befürchtet, der inzwischen tatsächlich eingetreten war. Man beschloß rechtzeitig, Pola am Südende Istriens als Ersatz für Venedig auszurüsten, und legte einen großen Marinehafen mit mächtigen Arsenalen an. Triest, dessen Hafen durch das Projekt seine angestammte führende Rolle einbüßen würde, protestierte vergeblich. Doch diese Unzufriedenheit war den ungarischen Verschwörern nur recht. Sie durften auf die Gefolgschaft der verärgerten Triester zählen, falls die Wogen der Unabhängigkeitsbestrebungen auch noch diesen Landstrich an der Adria erreichen sollten.

Im Augenblick allerdings galt ihr ganzes Interesse der Entwicklung in Ungarn; der Ausbruch des Aufstandes stand ja unmittelbar bevor, und der Austausch verschlüsselter Korrespondenzen zwischen Triest und den großen Städten Ungarns und Siebenbürgens würde bald überflüssig sein. Auch die Brieftauben konnten ihren Dienst in Kürze einstellen. Aus Gründen der Vorsicht hatte man sogar jetzt schon ihren Schlag im Giebel des Hauses Zathmar verschlossen.

Neben dem guten Nachrichtensystem war noch ein zweites Element unabdingbar für das Gelingen der Verschwörung: das Geld. Ohne Geld kann man weder Kriege führen noch Aufstände inszenieren.

Doch wir wissen bereits, daß Ladislaus Zathmar und Stefan Bathory zwar ihr Leben, aber nicht ihr Vermögen für die gute Sache einsetzen konnten, denn sie waren, schlicht gesagt, arm. Glücklicherweise war Graf Sandorf aber um so reicher, und er zögerte keinen Augenblick, außer seinem Leben auch seinen Reichtum der Freiheit Ungarns zu opfern. Mit Hilfe seines Verwalters Landeck hatte er zusätzlich zu seinen Barmitteln in letzter Zeit noch hohe Hypotheken auf seine Güter aufgenommen, insgesamt über zwei Millionen Gulden.

Da die Summe jederzeit verfügbar sein mußte, hatte sie der Graf einem Triester Bankhaus anvertraut, dessen Solidität und guter Ruf bisher außer jedem Zweifel standen. Es war kein anderes als das Haus Toronthal, um das sich die Friedhofsgespräche Sarcany und Zirones drehten! Unsere Geschichte wird zeigen, wie verhängnisvoll sich diese Verknüpfung der unterschiedlichsten Personen und Interessen auswirken sollte. Im Verlauf des Gesprächs unter den drei Freunden war auch die Rede von Sandorfs Geld im Bankhaus Toronthal. Man beschloß, dem Bankier mitzuteilen, daß die gesamte Summe in Kürze zur Verfügung stehen müsse. Graf Sandorf wollte ja den Beginn des Aufstandes nicht mehr lange hinauszögern. In diesem Entschluß wurde er noch am selben Abend durch einen kleinen Zwischenfall bestärkt.

Als er sich mit Stefan Bathory gegen acht Uhr vom Grafen Zathmar verabschiedete, glaubten sie zwei Männer zu sehen, die ihnen im Schutz der Dunkelheit und der Bäume aufgelauert hatten. Mathias Sandorf und sein Begleiter wollten der Sache sofort auf den Grund gehen. Sie machten eine



Kehrtwendung in die Richtung der verdächtigen Gestalten, doch die Verfolger reagierten blitzschnell und verschwanden hinter der Kirche San Antonio am östlichen Ende des Kanals.

### III

#### Das Bankhaus Toronthal

Das bunte Nationalitätengemisch einerseits und die krassen sozialen Klassenunterschiede andererseits sind in Triest dem Entstehen eines lebhaften gesellschaftlichen Lebens hinderlich. Die österreichische Beamtenschaft möchte gern tonangebend sein, und ihre Vertreter sind auch zumeist wohlherzogene, gebildete Leute, aber ihre knappe Besoldung erlaubt ihnen nicht, die Rolle zu erfüllen, die sie beanspruchen. Sie können nicht mit den wohlhabenden Kaufleuten und den reichen Bankiers konkurrieren. Doch auch die Triester Geldaristokratie gibt nur selten Feste und Empfänge, und so hat man sich darauf verlegt, seinen Reichtum auf der Straße spazieren zu tragen. Man promenierte in prächtigen Equipagen auf dem Corso, man trägt teure Toiletten und stellt seinen auffallenden Brillantschmuck in den Logen des Stadttheaters und des Konzerthauses zur Schau. Zur Schicht dieser wohlhabenden Bürger zählte auch Silas Toronthal. Der Siebenunddreißigjährige war Inhaber eines angesehenen Bankhauses, das viele internationale Verbindungen pflegte. Er bewohnte mit seiner um mehrere Jahre jüngeren Frau ein Stadtpalais an der Via dell'Acquedotto. Die meisten Mitbürger hielten Silas Toronthal für reich, und sie hatten mit dieser Vermutung recht. Gewagte, aber erfolgreiche Spekulationen an der Börse, ein lebhafter Geschäftsverkehr mit dem Österreichischen Lloyd und etlichen Großbanken sowie bedeutende Anleihen, deren Ausgabe seinem Hause anvertraut war, mußten viel Geld in seine Kassen gelenkt haben. So war es nur verständlich, wenn sein Haus und sein Lebensstil in Triest Aufsehen erregten.

Allerdings standen im Augenblick die Dinge nicht zum allerbesten; Sarcany's Vermutungen waren durchaus berechtigt. Vor sieben Jahren schon hatte das Bankhaus unter den Auswirkungen des verlorenen italienisch-französischen Krieges zu leiden gehabt. Dazu kamen neue Verluste im Gefolge der verlorenen Schlacht von Sadowa, aber beide Male hatten sich die Geschäfte wieder zufriedenstellend erholt. Die derzeitige Schwäche konnte nur durch geheimnisvolle Spekulationen in jüngster Zeit entstanden sein, und Eingeweihte fragten sich, ob diese gefährliche Lage nicht im Zusammenhang stünde mit dem seltsamen Wandel, den man in der Persönlichkeit Silas Toronthals beobachten konnte.

Trotz aller zur Schau getragenen Selbstbeherrschung wirkte der Bankier neuerdings unausgeglichen. Er schaute seinem Gesprächspartner nicht mehr offen ins Auge, sondern schien ihn mit schräggeneigtem Kopf und aus halbgeschlossenen Augen argwöhnisch zu belauern. Diese Eigentümlichkeit war auch seiner Frau schon aufgefallen, doch die stets kränkelnde Dame schwieg hierzu wie auch zu allen geschäftlichen Dingen, über die sie ohnehin nur oberflächlich unterrichtet wurde. Silas Toronthal durfte bei einer prekären Lage seines Hauses kaum auf Hilfe von Seiten seiner Mitbürger hoffen; er besaß wohl zahlreiche Kunden, aber nur wenige Freunde. Seine persönliche Eitelkeit und ein oft zur Schau getragenes Überlegenheitsgefühl bewirkten, daß man mit ihm allenfalls geschäftliche, aber nicht persönliche Verbindungen einging. Überdies war er erst vor fünfzehn Jahren aus Dalmatien eingewandert und galt bei der einheimischen Gesellschaft immer noch als Fremder. Doch selbst seine geschäftlichen Rivalen hegten bisher noch keinen Verdacht, daß er sich in finanziellen Schwierigkeiten befinden könnte. So erklärt es sich auch, daß ihm Graf Sandorf das riesige Vermögen von mehr als zwei Millionen Gulden anvertraut hatte, obendrein mit der Auflage, die Summe innerhalb von vierundzwanzig Stunden wieder verfügbar zu machen. Um so mehr muß sich der Leser wundern, daß es zwischen dem angesehenen Bankhaus und Sarcany, einer durch und durch zweifelhaften Person, Beziehungen gab. Die ungleichen Partner kannten sich sogar schon seit drei Jahren. Silas Toronthal hatte damals Verbindungen mit der Regierung von Tripolis angeknüpft, und Sarcany war es gelungen, sich in die nicht immer einwandfreien Geschäfte als Mittelsmann einzuschalten. Er machte sich Silas Toronthal nützlich, wenn es darum ging, mit Bestechungsgeldern, ungesetzlichen Vorauszahlungen und anderen Winkelzügen zu operieren, kurzum, er war Toronthals Strohhalm, wenn der eigene Ruf geschont werden sollte. Auf diese Weise war es dem Tripolitaner gelungen, einen Fuß in das Bankhaus zu setzen oder, treffender ausgedrückt, eine stets geöffnete Hand hineinzustecken: Von Stund an hörte er nicht mehr auf, Silas

Toronthal zu erpressen. Der Bankier war seinem Mittelsmann zwar nicht restlos ausgeliefert, denn klugerweise hatte er alle belastenden Beweismittel vernichtet, doch ein Wort Sarcany's hätte genügt, zumindest den Ruf des Bankhauses zu schädigen. Und so zahlte Toronthal. Er zahlte hohe Summen, die in den Händen des Empfängers zu nichts zerrannen, denn Sarcany war dem Spieltisch verfallen und scherte sich überdies keinen Deut um die Zukunft.

Um seiner Geldquelle näher zu sein, hatte sich der Tripolitaner bekanntlich sogar in Triest niedergelassen, doch eines Tages war der Bogen überspannt: Wir wissen, daß ihm Toronthal den Kredit aufgekündigt hatte. Sarcany drohte wieder einmal, in der Öffentlichkeit zu »singen«, doch der Bankier blieb standhaft, und der Meistersinger mußte klein begeben; er hatte keine vorzeigbaren Dokumente in der Hand, die Toronthal ruinieren konnten. Um endlich wieder frei atmen zu können, war der Bankier allerdings zu einem letzten Opfer bereit gewesen: Er ließ Sarcany und seinem Kumpan Zirone das Reisegeld für die Rückkehr nach Sizilien zustellen und hoffte, seinen unsauberen Makler aus Tripolis nie wieder zu Gesicht zu bekommen. Doch er täuschte sich in diesem wie in vielen anderen Punkten. Am 18. Mai war das Reisegeld in Sarcany's Herberge abgegeben worden; am 24. Mai stand der Tripolitaner vor der Tür des Bankhauses Toronthal und verlangte so nachdrücklich den Bankier zu sprechen, daß er vorgelassen wurde. Sarcany eilte in das Büro des Hausherrn und schloß gleich eigenhändig hinter sich die Tür. Silas Toronthal fuhr erschrocken auf.

»Sie... hier? Warum sind Sie nicht abgereist?« rief er zornig. »Ich sagte es doch: Von mir haben Sie keinen roten Heller mehr zu erwarten. Ich werde auch jede weitere Erpressung von Ihrer Seite abzuwehren wissen. Was wollen Sie also von mir?« Sarcany war auf solchen Empfang gefaßt gewesen; er quittierte ihn mit seiner üblichen Gelassenheit und enthielt sich sogar einer unverschämten Erwiderung. Unaufgefordert ließ er sich auf einem Stuhl nieder und wartete geduldig, bis sich der Zorn Toronthals in einer Flut neuer Drohungen und Beschimpfungen erschöpft hatte. Dann sagte er völlig ruhig zu Silas Toronthal: »Ich möchte mit Ihnen über ein Geschäft reden.« Wieder brauste der Bankier auf:

»Ich rede mit Ihnen nicht über Geschäfte, und ich mache mit Ihnen keine Geschäfte. Basta. Außerdem bestehe ich darauf, daß Sie Triest noch heute auf Nimmerwiedersehen verlassen.«

»Nichts anderes habe ich im Sinn«, entgegnete Sarcany und fuhr rasch fort: »Aber ich reise erst ab, wenn ich meine Schuld bei Ihrem Bankhaus getilgt habe.«

»Schulden tilgen? Sie und Schulden tilgen?«

»Sie hören richtig: Kapital und Zinsen werde ich zurückzahlen und dabei nicht einmal die mir zustehenden Gewinne abziehen.«

Silas Toronthal zuckte nur mit den Achseln und sagte verächtlich: »Was ich Ihnen vorgeschossen habe, ist bereits als Verlust abgebucht. Wir sind miteinander quitt.«

»Vielleicht gefällt es mir nicht, Ihr Schuldner zu bleiben?« sagte Sarcany, und der Bankier entgegnete ironisch: »Aber vielleicht gefällt es mir, Ihr Gläubiger zu bleiben?« Sie maßten sich mit den Augen. Diesmal war es Sarcany, der mit den Schultern zuckte und gelangweilt sagte: »Gerede, nichts als leeres Gerede. Kommen wir zur Sache: Ich habe mit Ihnen ein ernsthaftes Geschäft zu besprechen.«

»Doch wohl ebenso verdächtig wie ernsthaft?«

»Es wäre nicht das erste Mal, daß Sie meine Dienste bei einem verdächtigen...«

Toronthal ließ ihn nicht weitersprechen. »Das ist auch Gerede, nichts als leeres Gerede«, sagte er scharf, aber Sarcany fuhr unbeirrt fort:

»Nun gut, lassen wir das. Ich werde mich kurz fassen. Gefällt Ihnen mein Vorschlag nicht, wollen wir ihn beide vergessen, und ich ziehe mich zurück.«

»Aus meinem Hause oder aus Triest?«

»Aus Haus und Stadt.«

»Morgen früh?«

»Heute abend.«

»Reden Sie!«

»Versichern Sie mir zuerst, daß uns niemand belauscht.«

»Ihnen ist daran gelegen, daß unser Gespräch geheim bleibt?«

»In der Tat, Silas Toronthal, denn wir beide haben vielleicht in Kürze das Leben einiger hochstehender Persönlichkeiten in unserer Hand.«

»Sie möglicherweise, ich nicht.«

»Hören Sie mich erst an. Ich bin einer Verschwörung auf der Spur. Ihr Ziel kenne ich nicht, aber seit den Schlappen in der Lombardei und bei Sadowa dürfen wir in jedem, der nicht gebürtiger Österreicher ist, einen Gegner des Kaiserreiches vermuten. Aus guten Gründen nehme ich an, daß augenblicklich eine Erhebung Ungarns vorbereitet wird. Wir sollten aus diesem Wissen Nutzen ziehen.«

»Ich wüßte nicht, wie ich aus solcher Verschwörung Kapital schlagen könnte«, sagte der Bankier gelangweilt. »Indem Sie sie verraten.«

»Verraten? So erklären Sie sich doch!«

Und Sarcany erzählte von der Brieftaube, von der chiffrierten, aber selbstverständlich kopierten Botschaft und von ihrem Empfänger. Er berichtete, daß er seit fünf Tagen mit Zirone das verdächtige Haus überwacht und das häufige Kommen und Gehen eines bestimmten kleinen Personenkreises beobachtet habe. Auch seien noch einmal Brieftauben von Norden gekommen und nach dorthin abgeflogen. Die Haustür sei ständig von einem Diener bewacht. Leider habe er Grund zu der Annahme, daß man schon auf ihn und Zirone aufmerksam geworden sei. Silas Toronthal hörte mit wachsender Aufmerksamkeit zu. Er fragte sich, wieviel Wahres wohl an diesem Bericht sei und auf welche Weise Sarcany aus seinem Wissen Kapital schlagen werde. Schließlich sagte er kurz angebunden: »Das Haus liegt...«

»... in der. Via dell'Acquedotto; Nummer 89.«

»Es gehört...?«

»... einem ungarischen Edelmann...«

»... namens...«

»Zathmar. Graf Ladislaus Zathmar.«

»Und von wem erhält er Besuch?«

»Hauptsächlich von zwei Herren; ebenfalls Ungarn...«

»... namens...«

»... Stefan Bathory, Professor der Naturwissenschaften...«

»... und...«

»... Graf Mathias Sandorf.«

Toronthal zuckte leicht zusammen; Sarcany registrierte es befriedigt. Der Tripolitaner hatte die Namen der beiden Besucher mühelos in Erfahrung gebracht, indem er den Professor bis zu seiner Wohnung und den Grafen bis zu seinem Hotel verfolgte. »Vielleicht glauben Sie mir nun, daß ich Ihnen keine Märchen auftische«, sagte er abschließend, doch der Bankier war noch nicht zufriedengestellt und sagte abwehrend: »Alles nur Vermutungen ohne Hand und Fuß. Ich brauche greifbare Beweise.«

»Hier sind sie.«

Sarcany händigte Toronthal die Kopie der chiffrierten Botschaft aus. Der Bankier musterte den Zettel nicht ohne Neugier, doch sagten ihm die verschlüsselten Worte gar nichts. Für ihn war zunächst nur der Name Sandorf von Interesse, denn er sah mit Unruhe dem Tag entgegen, an dem der Graf seine Millionen zurückfordern würde. Zu Sarcany gewandt sagte er lediglich: »Dieses Stück Papier macht die Sache nur noch unklarer.«

»Im Gegenteil«, erwiderte der Tripolitaner, »nichts macht sie klarer.«

»Haben Sie vielleicht den Text entschlüsseln können?«

»Nein, aber es wird mir rechtzeitig gelingen.«

»Und wie?«

»Solche Probleme habe ich schon häufig gelöst. Ich nehme an, daß es sich keinesfalls um ein verschlüsseltes Alphabet handelt. In diesem Text muß ein »s« auch als »x« und ein »p« als »q« gelesen werden. Um aber die Buchstaben in eine sinnvolle Reihenfolge zu stellen, brauche ich vermutlich ein sogenanntes Gitter.« Der Leser weiß bereits, daß der Tripolitaner auf der richtigen Spur war, und der Bankier schloß sich dieser Auffassung an. »Sie mögen recht haben«, sagte er, »aber die Depesche bleibt für uns unlesbar, solange Sie das bewußte Gitter nicht besitzen.«

»Richtig.«

»Und wie wollen Sie es sich beschaffen?«

»Ich finde Mittel und Wege.«

»Glauben Sie, daß sich so viel Mühe lohnt? Es wäre gewiß einfacher, gleich die Polizei zu verständigen und ihr den Zettel auszuliefern.«

»Alles zu seiner Zeit, Silas Toronthal!« sagte Sarcany. »Ich muß vorher noch besseres Beweismaterial sammeln. Will ich die Verschwörer in meine Hand bekommen – und das ist meine Absicht – so muß ich das geplante Unternehmen

bis in alle Einzelheiten kennen. Erst dann wird die Sache für mich einträglich... und für Sie natürlich auch. Vielleicht sollten wir uns sogar auf die Seite der Verschwörer schlagen, anstatt gegen sie zu arbeiten.« Silas Toronthal zeigte nicht allzuviel Überraschung angesichts so niederträchtiger Pläne. Er wußte, wessen der intelligente, völlig gewissenlose Sarcany fähig war. Andererseits war auch sein eigenes Gewissen so dehnbar, daß sich der Tripolitaner keinen Augenblick gescheut hatte, ihm so schmutzige Geschäfte anzubieten. Vielleicht konnte man sogar das ins Schwanken geratene Bankhaus wieder auf festen Grund stellen, wenn man Sarcany's Kenntnisse von der geplanten Verschwörung vorteilhaft nutzte. Doch zunächst wollte Toronthal erst das Spiel seines durchtriebenen ehemaligen Maklers völlig durchschauen. Und deshalb sagte er mit gleichgültiger Miene: »Wahrscheinlich enthält das Billett doch nur Mitteilungen privater Natur, aus denen für Sie und mich nur ein geringer Nutzen springt... sofern Sie den Text entschlüsseln können.«

»Nein!« rief Sarcany im Tone tiefster Überzeugung. »Sie werden sehen, daß ich mit meinen Vermutungen vollkommen recht behalte. Ich bin einer Verschwörung auf der Spur, in die angesehene Persönlichkeiten verwickelt sind. Geben Sie es zu, Silas Toronthal: Sie zweifeln ebensowenig wie ich selbst an der Richtigkeit meiner Behauptungen!«

Der Bankier gab sich geschlagen. Er sagte jetzt ohne Umschweife:

»Was erwarten Sie von mir?«

Sarcany erhob sich, schaute dem Bankier fest in die Augen und antwortete mit gesenkter Stimme:

»Ich erwarte, daß Sie mir unter einem Vorwand Zutritt zum Hause Zathmars verschaffen, so daß ich sein Vertrauen gewinne. Bin ich erst im Hause, finde ich auch das Gitter, aus dem wir beide einen noch nicht abschätzbaren Nutzen ziehen werden.«

»Wir beide?« rief Toronthal. »Ich verstehe nicht, warum Sie mich in die Sache hineinziehen wollen?«

»Es handelt sich auch für Sie um ein lohnendes Unternehmen, und ich brauche Ihre Hilfe.«

»Erklären Sie sich deutlicher.«

»Ist das nötig? Um mein Ziel zu erreichen, brauche ich Zeit, und in dieser Wartezeit brauche ich Geld. Das Geld aber habe ich nicht...«

»... und Ihr Kredit bei mir ist ein für allemal erschöpft.«

»Dann eröffnen Sie mir einen neuen.«

»Und welchen Profit werde ich daraus ziehen?«

»Folgenden: Zwei der drei von mir genannten Verschwörer, nämlich Graf Zathmar und Professor Bathory, sind arm. Der dritte Mann ist dagegen um so reicher; er besitzt riesige Güter in Siebenbürgen. Sie wissen ebenso gut wie ich, daß die Güter im Falle seiner Verhaftung und Aburteilung eingezogen und zum größeren Teil dem Entdecker des Komplotts zugesprochen werden, in diesem Falle Ihnen und mir.«

Der Bankier schwieg; er erwog den Einsatz bei diesem gefährlichen Spiel. Er war fest entschlossen, seine Person niemals namentlich in das unehrenhafte Unternehmen hineinziehen zu lassen; die schmutzigen Geschäfte sollte Sarcany allein besorgen. Doch mußte sich der Tripolitaner auf irgendeine Weise dem Bankier so verpflichtet fühlen, daß er den Namen Toronthals unter keinen Umständen verraten würde. Ein gewagtes Spiel, aber was riskierte man schon dabei? Nicht allzuviel. Und was konnte man dabei gewinnen? Vielleicht genug, um das Bankhaus zu retten. »Also...?« sagte Sarcany.

»Also nein«, sagte der Bankier, der immer noch davor zurückschreckte, sich an einen solchen Komplizen zu binden. »Nein, ich glaube nicht, daß Ihre Spekulation Erfolg verspricht.« Diesmal verlor Sarcany entgegen seiner Gewohnheit die Fassung. »Hüten Sie sich, Silas Toronthal!« rief er drohend. »Wovor, wenn ich fragen darf?«

»Davor, daß ich über gewisse Vorgänge reden könnte...«

»Hinaus!« schrie der Bankier. »Ich werde Sie zwingen...«

»Noch einmal: Hinaus!«

Im gleichen Augenblick wurde an die Tür geklopft. Sarcany zog sich eilig in eine Türnische zurück, und ein Hausdiener meldete:

»Graf Sandorf bittet um ein Gespräch mit dem Herrn Direktor.«

»Graf Sandorf?« wiederholte Sarcany, und Toronthal war es offensichtlich unangenehm, daß dem Tripolitaner die Verbindung zwischen dem Grafen und dem Bankhaus bekannt wurde. Außerdem fürchtete er, daß ihn der Besuch des

Grafen in große geschäftliche Verlegenheiten bringen werde. Zu allem Überfluß sagte nun auch noch Sarcany:

»Ich bin überrascht, Silas Toronthal. Sie unterhalten Beziehungen zum Freund des Grafen Zathmar? Sollte ich in Ihnen einen Mitverschworenen vermuten müssen?«

»Hinaus, auf der Stelle hinaus!« wiederholte Toronthal verzweifelt.

»Ich verlasse das Haus erst, wenn ich weiß, was den Grafen hergeführt hat«, entgegnete Sarcany fest und trat blitzschnell hinter eine Portiere, die das Büro des Bankdirektors von einem kleinen Kabinett trennte.

Der Bankier wollte einen Diener zu Hilfe rufen und Sarcany mit Gewalt aus dem Hause werfen, doch er besann sich bald eines besseren: Vielleicht war es nützlicher, wenn der Lauscher erfuhr, was der Graf zu sagen hatte. Toronthal klingelte und ließ den Grafen hereinbitten.

Mathias Sandorf trat ein, beantwortete mit knappem Kopfnicken die zuvorkommende Begrüßung Toronthals und nahm in einem Sessel Platz, den der Diener herbeigeschoben hatte. »Herr Graf«, begann der Bankier, »Ihre Anwesenheit in Triest überrascht mich. Aber es ist mir selbstverständlich eine Ehre, einen guten Kunden von Ihrem Rang jederzeit zu empfangen.«

»Zu Ihren guten Kunden dürfte ich kaum zählen«, entgegnete Sandorf kühl. »Ich betreibe keine Geldgeschäfte. Um so mehr danke ich Ihnen für die Bereitschaft, mein gegenwärtiges Barvermögen in Ihrem Hause zu verwahren.«

»Darf ich mir die Bemerkung erlauben, daß es doch Zinsen trägt?«

»Gewiß, aber ich wiederhole, daß ich es nicht bei Ihnen anzulegen, sondern nur für kurze Zeit aufzubewahren gedenke.«

»Selbstverständlich, Herr Graf«, erwiderte Silas Toronthal, »doch Geld ist im Augenblick knapp, und es wäre fast eine patriotische Pflicht, Ihr Kapital wieder in Umlauf zu bringen.«

Die Monarchie scheint einer finanziellen Krise zuzusteuern; die Geschäfte gehen allzu ruhig. Einige Bankrotte haben offenbar das Vertrauen der Bankkunden erschüttert, und weitere Zusammenbrüche sind zu erwarten.«

»Aber nicht von Ihrem Haus, Herr Toronthal«, sagte der Graf. »Ich weiß aus zuverlässiger Quelle, daß Sie selbst durch die Bankrotte Ihrer Kollegen nur wenig geschädigt wurden.«

»In der Tat nur wenig«, sagte Silas Toronthal mit ausdrucksloser Miene. »Wir haben im Gegensatz zu den Banken in Wien und Pest eine gute Rückendeckung im Seehandelsgeschäft. Ich darf also nicht klagen... und ich klage auch gar nicht, Herr Graf.«

»Wie angenehm für Sie«, sagte Sandorf und fuhr fort: »Ich möchte doch wissen, ob die gegenwärtige Finanzkrise mit irgendwelchen innenpolitischen Verwicklungen zusammenhängt?«

Er hatte so beiläufig wie möglich gesprochen, aber Silas Toronthal horchte auf. War Sarcany doch auf der richtigen Spur? »Mir ist nichts dergleichen bekannt, Herr Graf«, antwortete Toronthal. »Vielleicht verfügen Sie über bessere Informationen als ich.«

»Keineswegs. Aber die Hochfinanz ist doch oft schon über Dinge unterrichtet, die der Öffentlichkeit noch lange verborgen bleiben.«

»Sie dürfen mir glauben, daß ich keinerlei Hinweise auf gefährliche politische Entwicklungen habe, Herr Graf«, sagte der Bankier, und er setzte hinzu: »Gewiß würde ich Ihnen als einem hochgeschätzten Kunden niemals Informationen vorenthalten, von denen das Wohl und wehe Ihres Vermögens abhängt.«

»Dafür bin ich Ihnen sehr verbunden, mein Herr«, antwortete der Graf. »Im übrigen teile ich Ihre Meinung, daß sich zur Zeit weder im Inland noch im Ausland für uns nachteilige Entwicklungen anbahnen. Ich werde auch bald nach Siebenbürgen zurückkehren.«

»Wie? Sie wollen schon wieder abreisen, Herr Graf?«

»Spätestens in vierzehn Tagen.«

»Aber Sie kehren später wieder nach Triest zurück?«

»Das ist unwahrscheinlich. Doch solange ich noch hier bin, will ich die gute Gelegenheit nutzen, und das Rechnungswesen meiner siebenbürgischen Güter in Ordnung bringen lassen. Mein Verwalter hat mir eine große Anzahl von Rechnungen, Pachtverträgen und dergleichen zugestellt, doch mir selbst fehlt die Zeit, um die Papiere zu bearbeiten. Und so wollte ich Sie bitten, mir einen Buchhalter zu nennen, der sich damit befaßt.«

»Selbstverständlich, Herr Graf. Wann darf ich Ihnen den Mann schicken?«

»Sobald wie möglich.«

»Und wohin?«

»Ich halte mich meist bei meinem Freund, dem Grafen Zathmar auf. Er bewohnt die Nummer 89 in der Via dell'Acquedotto. Die Arbeiten dürften in zehn bis zwölf Tagen beendet sein. Danach kehre ich nach Artenak zurück. Ich möchte Sie daher bitten, mein Geld bereitzuhalten.«

»Zu welchem Termin?«

»Zum 8. Juni.«

»Es wird Ihnen zu diesem Datum zur Verfügung stehen.« Der Graf erhob sich, und der Bankier geleitete ihn zur Tür des Vorzimmers. Augenblicklich trat Sarcany aus seinem Versteck und sagte ohne Umschweife:

»Innerhalb von zwei Tagen werden Sie mich im Hause des Grafen Zathmar als Ihr Buchhalter eingeführt haben.«

»Einverstanden«, sagte der Bankier.

## IV

### Die verschlüsselte Botschaft

Zwei Tage darauf ging Sarcany bereits seiner Tätigkeit als Buchhalter im Hause des Grafen Zathmar nach. Silas Toronthal hatte ihn dort persönlich dem Grafen Sandorf vorgestellt, so daß nunmehr auch Sarcany und der Bankier auf gewisse Weise miteinander verschworen waren. Ihr Ziel? Die Aufdeckung der ungarischen Konspiration und die Auslieferung ihrer Häupter. Der erhoffte Lohn? Ein Vermögen, das zur einen Hälfte in die Taschen eines skrupellosen Abenteurers fließen und zur anderen Hälfte die leeren Kassen eines gewissenlosen Bankiers füllen sollte. Überflüssig zu sagen, daß beide Partner auf der peinlich genauen Teilung der Beute bestehen würden. Zusätzlich verlangte Sarcany Mittel, die ihm und seinem Kumpan Zirone in der Zwischenzeit einen angenehmen Aufenthalt in Triest garantierten und die Auslagen deckten, die ihm bei der Vorbereitung seines Verrats entstanden. Der Bankier wiederum hatte von Sarcany eine Sicherheit verlangt: den Zettel mit der Kopie der geheimnisvollen Verschwörerbotschaft.

Unbeteiligte werden Mathias Sandorf nun vielleicht eines unverzeihlichen Leichtsinns zeihen. Wie konnte er am Vorabend eines Unternehmens, bei dem so viel auf dem Spiel stand, einem Fremden Zutritt in das Hauptquartier der Verschwörer gewähren? Doch der Graf hatte mit Vorbedacht gehandelt. Zum einen lag ihm tatsächlich daran, vor Beginn des Aufstandes seine persönlichen Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, mußte er doch mit Tod oder Verbannung rechnen, wenn sein Plan nicht erwartungsgemäß verlief. Zum andern sah er gerade in der Anwesenheit eines Fremden ein sicheres Mittel, jeden Verdacht vom Hause Zathmars abzulenken. Und Verdacht schien man höheren Ortes tatsächlich schon geschöpft zu haben, denn seit Tagen strichen zwei finstere Gestalten um das Haus. Der neue Buchhalter bildete also nach Auffassung des Grafen keinerlei Gefahr für Zathmar und die Freunde. Überdies waren alle Papiere, die auf die Verschwörung hinweisen konnten, längst vernichtet, und man war mit den Zentren des geplanten Aufstandes übereingekommen, keine weiteren Nachrichten mehr auszutauschen. Jetzt wartete man nur noch auf das Zeichen zum Aufbruch, und das würde Graf Sandorf selbst geben. Doch in den Überlegungen Mathias Sandorfs steckte ein Fehler: Sein Buchhalter hätte nicht Sarcany sein dürfen und dessen Bürge nicht der Bankier Silas Toronthal! Aber wer konnte schon Sarcany, diesem Meister der Verstellkunst, auf die Schliche kommen? Wer vermutete denn hinter dem glatten Gesicht und dem freimütigen Auftreten des stets freundlichen, fleißigen und auch fähigen Buchhalters einen durch und durch verdorbenen Charakter? Graf Sandorf und seine beiden Freunde täuschten sich jedenfalls in ihrem neuen Hausgenossen – und sie täuschten sich gründlich.

Umgekehrt gaben sich auch die Verschwörer keine Blöße vor Sarcany. So angestrengt er auch lauschte und spionierte, nichts wies darauf hin, daß die drei Männer Häupter einer Verschwörung waren, die nicht weniger als die Erhebung Ungarns gegen die österreichische Krone zum Ziel hatte. Man plauderte stets nur über Themen aus Kunst und Wissenschaft; es gab weder geheime Korrespondenzen, noch gingen verdächtige Gestalten im Hause aus und ein. Doch im Gegensatz zu seinem neuen Dienstherrn war Sarcany nicht so leicht zu täuschen; er wußte genug und wartete geduldig auf den Augenblick, der ihm das wichtigste Beweismittel gegen die Verschwörer – das Gitter – in die Hand spielen würde. Nur ein Gedanke versetzte ihn in Unruhe: Vielleicht hatten die Verschwörer das Gitter schon vernichtet, da es so unmittelbar vor Ausbruch des Aufstandes keinen Nachrichtenaustausch mehr geben sollte? In diesem Fall wären alle hinterhältigen Pläne des Tripolitaners nicht mehr viel wert. Doch ein Sarcany war nicht so schnell entmutigt. Während er sich eifrig mit den Papieren des Grafen Sandorf zu schaffen machte, hielt er Augen und Ohren offen. Selbst zum Arbeitszimmer, in dem sich Ladislaus Zathmar und seine Freunde häufig aufhielten, hatte er Zutritt; man ließ ihn unbeaufsichtigt dort arbeiten. Es versteht sich von selbst, daß er in solchen günstigen Momenten seine Aufmerksamkeit keineswegs den Sandorfschen Rechnungen widmete, sondern in fieberhafter Eile die Schubladen und Geheimpächer Zathmars durchwühlte. Um für diese Tätigkeiten gut gerüstet zu sein, hatte ihn Zirone mit allerlei



selbstgefertigten Dietrichen ausgerüstet. Nur vor Borik mußte er auf der Hut sein; der Hausdiener war ihm vom ersten Augenblick an voller Mißtrauen begegnet. Schon fünf Tage lang betrieb Sarcany sein schmutziges Handwerk im Hause des Grafen Zathmar, und noch immer konnte er Zirone und dem Bankier keinen Erfolg vermelden. Die Zeit drängte, denn der Aufstand konnte nach seinen Berechnungen jeden Tag ausbrechen, und wenn er aus seinem Wissen den größtmöglichen Nutzen ziehen wollte, mußte er unbedingt das Gitter in der Hand haben, ehe er die Verschwörer an die Polizei verriet.

Zirone wurde unruhig; ihm war der Sperling in der Hand mehr wert als die Taube auf dem Dach, und so sagte er:

»Wenn du noch länger wartest, entwischen uns vielleicht die Verschwörer, und wir verdienen keinen Heller. Wir sollten die Polizei lieber jetzt schon verständigen und das kopierte Billett vorlegen. So kassieren wir wenigstens eine kleine Prämie für die Anzeige.«

»Das werde ich tun – aber erst, wenn es der einzige Ausweg ist«, erwiderte Sarcany. Er hatte nicht nur Mühe, Zirone zu beruhigen; auch der Bankier wurde von Tag zu Tag ungeduldiger. Doch wieder einmal kam dem Tripolitaner der altbewährte Helfer in der Not – ein glücklicher Zufall – zu Hilfe. Am 31. Mai gegen vier Uhr nachmittags saß Sarcany wie schon seit Tagen über den Rechnungsbüchern des Grafen Sandorf. Nur noch eine Stunde, und er mußte wieder einmal unverrichteter Dinge das Haus Zathmars verlassen. Die Lage war, aus seiner Sicht, bedrückend. Er wußte heute so wenig wie am ersten Tag über das mögliche Versteck des Gitters, und zu allem Überfluß ging seine Auftragsarbeit für den Grafen Sandorf dem Ende zu: In Kürze würde man ihn mit Dank und gutem Lohn verabschieden, und das Haus an der Via dell'Acquedotto wäre ihm endgültig verschlossen.

Doch an diesem Nachmittag war der Tripolitaner wieder einmal unbeaufsichtigt. Borik hielt sich im Erdgeschoß auf, und die drei Herren waren fortgegangen. Sarcany setzte alles auf eine Karte: Er brach mit dem Dietrich in das Nachbarzimmer, einen Privatraum Zathmars, ein, den er noch nie betreten hatte. Zwischen zwei Fenstern an der Straßenfront stand ein antiker Sekretär, der mit einer Klappe verschlossen war. Das hübsche Möbelstück mußte jedes Sammlerherz entzücken, doch Sarcany hatte keine Augen für seine Schönheit. Wieder tat ein Dietrich sein Werk, ohne die geringste Spur von der gewaltsamen Operation zu hinterlassen. Das Schloß sprang auf, Sarcany konnte die Klappe des Sekretärs zurückschlagen und brauchte dann nur noch die zahlreichen dahinterliegenden Fächer genau zu durchstöbern.

Im vierten Fach wurde er fündig: Unter offenbar bedeutungslosen Papieren lag ein Pappkärtchen mit unregelmäßigem Lochmuster.

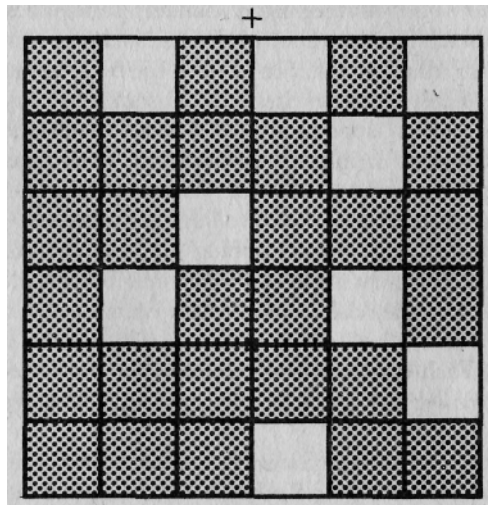
»Das Gitter!« entfuhr es Sarcany, und er hatte richtig geraten. Sein erster Gedanke war, die Karte kurzerhand zu entwenden.

Doch dann hatte er einen klügeren Einfall. Er würde sie kopieren, und ihm blieb Zeit, in aller Ruhe mit Silas Toronthal den verschlüsselten Text zu enträtseln.

Das Gitter bestand aus einem Pappstück, das sechs Zentimeter im Quadrat maß. Es war in sechsenddreißig Felder von je einem Zentimeter Seitenlänge aufgeteilt. Von diesen sechsenddreißig Feldern waren, in unregelmäßiger Reihenfolge, siebenundzwanzig gefüllt und neun leer; anders gesagt: Man hatte an neun Stellen quadratische Öffnungen in den Karton geschnitten. Sarcany gab sich Mühe, die Maße des Gitters und die Lage der Felder fehlerlos zu kopieren. Er legte den Karton auf ein Stück Papier, übertrug mit Bleistift seine Umrisse und vergaß auch nicht ein kleines Kreuz, das offenbar den oberen Rand des Gitters bezeichnete.

Mit Hilfe von Nadelstichen übertrug er nun die Lage der offenen Felder, die in der ersten Reihe auf die Quadrate 2, 4 und 6 fielen, in der zweiten Reihe auf das Quadrat 5, in der dritten Reihe auf das Quadrat 3, in der vierten auf die Quadrate 2 und 5, in der fünften Reihe auf das Quadrat 6 und in der sechsten Reihe auf das Quadrat 4.

Der Leser möge sich durch untenstehende Abbildung eine Vorstellung vom Aussehen des Gitters machen.



Der geschickte Sarcany hatte die Kopie im Handumdrehen angefertigt; in der Herberge würde er sie auf Karton übertragen. Und dann konnte er sich schon mit Silas Toronthal an die Arbeit des Dechiffrierens machen. Er zweifelte keinen Augenblick daran, daß ihm die Entschlüsselung der Geheimbotschaft gelingen werde.

Er legte das Originalgitter an seinen Platz zurück, schloß den Sekretär und eilte ins Hotel zu Zirone.

Der Sizilianer stutzte, als er Sarcany triumphierende Miene sah.

»He, Kamerad, nicht so unvorsichtig!« sagte er warnend. »Enttäuschungen kannst du hervorragend verbergen, aber den Erfolg liest dir noch der Dümme vom Gesicht ab! Es ist gefährlich, sich so gehen zu lassen.«

»Spar dir deine Weisheiten, Zirone«, entgegnete Sarcany unwirsch. »Ich habe Arbeit mitgebracht.«

»Arbeit...vor dem Abendessen?«

»Vor dem Abendessen.«

Sarcany hatte schon ein Pappstück zur Hand genommen und schnitt es nach seiner Vorlage zurecht. Er vergaß dabei auch nicht die kleine kreuzartige Markierung für den oberen Rand des Gitters. Mit einem Lineal teilte er die Karte in sechsunddreißig gleichgroße Felder ein und schnitt nach seiner Skizze mit der Taschenmesserspitze neun Felder aus der Pappe aus, so daß sie den Blick auf bestimmte Buchstaben oder Wörter freigaben, wenn man einen Text darunter legte.

Zirone beobachtete Sarcany's Geschäftigkeit mit weit aufgerissenen Augen. Vor Aufregung konnte er nicht mehr stillsitzen, denn er hatte längst begriffen, wie man mit diesem Schlüssel arbeiten würde.

»Das ist genial, einfach genial«, wiederholte er einmal über das andere. »Und zu denken, daß aus jedem dieser leeren Felder für uns vielleicht eine Million herauschaut...«

»Mehr als eine Million«, sagte Sarcany großzügig und verwahrte die fertiggestellte Gitterkarte sorgsam in seiner Brieftasche. »Und morgen um diese Zeit bin ich schon längst bei Toronthal gewesen.«

»Gnade seinen Geldsäcken!« sagte Zirone. »Richtig, denn wir haben jetzt das Gitter, wenn er auch die Botschaft besitzt. Ich glaube, diesmal wird er klein beigeben und mit von der Partie sein.«

»Doch jetzt wollen wir uns ein gutes Abendessen genehmigen.«

»Meinetwegen.«

Sie brachen auf, und der ewig hungrige Zirone tat diesmal dem Abendessen noch größere Ehren an als an gewöhnlichen Tagen. Am nächsten Morgen, dem 1. Juni, fand sich Sarcany schon um acht Uhr vor dem Bankhaus ein; er wurde sofort in das Direktionszimmer vorgelassen.

»Das Gitter«, sagte er ohne jede weitere Erklärung und reichte Silas Toronthal das präparierte Pappstück. Der Bankier drehte und wendete es in den Fingern und schüttelte den Kopf, als teile er keineswegs die Begeisterung seines Partners.

»Warum sollten wir keinen Versuch machen?« sagte schließlich der Tripolitaner. »Wie Sie wollen...«

Der Bankier zog das Billett aus einem wohlverschlossenen Fach seines

Schreibtisches und gab es Sarcany. Der Leser wird sich erinnern, daß die Botschaft achtzehn Wörter zu je sechs Buchstaben enthielt, die in drei Gruppen angeordnet waren. Nun durfte man annehmen, daß jeweils sechs Wörter des Billets mit ihren insgesamt sechsunddreißig Buchstaben unter das Gitter mit den sechsunddreißig Feldern geschoben werden und hintereinander entschlüsselt werden sollten.

Auch der nächste Schritt war leicht zu erraten: In den neun offenen Feldern waren zunächst nur neun Buchstaben ablesbar; die übrigen siebenundzwanzig blieben verdeckt. Bei einer Vierteldrehung der Karte im Uhrzeigersinn mußten wiederum neun Buchstaben erscheinen. Wiederholte man diese Vierteldrehungen noch zweimal, wären zum Schluß alle sechsunddreißig Buchstaben in nunmehr neuer Reihenfolge ablesbar geworden. Der Einfachheit halber sollte der Leser diese Methode mit Hilfe von Zahlen erproben. Man unterlege das oben abgebildete Gitter mit einem Blatt Papier und trage in die neun offenen Felder die Zahlen 1 bis 9 fortlaufend ein. Nach der ersten Vierteldrehung schreibe man die Zahlen 10 bis 18 in die leeren Quadrate, nach der zweiten Drehung die Zahlen 19 bis 27 und nach der letzten Drehung die Zahlen 28 bis 36. Hebt man das Gitter ab, findet man die Zahlen 1 bis 36 über die sechsunddreißig Felder des Gitters verteilt, wobei stets nur eine Zahl auf ein Quadrat entfällt.

Für Sarcany bestand der nächstliegende Schritt darin, diese Ablesemethode zunächst auf die erste Gruppe von sechs Wörtern anzuwenden und anschließend die Operation für die zweite und die dritte Gruppe zu wiederholen, so daß am Ende alle achtzehn Wörter aufgelöst und vielleicht zu einem sinnvollen Text zusammengesetzt wären.

Silas Toronthal erhob gegen dieses Vorgehen keinen Einwand, doch man mußte abwarten, ob die Praxis auch die Theorie bestätigte.

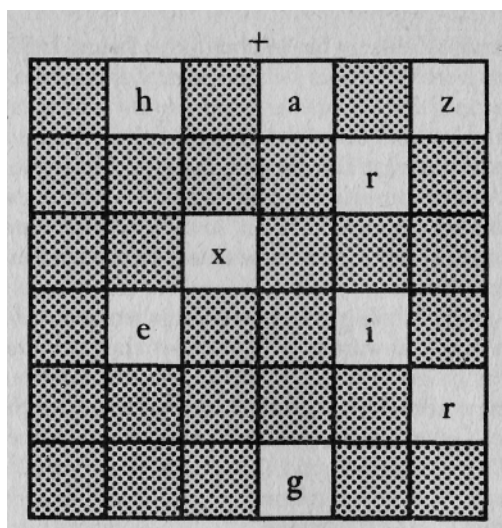
Zur besseren Erinnerung für den Leser wollen wir die achtzehn Wörter des Geheimdokuments noch einmal aufzeichnen:

```
ihnalz zaemen ruiopn
arnuro trvree mtqssl
odxhnp estlev eeuart
aeeeil ennios noupvg
spesdr erssur outhse
eedgnc toeedt artuee
```

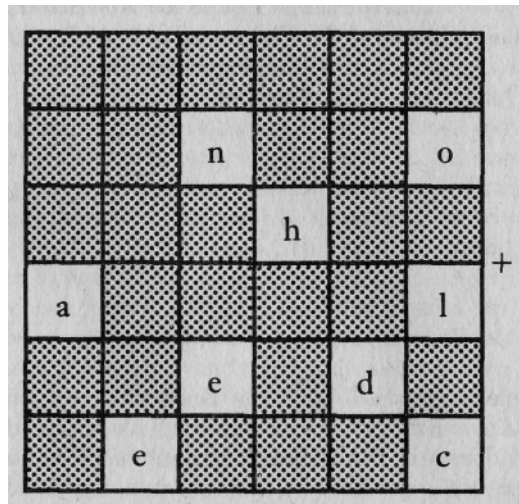
Sarcany notierte nun die erste Gruppe von Wörtern auf ein Blatt Papier und achtete auf die Einhaltung der richtigen Abstände zwischen den einzelnen Buchstaben. Jeder Buchstabe mußte ja einem Quadrat des Gitters entsprechen. So erhielt er folgende Tafel:

i h n a l z a r n u r o o d x h n p a e e e i l s p e s d r e e d g n c

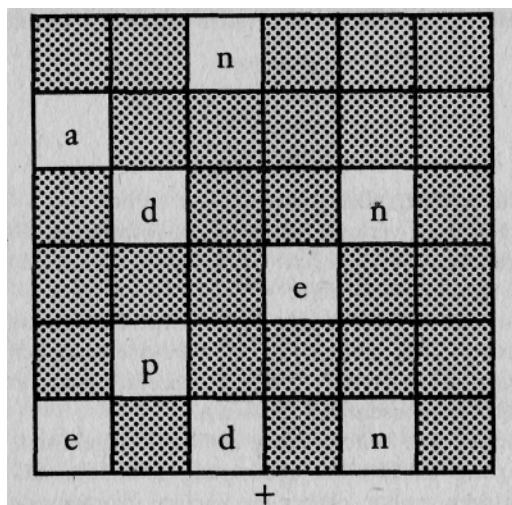
Sarcany legte nun das Gitter so auf das Buchstabenquadrat, daß die mit einem Kreuz markierte Kante den oberen Rand bildete. Siebenundzwanzig Buchstaben waren nunmehr verdeckt, und neun, die er sogleich notierte, erschienen in den Öffnungen:



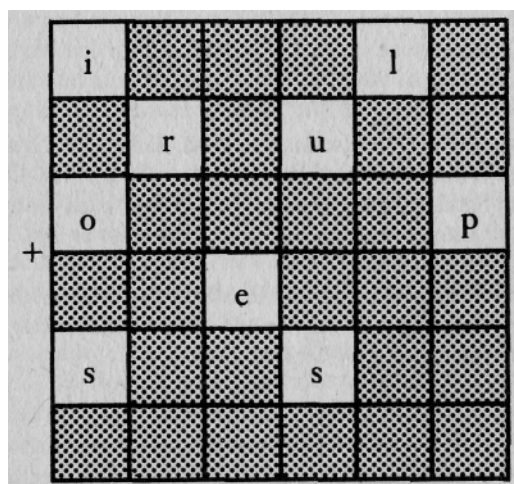
Er vollführte mit dem Gitter eine Vierteldrehung und las wieder neun Buchstaben ab:



Bei der nächsten Drehung erschienen die folgenden Buchstaben:



Sarcany und Silas Toronthal schauten einander enttäuscht an; die bisher aneinandergereihten Buchstaben ergaben keinerlei sinnvolle Wörter. Sollte das Billett doch nicht zu enträtseln sein? Auch die letzte Vierteldrehung brachte sie keinen Schritt weiter. Mechanisch notierte Sarcany die neue Buchstabenreihe:



Wieder kein Ergebnis, nicht einmal ein Fingerzeig! Die vier Wörter, die

nunmehr auf dem Papier standen, hießen:

hazrxeirg nohaledec nadnepedn ilruopess

und daraus ließ sich nichts ersehen; gar nichts. Vor Enttäuschung verlor Sarcany seinen gewohnten Gleichmut; er schimpfte laut vor sich hin. Doch der Bankier schüttelte nur den Kopf und sagte obenhin: »Vielleicht haben die Verschwörer für ihre Korrespondenz ein ganz anderes Gitter benutzt... es wäre doch möglich...« Diese Bemerkung versetzte Sarcany neuerdings in Wut. »Weitermachen«, zischte er verbissen. »Also machen wir weiter«, sagte der Bankier gelassen. Doch Sarcany zitterte vor Aufregung so heftig, daß er eine Pause einlegen mußte, ehe er die nächste Wortgruppe zu entschlüsseln begann. Wieder legte er das Gitter auf das Buchstabenquadrat, wieder vollführte er noch drei Vierteldrehungen, und wieder erhielt er vier unverständlich klingende neue Wörter. Sie lauteten:

amnetnore velessout etseirted zerrevnes

Diesmal war seine Enttäuschung so groß, daß er das Gitter heftig auf den Tisch warf und wie ein Matrose fluchte. Doch je aufgeregter Sarcany wurde, desto ruhiger gab sich Toronthal. Er studierte immer wieder die seltsamen Wörter und schien angestrengt nachzudenken.

»Zum Teufel mit dem Gitter und allen, die es je benützt haben!« schrie Sarcany und sprang auf. Doch der Bankier sagte: »Wollen Sie nicht wieder Platz nehmen?« »Ich wüßte gern, wozu?«

»Um fortzufahren.«

Sarcany schaute den Bankier erstaunt an, setzte sich aber wieder gehorsam an den Tisch und machte sich daran, mechanisch, ohne nachzudenken, die letzte Wortgruppe aufzulösen. Die Buchstabenfolge in den leeren Quadraten hieß diesmal:

uonsuoveu qlangisre imerpuate rptsetuot

Sie wollte sich ebenso wenig wie die vorangegangenen zu sinnvollen Wörtern zusammenfügen lassen.

Sarcany verlor vollends die Beherrschung und war nahe daran, den Zettel mit den darauf notierten Wörtern zu zerreißen, als ihn Silas Toronthal anherrschte: »Verlieren Sie doch nicht die Nerven!«

»Was schadet es schon?« erwiderte Sarcany. »Wir können mit diesem Wirrwarr von Buchstaben doch nichts beginnen.«

»Das wird sich zeigen«, entgegnete der Bankier. »Schreiben Sie jetzt die Wörter aller drei Gruppen hintereinander und ohne jede Lücke auf.«

»Ohne Lücken?«

»Ich möchte etwas ausprobieren.«

Sarcany fügte sich und erhielt folgende Buchstabenreihe:

hazrxeirgnohaledecnadnepednilruopessamnetnorevelessoutetseirtedzerrevnesu  
onsuoveuqlangisreimerpuaterptsetuot.

Kaum stand sie auf dem Papier, als Toronthal schon Sarcany den Zettel entriß. Er überflog die Zeile noch einmal, stieß einen überraschten Ruf aus und gebärdete sich so aufgeregt, daß sich Sarcany fragte, ob sein Partner plötzlich den Verstand verloren habe.

»So lesen Sie doch!« rief Toronthal und schwenkte das Papier vor Sarcany's Gesicht, »lesen Sie doch endlich!«

»Aber was denn?«

»Sehen Sie denn nicht, daß der Absender der Botschaft den Text rückwärts notiert hat, ehe er ihn für das Gitter verschlüsselte?«

Sarcany nahm dem Bankier den Zettel ab und begann nun seinerseits, die Buchstaben vom Ende bis zum Anfang der Reihe abzulesen. Die Nachricht war in französischer Sprache abgefaßt und hieß:

›Tout est pret. Au premier signal que vous nous enverrez de Trieste, tous se leveront en masse pour l'independance de la Hongrie. Xrzah.<

(zu deutsch: ›Alles ist bereit. Beim ersten Zeichen, das Sie uns aus Triest schicken, beginnt der Volksaufstand für die Unabhängigkeit Ungarns. Xrzah.<)

»Aber die fünf letzten Buchstaben?« sagte Sarcany zweifelnd. »Gewiß ein vorher verabredetes Erkennungszeichen«, erwiderte Silas Toronthal.

»Jetzt haben wir sie in der Hand«, sagte Sarcany befriedigt. »Aber die Polizei hat sie noch nicht.«

»Überlassen Sie das mir.«

»Und Sie werden mit größter Vorsicht und Verschwiegenheit vorgehen?«

»Sie können sich auf mich verlassen, Silas Toronthal. Nur der Gouverneur von Triest soll die Namen der beiden Patrioten erfahren, die ihm geholfen haben, eine Verschwörung gegen das österreichische Vaterland aufzudecken.«

Ton und Handbewegung Sarcany's paßten vollkommen zu seinen perfiden Worten.

»So gibt es für mich in dieser Angelegenheit nichts mehr zu tun?« sagte der Bankier kühl. »Es sei denn, Sie müßten Ihren Anteil kassieren.«

»Wann wäre das?«

»Erst müssen die drei Köpfe rollen, aber jeder ist mehr als eine Million wert.«

Silas Toronthal und Sarcany trennten sich. Wenn sie aus ihren Kenntnissen wirklich nutzbringende Vorteile ziehen wollten, mußten sie schnell handeln. Doch Sarcany kehrte zunächst an seinen Arbeitsplatz im Hause Zathmars zurück. Graf Sandorf hoffte, daß sein Buchhalter binnen sieben Tagen alle Abrechnungen beenden könnte, und er dankte ihm jetzt schon für den erwiesenen Diensteifer.

Binnen sieben Tagen! Also würde der Aufstand voraussichtlich in einer Woche beginnen! Von nun an beobachtete Sarcany die Vorgänge in der Nummer 89 der Via dell'Acquedotto mit noch größerer Aufmerksamkeit als zuvor. Gleichzeitig verstand er es, sich so liberal gesinnt und so Österreichfeindlich zu gebärden, daß Graf Sandorf schon mit dem Gedanken spielte, ihn nach geglücktem Aufstand nach Ungarn zu rufen und in seine Dienste zu stellen. Nur an Borik prallten Sarcany's Täuschungskünste ab; der Diener mißtraute dem Fremden nach wie vor. Und endlich war es so weit; Sarcany sah sich am Ziel: Graf Sandorf hatte mit seinen beiden Freunden verabredet, daß er in der Nacht vom 8. zum 9. Juni das Signal zum Ausbruch des Aufstandes geben werde, und der Tripolitaner schlug zu. Am 8. Juni drang eine Gruppe Triester Polizeibeamter gegen acht Uhr abends gewaltsam in Graf Zathmars Haus ein. Jede Gegenwehr war sinnlos. Graf Sandorf, Graf Zathmar, Professor Bathory und Sarcany fügten sich widerstandslos in die Verhaftung; der Diener Borik wurde sofort in das Triester Stadtgefängnis abgeführt.

## Die Gefangenen

Istrien war 1815 durch einen Vertrag an die österreichisch-ungarische Monarchie gefallen. Die fast dreieckig geformte Halbinsel ragt zwischen den Buchten von Triest und Quarnero weit in das Adriatische Meer hinein. An ihrer westlichen Längsküste liegen zahlreiche Häfen; der südlichste von ihnen, Pola, ist auch der wichtigste, denn die Regierung ist dabei, ihn zu einem Kriegshafen erster Ordnung auszubauen.

Die Provinz Istrien verrät in Sitten und Sprache vor allem an der Westküste ihre frühere Bindung an Italien, genauer gesagt, an Venedig. Dennoch hat heute das italienische Element Mühe, sich gegen slawische Einflüsse zu behaupten; die schwächste Position haben auf der Halbinsel aber zweifellos die Österreicher.

Eine Reihe mittelgroßer Städte an den Küsten und im Landesinnern bilden lebendige Zentren dieser nordadriatischen Provinz. Dazu zählen Pisano und Capo d'Istria, deren Bevölkerung überwiegend in den Salinen an der Corna Lunga und der Risane-Mündung beschäftigt ist. Parenzo ist Verwaltungssitz und bischöfliche Residenz, Rovigno lebt vom Reichtum seiner Olivenhaine, und Pola, der neue Kriegshafen, bildet wegen seiner herrlichen antiken Ruinen aus der Römerzeit noch immer einen Anziehungspunkt für Touristen. Den Titel der Hauptstadt Istriens beansprucht aber Pisino, das im Landesinnern, im Mittelpunkt des istrischen Dreiecks liegt. Und nach Pisino sollten die Gefangenen transportiert werden, allerdings ohne daß man ihnen das Reiseziel nannte.

Vor dem Hause des Grafen Zathmar wartete eine gewöhnliche Postkutsche, in der bereits zwei österreichische Gendarmen saßen. Die Beamten sollten während der Reise für die Sicherheit der Verhafteten einstehen und jedes Gespräch zwischen ihnen unterbinden. Das Sprechverbot sollte bis zum Verhandlungstag gelten. Eine Eskorte von zwölf berittenen Gendarmen unter Führung eines Leutnants bewachte die Kutsche während der Fahrt nach Pisino von allen Seiten.

Nach kaum zehnminütiger Reise lag Triest schon im Rücken der Gefangenen. Nur Borik war in einer Einzelzelle des Stadtgefängnisses zurückgeblieben.

Die vier Häftlinge in der Kutsche fragten sich vergeblich, in welcher österreichischen Festung man sie wohl einzukerkern gedachte. Es war eine dunkle Nacht, und die Kutschenlampe reichte kaum aus, um den Weg für die berittene Vorhut ausreichend zu beleuchten, doch trotz der schlechten Sicht schien man große Eile zu haben. Die drei Ungarn saßen stumm und kerzengerade auf ihren Plätzen, und selbst Sarcany enthielt sich aller Proteste gegen seine Verhaftung, die ihm doch höchst ungerechtfertigt scheinen mußte.

Sobald die Kutsche Triest verlassen hatte, hielt sie in südlicher Richtung auf die Küste zu. Graf Sandorf gelang es, zwischen dem Pferdegetrappel und dem Säbelrasseln der Gendarmen Brandungsgeräusche zu unterscheiden. Für einen kurzen Augenblick sah er auch rechts und links des Weges vereinzelte Lichter aufblitzen: Man passierte ohne Halt das Landstädtchen Muggia. Hinter Muggia bestand für ihn kein Zweifel mehr: Die Fahrt ging in das Landesinnere von Istrien. Gegen elf Uhr nachts war es Zeit für den ersten Pferde Wechsel. Ein frisches Gespann wartete bereits auf einem abgelegenen Bauernhof; man mied absichtlich die Poststation von Capo d'Istria. Nach kurzem Aufenthalt setzte sich die Eskorte wieder in Bewegung. Die Kutsche fuhr jetzt mit hoher Geschwindigkeit durch ein flaches Rebengelände, in dem sich Weinranken wie Girlanden um Maulbeerbäume wanden. Es war inzwischen stockfinster, denn ein kräftiger Schirokko trieb tiefhängende Wolken von Südost nach Nordwest über das Land. Die Juninächte in Istrien sind heiß, und gelegentlich mußten die Kutschenfenster ein wenig heruntergelassen werden, um die Luft im Wageninnern zu erneuern, doch nicht einmal unmittelbar vor den Fenstern war die Landschaft zu erkennen; es gab nicht den geringsten Anhaltspunkt, aus dem die Gefangenen auf die Fahrtrichtung schließen konnten. Offensichtlich lag den Behörden an der größtmöglichen Geheimhaltung des ganzen Vorfalls, und die Aburteilung der Verschwörer würde in aller Stille an einem abgelegenen Ort stattfinden.

Gegen zwei Uhr morgens, beim zweiten Pferdewechsel, meinte Graf Sandorf, ein paar vereinzelt stehende Häuser zu erkennen, die offenbar zur Vorstadt einer größeren Ortschaft gehörten. Er hatte mit seiner Vermutung recht: Man befand sich jetzt zwanzig Meilen südlich von Muggia, am Rande der Bezirkshauptstadt

Buje. Während des Anschirrens der frischen Pferde gab der Leutnant der Eskorte dem Postillion einige knappe Anweisungen, doch er sprach so leise, daß ihn die Gefangenen nicht verstehen konnten, und so ging die Reise für sie mit unbekanntem Ziel weiter.

Um halb vier Uhr morgens wird es um diese Jahreszeit in Istrien schon hell, und eine Stunde später hätten die Kutscheninsassen aus dem Sonnenstand erkennen können, ob man in südlicher oder nördlicher Richtung fuhr. Doch beim ersten Tageslicht ließen die Gendarmen die Fensterleder herunter, so daß im Wageninnern wieder tiefe Finsternis herrschte. Graf Sandorf und seine Freunde sparten sich die Mühe, an die Beamten Fragen über das Warum und Wohin der Reise zu richten; sie wußten, daß man ihnen die Auskunft verweigern würde. Ein oder zwei Stunden später – sie hatten ein wenig das Zeitgefühl verloren – wurden beim Städtchen Visinada nochmals die Pferde gewechselt, und von nun an registrierten die Gefangenen, daß sich der Straßenzustand auffallend verschlechterte. Unablässig mußten die Pferde durch Rufe des Postillions und Peitschengeknall angefeuert werden, und ihre Hufe klapperten laut auf hartem, steinigem Boden. Offensichtlich befand man sich in einer bergigen Region. Zwei-, dreimal hörten die Wageninsassen auch Flötenmusik, die bizarren Melodien der Ziegenhirten des istrischen Berglandes. Doch aus so spärlichen Anhaltspunkten konnte man beim besten Willen nicht die Gegend bestimmen, durch die die Kutsche mit unvermindert hoher Geschwindigkeit rollte. Erst gegen neun Uhr früh spürten die Gefangenen, daß sich die Fahrweise änderte. Nachdem die Kutsche noch eine größere Anhöhe erklommen hatte, ging es nunmehr stetig bergab, und wegen des gesteigerten Tempos mußten den Rädern immer wieder Hemmschuhe vorgelegt werden. Die Straße nach Pisino steigt tatsächlich zunächst unterhalb des Monte Maggiore steil bergan, um dann in schräger fallender Linie mitten in die Provinzhauptstadt zu führen. Pisino wird derart von den umliegenden Höhenzügen eingerahmt, daß man trotz seiner Position hoch über dem Meeresspiegel glaubt, es liege in einer tiefen Talsohle. Schon aus der Ferne sieht man seinen Glockenturm, zu dessen Füßen sich die Häuserzeilen malerisch bergab staffeln.

Die Stadt hat etwa fünfundzwanzigtausend Einwohner. Da sie im Mittelpunkt der Halbinsel liegt, strömen hier an Markttagen Menschen aus allen Himmelsrichtungen zusammen, vor allem serbokroatische Morlaken, außerdem Angehörige anderer slawischer Stämme und auch Zigeuner.

Die alte Stadt hat ihren feudalen Charakter bewahrt. Noch immer wird sie von der Bure beherrscht, zu deren Füßen in neueren Gebäuden Soldaten und auch Beamte der österreichischen Behörden untergebracht sind.

Und in den Hof dieser Burg rollte am 9. Juni gegen zehn Uhr früh die Postkutsche mit den Staatsgefangenen aus Triest. Nach fünfzehnstündiger Fahrt durften Graf Sandorf, seine Freunde und Sarcany endlich den Wagen verlassen. Man führte sie sofort über eine Stiege mit etwa fünfzig Stufen in das Burggefängnis und wies ihnen Einzelzellen zu. Einzelhaft also mit allen ihren Härten! Doch obwohl Mathias Sandorf und seine Leidensgefährten nicht miteinander sprechen konnten, beherrschte alle drei ein und derselbe Gedanke: Wie hatte die Polizei ihren Plan entdeckt? War vielleicht nur ein unglücklicher Zufall im Spiel? Oder doch ein Verräter? Aber wer? Man hatte keinen Außenstehenden ins Vertrauen gezogen, jede schriftliche Nachricht war nach ihrer Auswertung sofort vernichtet worden, und in letzter Zeit hatte man vollends auf den Austausch von Mitteilungen zwischen Triest und den ungarischen Städten verzichtet. Man hätte das Haus in der Via dell' Acquedotto bis in den letzten Winkel durchsuchen können, ohne ein verräterisches Dokument zu finden. Und das war auch geschehen: Die Polizei hatte Graf Zathmars Haus gründlich überprüft, aber keine Beweismittel gefunden – wenn man von dem Gitter absah. Graf Zathmar hatte die Karte noch nicht vernichtet, weil sie möglicherweise noch einmal benutzt werden mußte. Ihr Besitzer würde bei einem Verhör allerdings kaum leugnen können, daß sie zum Dechiffrieren verschlüsselter Texte diene.

Doch von einem viel schwerwiegenden Beweismittel ahnten die Gefangenen noch nichts: von der Botschaft, die Sarcany mit Hilfe des gestohlenen Gitters entschlüsselt hatte! Der Gouverneur von Triest hatte diesen französisch abgefaßten Text für ein vollkommen ausreichendes Beweisstück gehalten, um die drei Ungarn gefangen nehmen zu lassen und sie nunmehr vor ein Kriegsgericht zu stellen. Die Anklage lautete auf Hochverrat. Der Leser weiß im Gegensatz zu den Gefangenen, daß ihr Verräter nicht weit war. Durch einen



geschickten Schachzug hatte er es von vornherein verstanden, jeden Verdacht von sich abzulenken: Er hatte sich mit den Verschwörern verhaften lassen, und er würde sich auch noch verhören und vielleicht sogar verurteilen lassen, selbstverständlich in Erwartung der sicheren ›Begnadigung‹. Sarcany bediente sich wieder einmal erfolgreich seiner großen Verstellungskunst! Und Graf Sandorf, sein Opfer, wollte sich sogar nach Kräften dafür verwenden, daß die Anklage gegen seinen unschuldigen Buchhalter fallengelassen werde. Es konnte nicht schwer sein, nachzuweisen, daß der junge Mann vollkommen zufällig, eben als vorübergehender Buchhalter des Grafen Sandorf, in Zathmars Haus geraten war. Notfalls konnte man auch den Bankier Silas Toronthal bitten, für die Schuldlosigkeit seines Angestellten zu bürgen. Nein, Sarcany hatte nichts zu befürchten, wenn Anklage gegen ihn erhoben wurde, doch das war noch nicht einmal sicher.

Für Mathias Sandorf und seine beiden Freunde gab es nur einen Trost: Die österreichische Polizei konnte bei ihrer Verhaftung keinerlei Hinweise auf die Mitverschworenen in Ungarn und Siebenbürgen gefunden haben. Sie selbst waren im übrigen entschlossen, jede Behauptung, die sich auf den geplanten Aufstand bezog, als unbewiesen zurückzuweisen – es sei denn, man konfrontierte sie mit unwiderleglichen Beweisen. In diesem Fall wäre ihr Leben verwirkt, und ihnen bliebe nur noch die Hoffnung, daß eines Tages, vielleicht erst in ferner Zukunft, andere ungarische Patrioten ihren Unabhängigkeitskampf zu Ende führten. Sie wollten, wenn sie selbst rettungslos verloren wären, wenigstens dieser Hoffnung vor den Richtern Ausdruck geben und im übrigen auf jede Verteidigung verzichten. Alle drei waren bereit, für eine verlorene Partie auf noble Art zu zahlen. Graf Sandorf konnte beruhigt sein: Die österreichische Polizei hatte in Buda, in Pest, in Klausenburg und allen anderen größeren Städten Ungarns vergeblich nach Spuren gesucht, die auf eine Verbindung mit Triest hinwiesen. Vor allem bemühten sich die Beamten, den Verfasser jener Nachricht aufzuspüren, die ihnen Sarcany ausgeliefert hatte, aber ihre Anstrengungen blieben ergebnislos. So beschränkten sich die Behörden darauf, die bereits gefaßten Verschwörer unter vollkommener Geheimhaltung des Vorgangs nach Pisino zu schaffen und zunächst die weitere Entwicklung in Ungarn abzuwarten. Doch es geschah nichts: Die ungarischen Patrioten hatten vergeblich auf das verabredete Signal aus Triest gewartet; sie waren hinreichend gewarnt.

Erst am 20. Juni, nachdem die Österreicher ihre Nachforschungen eingestellt hatten, begannen in Pisino die Einzelverhöre der Gefangenen; die Freunde sollten sich erst vor dem Richter wiedersehen dürfen.

Da die Anklage auf Hochverrat lautete, hatte die Regierung den Fall einem jener Kriegsgerichte übergeben, die für die überaus eilige Erledigung solcher Prozesse und die ebenso schnelle Ausführung des Urteilsspruches berüchtigt waren. In Pisino geschah nun folgendes:

Am 25. Juni wurden die Gefangenen dem Kriegsgericht vorgeführt, das in einem der niedrigen, gewölbten Burgsäle tagte. Die Verhandlung begann um neun Uhr früh, und Mathias Sandorf, Stefan Bathory und Ladislaus Zathmar sowie Sarcany sahen sich zum ersten Mal seit ihrer Einkerkерung wieder. Zathmar und Bathory wechselten einen festen Händedruck mit Sandorf, durch den sie ausdrücken wollten, daß der Graf zu ihrem Sprecher ernannt sei. Alle drei hatten auf einen Verteidiger verzichtet. Alles, was Mathias Sandorf bisher getan hatte, war stets auf die volle Zustimmung seiner beiden Freunde gestoßen, und so schenkten sie ihm auch jetzt ihr uneingeschränktes Vertrauen: Was er vor dem Richter zu sagen hatte, wäre gewiß auch ihnen beiden aus der Seele gesprochen.

Die Verhandlung war öffentlich, was in diesem Fall lediglich bedeutete, daß die Saaltüren offen standen. Als Zuhörer hatten sich knapp zwanzig Menschen eingefunden, zumeist Bedienstete der Burg; das breite Publikum war ja von der Hochverratsaffaire absichtlich nicht unterrichtet worden. Das Gericht stellte zunächst die üblichen Fragen zur Person der Angeklagten, die Graf Sandorf mit der Gegenfrage nach ihrem augenblicklichen Aufenthaltsort beantwortete. Selbstverständlich erhielt er keine Auskunft.

Auch Sarcany's Identität wurde festgestellt; bisher hatte der Tripolitaner ja noch nichts Entlastendes für seine eigene Person vorgebracht.

Gleich darauf legte man den Angeklagten die Kopie des Billets vor, das durch Verrat in die Hände der Polizei gelangt war. Keiner der Männer gab zu, jemals im Besitz dieses Papiers mit dem verschlüsselten Text gewesen zu sein. Das Gericht

solle doch Beweismittel vorlegen, die solche Unterstellungen bekräftigen könnten.

Daraufhin konfrontierte man sie mit dem Gitter, das die Polizei in Zathmars Sekretär gefunden hatte. Graf Sandorf und seine Mitverschworenen leugneten nicht, daß ihnen das Gitter gehöre. Und da die Polizei im Besitz des vollen Wortlautes der verschlüsselten Botschaft war, mußte sie auch das Gitter auf diese Depesche angewendet haben.

Die Angeklagten gaben nun ohne weitere Umstände zu, die Empfänger der bewußten Botschaft gewesen zu sein. Sie hatten begriffen, auf welchem unwiderleglichen Beweismittel die gesamte Anklage beruhte. Alle noch anstehenden Fragen wurden von jetzt an rasch und knapp gestellt und ebenso schnell und präzise beantwortet. Graf Sandorf leugnete nichts mehr; er sprach nur noch für das große patriotische Anliegen, das ihn und seine beiden Freunde beseelte: die Wiedererrichtung eines freien magyarischen Königreiches. Er gab auch zu, daß ohne seine Verhaftung der Aufstand inzwischen stattgefunden hätte, und um seine Mitgefangenen zu schonen, versuchte er, sich als das Haupt der Verschwörung hinzustellen. Doch Bathory und Zathmar erhoben Einspruch: Sie wollten mit Sandorf im Glück wie im Unglück das gleiche Schicksal teilen, und so belasteten sie sich selbst vor den Richtern.

Auf diese Weise ging die Anhörung der Angeklagten rasch zu Ende. Nur zu einem Punkt schwiegen alle drei hartnäckig: Sie gaben keinen einzigen Namen ihrer Mitverschworenen in Ungarn preis, und Graf Sandorf sagte mit fester Stimme: »Unsere drei Köpfe gehören Ihnen, und das muß Ihnen genügen.«

Drei Köpfe – nicht vier, denn der Graf vergaß keineswegs, abschließend mit Nachdruck auf die Schuldlosigkeit Sarcany's hinzuweisen. Der junge Mann sei vollkommen zufällig, eben als Buchhalter, im Hause Zathmars gewesen. Sarcany bestätigte diese Aussage in allen Punkten. Er wisse nicht das geringste von der Verschwörung, und er sei von seiner Verhaftung so überrascht worden, daß er nicht einmal die Geistesgegenwart gehabt habe, dagegen Beschwerde einzulegen. Offenbar standen seine eigenen und Sandorfs Behauptungen im Einklang mit den Ermittlungen des Gerichts; die Anklage gegen den Buchhalter wurde fallengelassen.

Um zwei Uhr nachmittags war die Verhandlung beendet; das Gericht zog sich zu kurzer Beratung zurück und verkündete anschließend den Spruch:

Graf Mathias Sandorf, Graf Ladislaus Zathmar und Stefan Bathory wurden wegen Hochverrats zum Tode durch Erschießen verurteilt. Das Urteil war innerhalb von achtundvierzig Stunden im Gefängnishof zu vollstrecken. Der gesamte Besitz der Verurteilten fiel dem Staat anheim.

Für Sarcany erfolgte der erwartete Freispruch, doch seine Haftentlassung sollte erst nach der Hinrichtung der Verschwörer stattfinden. Nach der Verkündung des Urteils führte man die Männer zurück ins Gefängnis. Für die drei Ungarn war jetzt die Einzelhaft aufgehoben; sie sollten ihre letzten Stunden gemeinsam in einer geräumigen Zelle verbringen. Sarcany wurde dagegen wieder in seine bisherige Zelle gebracht. Beide Kerkerräume lagen im zweiten Stockwerk des Gefängnisturms, aber an den entgegengesetzten Enden eines elliptisch angelegten Korridors. Sobald die Freunde allein in der Zelle waren, ließen sie ihren Gefühlen freien Lauf. So standhaft sie sich auch vor dem Richter gezeigt hatten, so sehr waren sie jetzt am Ende ihrer seelischen Kraft; erschöpft sanken sie einander in die Arme. »Freunde«, sagte Graf Sandorf, »ich allein trage Schuld an eurem Schicksal. Trotzdem wage ich, euch um Verzeihung zu bitten, denn ihr sterbt für eine gerechte Sache. Für die Unabhängigkeit Ungarns zu kämpfen war unsere Pflicht. Und so müßt ihr es auch als Ehre betrachten, für das Vaterland zu sterben.«

»Mathias«, erwiderte Stefan Bathory, »wir haben dir nichts vorzuwerfen, im Gegenteil: Wir danken dir dafür, daß wir deine Mitstreiter sein durften...«

»... im Leben wie im Tode«, setzte Graf Zathmar mit fester Stimme hinzu.

Nach diesen Bekenntnissen schwiegen alle drei. Ihre Augen wanderten auf und ab an den Wänden der düsteren Zelle, die ihre letzte Behausung auf Erden sein sollte. Durch ein kleines Fenster in der mächtigen Turmwand fiel nur spärliches Licht in den Kerker. Die Möblierung des Raumes war karg; es gab drei eiserne Bettstellen, einen Tisch und etliche Wandbretter, auf denen die nötigsten Gebrauchsgegenstände verteilt waren. Ladislaus Zathmar und Stefan Bathory setzten sich schließlich nieder, um ihren Gedanken nachzuhängen, doch Graf Sandorf schritt ruhelos in der Zelle auf und ab.

Graf Zathmar stand allein auf der Welt; um ihn würde nur der treue Diener

Borik trauern. Doch Stefan Bathory hatte Frau und Sohn, die durch seine Hinrichtung selbst zu Tode getroffen sein mußten. Und wenn sie ihn überlebten – welches Elend erwartete sie! Seine Frau würde völlig mittellos sein, und der Knabe war erst acht Jahre alt.

Mathias Sandorf dachte währenddessen voller Schmerz an seine so früh verstorbene Frau und die kleine Tochter, deren Erziehung nun vollends dem Verwalterehepaar obliegen würde. Doch nicht allein dieser Gedanke bedrückte ihn; er litt auch schwer unter Schuldgefühlen gegenüber seinen beiden Mitverschworenen. War er in seiner patriotischen Pflichtauffassung nicht zu weit gegangen? Durfte er diese beiden Männer mit sich ins Verderben reißen? Doch immer wieder kam er zu dem Schluß, daß das Wohl des Vaterlandes Vorrang habe vor dem persönlichen Wohl.

Um fünf Uhr nachmittags brachte ein Wärter das Abendessen für die drei Verurteilten. Mathias Sandorf hätte allzu gern gewußt, an welchem Ort man sich befand, doch was ihm der Gerichtsvorsitzende verheimlichte, würde ihm der Wärter, der an strenge Vorschriften gebunden war, gewiß nicht verraten, und so versagte er sich die Frage.

Die drei Freunde berührten das Abendessen kaum; statt dessen nahmen sie ihre unterbrochenen Gespräche wieder auf. Immer von neuem fragten sie sich, auf welche Weise das Billett in die Hand eines Verräters fallen konnte und wer es kopiert hatte. Diese Überlegungen führten zur nächsten Frage: Wie hatte man das Billett ohne das dazugehörige Gitter dechiffrieren können? Oder war das Gitter zu diesem Zweck entwendet worden? Doch die Polizei gab ja an, sie habe es erst nach der Verhaftung der Verschwörer in Zathmars Sekretär gefunden! Wie sie es auch drehten und wendeten, sie fanden keine Erklärung. Gewiß, irgend jemand konnte die Taube abgefangen, das Billett kopiert und den Weiterflug des Vogels beobachtet haben, aber ohne das Gitter war der Geheimtext keinesfalls auflösbar. »Und doch beruht unsere Verurteilung allein auf diesem entschlüsselten Text«, sagte Graf Sandorf zum soundsovielten Male.

»Das ist auch nicht mehr wichtig«, sagte Stefan Bathory müde. »Und ob es wichtig ist!« rief Mathias Sandorf. »Vielleicht hat man uns wirklich verraten, und wenn es diesen Verräter gibt, nicht zu wissen, wer...«

Er hielt inne: Der Name Sarcany drängte sich ihm plötzlich auf. Doch er verwarf den Verdacht sofort wieder und teilte ihn nicht einmal den Freunden mit.

Die Gespräche der Verurteilten zogen sich bis in die Nacht hin. Am nächsten Morgen riß der Wärter die drei Männer aus einem tiefen Schlaf der Erschöpfung. Er kündigte an, daß die Hinrichtung in nunmehr vierundzwanzig Stunden stattfinden werde. Stefan Bathory fragte, ob er wohl einen letzten Besuch von seiner Familie empfangen dürfe. Der Wärter wußte darauf keine Antwort, hielt aber eine Besuchserlaubnis für unwahrscheinlich, da der ganze Fall als Geheimsache behandelt wurde und nicht einmal die Gefangenen selbst erfahren durften, an welchem Ort sie hingerichtet wurden.

»Gestattet man uns wenigstens, Briefe zu schreiben, und würde man diese Briefe auch wirklich absenden?« fragte Sandorf, und der Wärter erwiderte gutmütig:

»Ich bringe Ihnen gleich Papier, Federn und Tinte, und ich werde die Briefe eigenhändig dem Gouverneur übergeben.«

»Sie tun mehr, als Ihre Pflicht verlangt, mein Freund«, erwiderte der Graf. »Wir danken Ihnen dafür von Herzen, aber wir können uns nicht erkenntlich zeigen, denn...«

»Ihr Dankeswort genügt mir, meine Herren«, sagte der Beamte mit bewegter Stimme.

Die brave Seele brachte auch sogleich das versprochene Schreibzeug, und die Verurteilten beschäftigten sich mehrere Stunden lang damit, Abschiedsbriefe zu schreiben und einige persönliche Anordnungen zu treffen. Graf Sandorf erteilte der kleinen Tochter aus väterlich besorgtem Herzen letzte Ratschläge; Stefan Bathory legte alle seine Liebe für Frau und Sohn in seine Abschiedszeilen, und Zathmar bedachte seinen treuen Diener Borik mit einigen Dankesworten.

Doch so sehr die drei Männer auch in ihre traurige Korrespondenz vertieft waren, so aufmerksam registrierten sie doch jedes Geräusch in den Korridoren des Gefängnisturms. Immer wieder meinten sie, jetzt müsse die Zellentür aufgehen, um dem Töchterchen, der Frau, dem Sohn für die kurzen Augenblicke einer letzten Umarmung Zutritt zu gewähren. Doch sie wurden jedesmal enttäuscht, und vielleicht war es besser, daß ihnen ein unerbittliches Verbot diese herzerreißenden Minuten ersparte. Bei einigem Nachdenken sagten sie

sich selbst, daß wohl weder die Frau Bathorys noch der Verwalter Sandorfs vom Verbleib der Gefangenen unterrichtet waren; und ganz gewiß wußten sie nicht, daß bereits das Todesurteil gefällt war. So vergingen die ersten Stunden des Tages zwischen schwacher Hoffnung und Verzweiflung. Bald sprach der eine oder der andere, bald war jeder mit den eigenen Gedanken beschäftigt. In solchen Momenten erinnert sich der Mensch mit fast übernatürlicher Deutlichkeit seines ganzen Lebenslaufes, und was längst schon der Vergangenheit angehörte, ist plötzlich wieder gegenwärtig; vielleicht dürfen wir in diesem seltsam unwirklichen Vorgang eine Vorahnung der Ewigkeit sehen. Während sich Ladislaus Zathmar und Stefan Bathory immer tiefer in ihre Erinnerungen vergruben, wurde Mathias Sandorf immer heftiger von einer Vorstellung gequält, die mit seiner gegenwärtigen Lage zusammenhing. Für ihn gab es keinen Zweifel mehr, daß die geplante Volkserhebung durch Verrat gescheitert war. Doch wenn ein Mann seiner Wesensart sterben mußte, ohne sich an seinem Verräter rächen zu können, so erlitt er einen zweifachen Tod. Er verbiß sich so sehr in diese Vorstellung, daß er fast in einen fieberhaften Zustand verfiel. Wieder lief er rastlos, wie ein gefangenes Tier hinter Gittern, in der Zelle auf und ab. Und auf diesen Wanderungen stieß er auf ein seltsames akustisches Phänomen, das ihn auf die Spur des Verräters bringen sollte – ein Ereignis, das er nicht mehr zu erhoffen gewagt hatte.

Sämtliche Zellen des Stockwerks mündeten mit ihren Türen auf den bereits erwähnten elliptisch angelegten Korridor. Näherte sich Mathias Sandorf nun dem Zellenwinkel neben der Tür, so hörte er ein schwaches Stimmengemurmel. Zunächst schenkte er der Erscheinung keine Beachtung, doch plötzlich fuhr er zusammen: Er hatte einen Namen verstanden, seinen eigenen Namen! Er preßte sich in den Winkel und lauschte mit angehaltenem Atem.

Er war auf eine bekannte akustische Eigentümlichkeit gestoßen, die man auf den Galerien bestimmter Kirchen oder unter sonstigen elliptischen Kuppeln beobachten kann: Dort wird der Schall einer Stimme, die von einem bestimmten Punkt ausgeht, an den Wänden entlanggeleitet und am gegenüberliegenden Punkt vollkommen deutlich wahrnehmbar, während sie an allen dazwischenliegenden Punkten unhörbar bleibt. Berühmte Beispiele für diese Art der Schallübertragung sind die Krypta des Panthenons zu Paris, das Innere der Kuppel von Sankt Peter zu Rom und die ›Flüstergalerie‹ der Sankt-Pauls-Kirche zu London.

Für Graf Sandorf gab es nun keinen Zweifel mehr: In einer Zelle am entgegengesetzten Ende des elliptisch verlaufenden Korridors oder auf dem Korridor selbst unterhielten sich zwei Personen, und der einzige Punkt, an dem in diesem Stockwerk das Gespräch aufgefangen werden konnte, war der Winkel neben der Zellentür.

Mathias Sandorf rief seine Freunde durch eine Handbewegung herbei, und alle drei lauschten mit höchster Spannung. Obwohl sich die Sprecher immer wieder vom günstigsten Punkt für die Schallübertragung zu entfernen schienen, konnten die Lauscher doch folgende zusammenhängende Satzketten auffangen:

- Morgen, gleich nach der Hinrichtung... freigelassen.
- und von Sandorfs Gütern wird bei der Teilung...
- aber ohne meine Hilfe hätten Sie das Billett vielleicht überhaupt nie...
- Ich habe es der Taube abgenommen. Ohne mich hätten Sie es nie bekommen.
- Jedenfalls ahnt niemand, daß uns die Polizei den Hinweis verdankt...
- Was tut es, wenn die Verschwörer selbst uns verdächtigen...
- Kein Verwandter, kein Freund, niemand wird zu ihnen vorgelassen.
- Bis morgen also, Sarcany.
- Bis morgen, Silas Toronthal.

Die Stimmen verstumten, eine Tür fiel ins Schloß. »Sarcany! Toronthal!« schrie Graf Sandorf außer sich. »Sie also...!«

Er wurde kreidebleich, seine Pupillen weiteten sich unnatürlich, die Adern am Hals schwellen an, und er zog den Kopf zwischen den Schultern ein wie ein sprungbereites wildes Tier. »Diese elenden Schurken! Diese Schufte!« schrie er einmal über das andere. Dann richtete er sich hoch auf, maß die Zellentür mit einem entschlossenen Blick und rief: »Fliehen müssen wir... sofort fliehen!«

Derselbe Mann, der tags zuvor schicksalsergeben das Todesurteil angenommen hatte, der nicht einmal mit dem Richter um sein Leben kämpfen wollte, derselbe Mann hatte jetzt nur noch einen Gedanken: Er mußte leben, und er würde leben – um Sarcany und Silas Toronthal zu strafen!

»Rächen wir uns!« riefen nun auch Stefan Bathory und Ladislaus Zathmar.

»Rächen? Nein, wir werden sie der gerechten Strafe zuführen!« So konnte nur ein Graf Sandorf sprechen.

## VI

### Das Gefängnis von Pisino

Die Burg von Pisino ist ein hervorragendes Beispiel mittelalterlicher Festungsbaukunst. Alle typischen Merkmale solcher malerischen Anlagen sind heute noch vorhanden, darunter die langgestreckten Rittersäle mit gewölbten Decken, gotische Spitzbogenfenster, Mauerkränze und eine Zugbrücke mit Fallgatter. Jeden Augenblick erwartet man, auf einen Burgherrn in voller Rüstung, auf ein Schloßfräulein mit hoher gotischer Haube oder auf bewaffnete Bogenschützen zu treffen. Um so weniger wollen sich der gegenwärtige Gouverneur und die Soldaten in ihren modernen österreichischen Uniformen in das prächtige historische Bild fügen.

Angesichts der Wehrhaftigkeit von Burg Pisino war Graf Sandorfs Entschluß, zu fliehen, geradezu unsinnig. Obendrein kannten die Gefangenen nicht einmal den Namen ihres Aufenthaltsortes, geschweige denn die besonderen geographischen Verhältnisse, mit denen sie bei einer Flucht rechnen mußten. Vielleicht wäre nicht einmal ein Graf Sandorf auf den Ausbruchsgedanken verfallen, hätte er die Schwierigkeiten gekannt, die ihn draußen erwarteten.

Einzig und allein die Lage Pisinós hätte für solch einen tollkühnen Versuch sprechen können, denn die rettende Küste war in nahezu allen Himmelsrichtungen innerhalb weniger Stunden erreichbar. Außerdem waren die Straßen der Stadt nicht sonderlich streng überwacht; ein Durchschlüpfen mußte möglich sein. Doch ein Entkommen aus der Festung selbst oder gar aus dem Gefängnisturm durfte mit gutem Recht für ausgeschlossen gehalten werden.

Um dem Leser eine Vorstellung von der Unüberwindlichkeit der Burganlage zu geben, wollen wir einen Blick auf ihre Umgebung werfen. Das Bollwerk liegt oberhalb der Stadt am Rande einer steilen Felsenschlucht. Schaut man in die Tiefe, so findet das Auge nirgendwo einen Halt; keine Stufe, kein Absatz, an den sich die Hand eines Flüchtenden klammern könnte; nur unregelmäßige scharfe Linien, an denen sich die Schräglage der Gesteinsschichten ablesen läßt, und langarmige Kletterpflanzen, deren freihängende Ranken wie Lianen vor der Steilwand im Wind hin- und herschwingen. Mit einem Wort: Unter der Burg liegt ein Abgrund, der das, was hineinstürzt, gewiß nicht wieder hergibt.

Unmittelbar über der schaurigen Schlucht erhebt sich der Gefängnisturm. Seine Außenwand mit den winzigen Zellenfenstern setzt in gerade aufsteigender Linie die glatte Felswand fort. Selbst ein zu allem entschlossener Gefangener mußte vor Schreck zurückprallen, wenn es ihm gelang, einen Blick in die bodenlose Tiefe zu werfen. Wer verzweifelt den Sprung aus dem Fenster wagte, würde für immer mit zerschmetterten Gliedern auf dem Boden der Schlucht liegen bleiben, es sei denn, die Gewässer der Foiba spülten in fort, des Gebirgsbaches, der in Hochwasserzeiten zu einem reißenden Strom anschwellt. Die Einheimischen nennen die mehr oder minder mit Wasser gefüllte Schlucht den Buco, ›das Loch‹, und seltsamerweise wissen nicht einmal sie, wohin sich sein Wasser verläuft. Fest steht nur, daß es in einer Höhle verschwindet, die im Laufe der Zeiten aus dem Felsen ausgespült wurde. Doch wie mag sein weiterer Weg unter dem Gestein und unter den Grundmauern der Stadt aussehen? Vielleicht ist dort unten längst ein weitverzweigtes Kanalsystem mit einem ganzen Wald freistehender Pfeiler entstanden, auf denen Stadt und Festung ruhen? Kühne Forscher haben schon einmal versucht, bei mittlerem Wasserstand mit kleinen Booten in dieses Kanalsystem einzudringen, aber Felsvorsprünge und die geringe lichte Höhe der Kanalgänge zwangen sie bald zur Umkehr. So bleibt man auf Vermutungen angewiesen, von denen eine besagt, das Wasser der Foiba versickere in einem unterirdischen Abgrund, der noch unter dem Niveau der Adria läge. Doch Graf Sandorf verschwendete keinen Gedanken an die Eigentümlichkeiten dieses Gebirgsbaches; er wußte ja nichts vom Vorhandensein der Foiba. Für ihn stand nur fest, daß das Kerkerfenster den einzigen Weg in die Freiheit bildete. Und solch ein Unternehmen mußte nach Ansicht der Behörden für den Flüchtenden ebenso sicher mit dem Tode enden, als wenn man ihn vor ein Erschießungskommando stellte. Ladislaus Zathmar und Stefan Bathory erklärten sich einmütig bereit, im Kerker zurückzubleiben und sich für Sandorf zu opfern, falls es die Lage erfordern sollte, doch sie waren ebenso bereit, Mathias Sandorf zu folgen, wenn sie ihm auf der Flucht ' nicht hinderlich wurden.

»Wir fliehen gemeinsam«, sagte daraufhin Graf Sandorf, »doch wir trennen uns, sobald wir draußen sind.« Die Uhr im Rathausturm von Pisino schlug acht; die Gefangenen sollten also nur noch zwölf Stunden leben dürfen. Man mußte mit einer besonders dunklen Nacht rechnen, denn schwere, fast unbewegliche Wolken hatten sich über dem Gebirge zusammengeballt; die schwüle Luft war mit Elektrizität gesättigt, und jeden Augenblick konnte ein heftiges Gewitter ausbrechen. Noch zuckten keine Blitze aus der Dunstmasse, doch aus den Bergen war schon dumpfes Donnern zu hören.

Diese Witterungsverhältnisse konnten dem Ausbruch der Gefangenen nur förderlich sein: Die stockfinstere Nacht würde sie vielleicht vor Entdeckung durch die Wachen schützen, und das Donnern mochte verräterische Geräusche übertönen. Daß der Fluchtweg über das Zellenfenster führte, stand von vornherein fest, denn die Kerkertür aus dicken Eichenbohlen hatte schwere Eisenbeschläge und ließ sich gewiß nicht gewaltsam öffnen. Außerdem patrouillierte im Korridor eine Wache; man hörte deutlich ihren Schritt. Und wohin sollten sich auch die Flüchtenden im Labyrinth der Festungsgänge wenden? Sie würden doch an der schwerbewachten Zugbrücke mit dem Fallgatter scheitern. Auf der Seite des Buco gab es dagegen keine Wachen; sie wurden als überflüssig erachtet. Der Buco selbst schützte den Gefängnisturm hier besser, als es ein Kordon Soldaten vermocht hätte. Doch davon ahnten die Gefangenen nichts. Graf Sandorf beschäftigte nur ein Gedanke: Wie konnte man den Fensterausstieg so vergrößern, daß er einem erwachsenen Mann Durchschluß gewährte. Die Fensterlaibung verjüngte sich, ähnlich einer Schießscharte, zur Zelle hin. Das Fenster selbst maß etwa einhundert Zentimeter in der Höhe und sechzig Zentimeter in der Breite. Es wurde durch ein kräftiges eisernes Fensterkreuz versperrt, das dicht hinter der Innenwand der Zelle in die Fensterlaibung eingelassen war. Der übliche Blendkasten aus Holz, der das Licht nur von oben in Gefängniszellen eindringen läßt, fehlte hier. Die Konstruktion des Fensters verwehrte ja ohnehin den Blick in die Tiefe. Gelang es den Gefangenen, das eiserne Fensterkreuz aus der Wand zu lösen oder wenigstens an einer Seite aufzubiegen, so wäre es ein leichtes, durch die Fensteröffnung zu schlüpfen. Doch wie wollten die Flüchtenden den steilen Abstieg über die Turmwand bewältigen? Woher eine Strickleiter nehmen? Es gab ja nicht einmal Bettücher, die man zusammenknoten konnte, denn auf den Matratzen lagen nur grobe Wolldecken. Wieder war es Graf Sandorf, der einen Ausweg fand. Er hatte ein Kabel entdeckt, das senkrecht unmittelbar neben dem Fenster an der Turmwand herabführte. Es war die Ableitung des Blitzableiters, den man auf dem Turmdach angebracht hatte. »Seht ihr das kräftige Kabel?« fragte er seine Freunde. Und er fügte rasch hinzu: »Wir haben keine andere Wahl; wir werden uns daran hinunterlassen.«

»An Mut soll es uns nicht fehlen, aber werden unsere Kräfte ausreichen?« sagte Ladislaus Zathmar zweifelnd. »Wenn sie nicht ausreichen, sterben wir schlimmstenfalls ein paar Stunden eher als vorgesehen«, sagte Stefan Bathory. »Keiner wird sterben«, sagte Graf Sandorf, »weder du, noch ich, noch Ladislaus. Warum ich dessen so sicher bin, will ich gleich erklären: Hätten wir ein Seil, würden wir doch keine Sekunde zögern, es aus dem Fenster zu hängen und uns daran hinunterzulassen. Wir haben kein Seil, aber wir haben ein Kabel, und das gereicht uns sogar zum Vorteil, denn es ist starr und erleichtert uns das Herabgleiten. Außerdem wird es wie alle Ableitungen in gewissen Abständen mit Klammern an der Wand befestigt sein – wieder ein Vorteil, denn unsere Füße finden auf den Klammern Halt; wir können uns ausruhen. Der Draht kann auch nicht ins Schwingen geraten; er wird ja parallel zur Wand festgehalten. Also kann uns auch kein Schwindelgefühl befallen, doch das steht ohnehin nicht zu befürchten, denn in dieser Finsternis werden wir die Leere unter unseren Füßen gar nicht wahrnehmen. Dieses Fenster eröffnet uns also den Weg in die Freiheit, vorausgesetzt, wir können hindurchschlüpfen. Danach brauchen wir nur noch Mut und Kaltblütigkeit. Vielleicht begeben wir uns in Lebensgefahr, aber was ficht uns das an, wenn unsere Chancen, davonzukommen, zehn zu hundert stehen? Morgen früh, wenn man uns zur Exekution abholt, stehen unsere Aussichten, sterben zu müssen, jedenfalls hundert zu hundert.«

»Packen wir es an!« rief Ladislaus Zathmar. »Wo endet wohl das Kabel?« fragte Stefan Bathory. »Vielleicht in einem Brunnen«, entgegnete Mathias Sandorf, »auf jeden Fall aber außerhalb des Gefängnisturms, und das ist zunächst alles, was ich erhoffe... die Freiheit... die Freiheit am Ende dieses Kabels... vielleicht.«

Graf Sandorfs Vermutungen trafen zu: Die Leitung war an der senkrecht abfallenden Wand verklammert, doch nur so weit, wie das Mauerwerk der Festung reichte. Vor dem darunterliegenden Fels schwang es frei in der Luft, und das Ende tauchte in die Wasser der Foiba, die wegen der Regenfälle der vergangenen Tage besonders stark angeschwollen war. Anstelle von rettendem festen Boden erwartete die Flüchtlinge also ein reißender Strom, der sie augenblicklich in die Richtung der Felsenhöhle fortspülen würde.

Davon ahnten die Freunde nichts, doch wären sie freiwillig im Kerker geblieben, wenn sie gewußt hätten, was sie in der Schlucht erwartete? Gewiß nicht!

»Sterben müssen wir ohnehin eines Tages«, hätte Mathias Sandorf gesagt, »aber wir wollen den Tod wenigstens nach Kräften hinauszögern.«

Die drei Männer waren nun vollauf mit dem Problem beschäftigt, das Fensterkreuz aus der Wand zu lösen. Ob es gelang, die schweren Eisenstangen ohne Handwerkszeug aus dem Gemäuer zu brechen? Graf Sandorf zog sich zum Fenster hinauf und rüttelte prüfend am Gitter. Es war merkwürdigerweise nicht allzu fest im Mauerwerk verankert, doch Stefan Bathory fand dafür eine Erklärung. Wahrscheinlich ersetzte der kräftige Blitzableiter neben dem Fenster bereits eine ältere beschädigte Anlage, von der ständig Funken auf das Eisengitter übergesprungen waren und auf die Mauersteine eingewirkt hatten. Durch den häufigen Funkenregen war der Stein dann bröcklig, genauer gesagt, schwammig geworden.

Doch für ausführliche physikalische Erklärungen war die Zeit zu kostbar. Es genügte, daß sich das Mauerwerk ohne allzu große Schwierigkeiten lockern ließ, so daß man das herausgelöste Fensterkreuz nach außen drücken und in die Schlucht hinunterwerfen konnte. In die Zelle ließ es sich ja nicht hineinziehen, da sich die Fensterlaibung nach innen verzüngte. Um den Lärm, den das Gitter beim Absturz verursachen würde, machte man sich keine Sorgen; er sollte im Donnergetöse des immer näher kommenden Gewitters kaum zu hören sein. »Das Mauerwerk ist zwar porös, aber mit den bloßen Händen können wir es doch nicht herausreißen«, sagte Zathmar mutlos. »Sie haben recht, Ladislaus«, entgegnete Graf Sandorf, »wir müssen ein Stück Eisen, irgendeine Klinge oder wenigstens einen Nagel finden. Unsere Hände dürfen wir uns nicht zerfetzen; wir brauchen sie noch zum Abstieg.« Er schaute sich bei dem schwachen Lichtstrahl, der vom Korridor her durch das Schlüsselloch fiel, in der Zelle um. Er tastete mit den Händen die Mauern ab – nichts, kein Nagel, kein eiserner Bolzen, den man herausziehen könnte. Doch wieder war er um einen Ausweg nicht verlegen. Vielleicht ließ sich von einem der Bettgestelle, die an die Wand geschmiedet waren, ein Bein lösen? Mit vereinten Kräften zerrten die Männer an der nächstgelegenen Bettstatt, doch dann hatte Stefan Bathory einen klügeren Einfall. Der Bettboden bestand aus gekreuzten breiten Eisenbändern, die mit Stiften am Rahmen festgehalten wurden. Einer der Stifte war locker und ließ sich leicht herausziehen. So brauchte man nur noch das frei gewordene Ende des Eisenbandes mehrmals auf und nieder zu biegen, und schon brach es ab. Damit verfügte Mathias Sandorf über ein Werkzeug, das fünf Zoll lang und einen Zoll breit war. Um es besser fassen zu können, umwickelte er das eine Ende mit seinem seidenen Halstuch, und schon war er gerüstet und konnte beginnen, das erste Stangenende aus dem Mauerwerk zu lösen. Dieser Vorgang war unvermeidlich mit Lärm verbunden, doch Sandorf konnte im Schutz des immer lauter werdenden Donnerrollens arbeiten. Herrschte draußen einmal Stille, so hielt er sofort im Hämmern inne, um beim nächsten Donnerschlag nur um so verbissener weiterzuarbeiten. Stefan Bathory und Ladislaus Zathmar lauschten währenddessen an der Tür auf die Schritte des Postens, um Sandorf im Falle von Gefahr rechtzeitig warnen zu können.

»Pst«, sagte Zathmar plötzlich, und Sandorf unterbrach das Hämmern.

»Was gibt es denn?« fragte Bathory.

»So hören Sie doch...« entgegnete Zathmar, der wieder an dem bereits erwähnten Punkt im Türwinkel stand, in dem man alle Geräusche vom entgegengesetzten Korridorende auffing. Wieder waren mit kurzen Unterbrechungen Satzketten zu hören. Diesmal schien sich Sarcany mit einem Wächter zu unterhalten. – Morgen.... frei... hörten sie, und darauf -... ja, nach der Exekution. Dann... Freund Zirone... in Sizilien erwartet.

-... kein allzu langer Aufenthalt hier in... und damit brach das Gespräch ab.

Zirone? Der Name sagte Mathias Sandorf nichts, aber er grub ihn sich tief ins Gedächtnis. Das letzte Wort Sarcany's war leider von einem heftigen Blitzschlag



übertönt worden. Während der elektrische Strom über das kräftige Kabel vor dem Kerkerfenster abgeleitet wurde, sprang eine Funkengarbe auf das Metallband über, mit dem Graf Sandorf am Gitter hantierte. Nur der isolierende Seidenschal, der um das Ende des Bandes gewunden war, bewahrte Sandorf vor einem tödlichen elektrischen Schlag. Doch stärker noch als der Schreck war seine Verzweiflung: Ihm lag so viel daran, zu wissen, wo man eingekerkert war und durch welche Provinz der Fluchtweg führen würde, doch der Blitzschlag hatte Sarcany's letztes Wort unhörbar gemacht. Dennoch arbeitete er mit unverminderter Energie daran, die letzte Halterung des Gitterkreuzes loszuschlagen. Die Blitze, die jetzt fast pausenlos über den Himmel zuckten, gaben ihm dabei ausreichend Licht, und um halb elf Uhr war es schon so weit: Ladislaus Zathmar hörte, daß sich der Posten einige Schritte von der Tür entfernte, und Graf Sandorf und Stefan Bathory stießen das Eisenkreuz mit aller Kraft durch die Fenster-Öffnung. Es überschlug sich und verschwand in der Tiefe. Ausgerechnet in diesem Augenblick schwieg der Donner, ob man das schwere Gitter am Fuß der Felswand aufschlagen hörte? Die Gefangenen lauschten mit angehaltenem Atem, doch kein Laut kam von unten herauf... nichts.

»Der Turm scheint sehr hoch über dem Abgrund zu stehen«, sagte Stefan Bathory mit besorgter Miene. »Was kümmert uns die Höhe?« entgegnete Graf Sandorf. »Irgendwann einmal berührt das Kabel jedenfalls die Erde; sonst wäre es kein Blitzableiter. Und so dürfen wir darauf vertrauen, daß es uns auf sicheren Boden führt.«

Was er sagte, klang einleuchtend, nur traf es auf diesen besonderen Fall nicht zu: Das Ende des Kabels hing ja frei in der Foiba! Doch das sollten die Flüchtenden erst viel später merken. Im Augenblick hatten sie nur einen Gedanken: Das Fenster, ihr Fluchtweg, war frei, und nichts hinderte sie daran, mit dem gefährlichen Abstieg zu beginnen. Graf Sandorf gab seinen Freunden noch einige Anweisungen.

»Ich bin der jüngste und wohl auch kräftigste von uns dreien«, sagte er. »Laßt mich als ersten hinuntersteigen. Sollte ich aus irgendwelchen Gründen nicht festen Boden erreichen können, bleibt mir vielleicht noch genug Kraft, wieder zu euch hier in der Zelle heraufzuklimmen. Komme ich nicht zurück, kann mir Stefan zwei Minuten später folgen. Nach weiteren zwei Minuten ist dann die Reihe an Ihnen, Ladislaus. Alles Weitere besprechen wir, sobald wir uns unten wiedergetroffen haben.«

»Einverstanden, Mathias«, sagte Bathory, aber er fügte hinzu: »Uns bedrückt nur der Gedanke, daß du als erster das Leben wagen willst.«

»In unserem Falle ist ein Leben genauso viel wert wie das andere, Stefan«, erwiderte Graf Sandorf. »Wichtig ist dabei nur, daß wenigstens einer von uns übrigbleibt, um die Verräter der gerechten Strafe zuzuführen. Doch jetzt laßt uns aufbrechen.« Eine letzte herzliche Umarmung erfüllte die Männer mit neuer Kraft und Entschlossenheit. Dann bezog Ladislaus Zathmar wieder seinen Horchposten an der Zellentür, und Graf Sandorf schwang sich durch die Fensteröffnung. In der nächsten Sekunde schon hing er über dem furchtbaren Abgrund, und er begann, Handgriff um Handgriff, an dem Blitzableiterkabel abwärts zu gleiten. Die Knie preßte er so eng wie möglich an die Leitung, um seine Geschwindigkeit zu verringern, und sobald sein Fuß auf eine der Wandklammern stieß, nutzte er die Gelegenheit, um einen Augenblick lang Atem zu schöpfen. Das Gewitter war nun auf seinem Höhepunkt. Es regnete nicht, aber der Sturm heulte entsetzlich um die Festung. Blitzschlag folgte auf Blitzschlag; der hochaufragende Gefängnisturm schien die elektrischen Ströme geradezu anzuziehen. Bei jedem Einschlag stand um die Auffangspitze des Blitzableiters ein gleißend-helles Strahlenbündel, während sich sein Schaft im Sturmwind heftig auf und nieder bog.

Es versteht sich von selbst, daß nur todesmutige Männer in solchem Augenblick den Abstieg über das Metallkabel wagen konnten. Gewiß, solange die Leitung in sich unbeschädigt und am unteren Ende im Erdboden oder in einem Gewässer verankert war, bestand für die Flüchtenden keine unmittelbare Lebensgefahr. Doch wehe, wenn das Drahtseil innere Bruchstellen aufwies oder gar am Ende von seiner Verankerung, der Erdleitung, losgerissen war! Der Leitungsabschnitt oberhalb der Schadensstelle mußte sich dann durch die wiederholten Blitzeinschläge negativ aufladen; der am Kabel herabgleitende Mensch würde eine Brücke zwischen dieser negativen Ladung und der positiven Ladung im darunter liegenden Leitungsabschnitt bilden, und das wäre sein Tod.

Selbst wenn beim Berühren der Bruchstelle gerade kein Einschlag in die Auffangspitze des Blitzableiters erfolgte, konnte sich die zuvor im Kabel gespeicherte Energie über den menschlichen Körper entladen.\*

(\* Durch eine solche – handtellergroße – Entladung wurde 1753 der Physiker G. W. Richmann getötet. Er befand sich dabei sogar um dreißig Zentimeter vom Blitzableiter entfernt, hatte ihn aber kurz zuvor von seiner Erdung getrennt.)

Graf Sandorf unterschätzte diese Gefahren keineswegs, und wenn er das Wagnis trotzdem auf sich nahm, gehorchte er nicht allein dem Selbsterhaltungstrieb; noch stärker war in ihm das Verlangen, eines Tages mit seinen Verrätern abrechnen zu können. So glitt er langsam, vorsichtig abwärts, ständig eingehüllt in das Netz unsichtbarer elektrischer Ströme. Etwa sechzig Fuß unter dem Kerkerfenster stieß sein Fuß auf einen breiteren Mauervorsprung: Er hatte die Nahtstelle zwischen Mauerwerk und Fels erreicht, und das Gestein ragte hier um einige Zoll über die Grundmauern der Burg hinaus. Das Blitzableiterkabel führte zwar von hier an noch weiter in die Tiefe, doch wurde es bald nicht mehr von Klammern an der Wand festgehalten. Dort, wo der Fels steil abfiel, hing es zwar dicht vor dem Gestein, unter Vorsprüngen aber schwang es frei in der Luft.

Graf Sandorf beschloß, auf dem Mauervorsprung eine kleine Atempause einzulegen. Er begriff, daß er die Basis der Burganlage erreicht hatte, konnte aber nicht mit Blicken abschätzen, wie tief wohl die Talsohle unter ihm läge. Auf jeden Fall sehr tief, dachte er; ihm war aufgefallen, daß sich Vögel, die ein Blitz aufscheuchte, nicht in die Luft schwingen, sondern mit kräftigem Flügelschlag in die Tiefe flüchteten. Ob dort unten wohl ein gefährlicher Abgrund lauerte?

Graf Sandorf hatte keine Zeit mehr, weitere Vermutungen anzustellen; im Licht des nächsten Blitzes sah er, daß sich hoch über seinem Kopf eine dunkle Masse am Mauerwerk bewegte. Stefan Bathory war aus dem Fenster geschlüpft und kam rasch zu Sandorf heruntergeglitten. Es dauerte nur wenige Augenblicke, bis die Freunde nebeneinander auf dem Felsgesims standen. In der nächsten Pause zwischen zwei Blitzschlägen fragte Graf Sandorf:

»Warum zögert Zathmar noch? Ist oben Gefahr im Verzug?«

»Keineswegs«, erwiderte Bathory, »Ladislaus wird gleich bei uns sein.«

»Um so besser. Ich werde dann den Platz hier für ihn freimachen. Du folgst mir aber erst, sobald er hier sicher angekommen ist.«

»Einverstanden.«

Im nächsten Augenblick tauchte ein kräftiger Blitz das gesamte Bergmassiv in sein grelles Licht. Halb betäubt glaubten die beiden Freunde schon, vom Schlag getroffen zu sein. »Mathias! Mathias!« schrie Bathory, vor Angst fast von Sinnen. »Ruhig Blut! Dir ist nichts passiert!« entgegnete Sandorf. »Ich steige jetzt weiter hinunter, und du folgst mir später.« Er wollte diesmal nur bis zur nächsten Wandklammer weitergleiten und dort auf Bathory warten. Doch noch ehe er sich von dem Felsvorsprung gelöst hatte, wurden über ihren Köpfen Stimmen laut. In dem Lärm waren nur zwei Worte zu unterscheiden: »Rettet euch!«

Das war Zathmars Stimme, und sie kam aus der Gefängniszelle! Im nächsten Moment zuckte irgendwo am Turm ein kleines grelles Licht auf, dem ein trockener Knall ohne Echo folgte. Das war kein Blitz, kein Donnerrollen – es war ein Gewehrschuß, wahrscheinlich als Warnung für die Burgwächter aus einer der Schießscharten im Turm abgefeuert! Oder hatte man schon gezielt auf die Flüchtlinge geschossen? Eines stand fest: Der Fluchtversuch war entdeckt!

Kehren wir für einen Augenblick in die zweite Etage des Gefängnisturms zurück:

Der Posten auf dem Korridor hatte verdächtige Geräusche gehört, nach Verstärkung gerufen und mit seinen Kameraden die Zellentür Sandorfs geöffnet. Die Wärter erfaßten sofort die Lage: Zwei Häftlinge fehlten, und das herausgestoßene Fensterkreuz gab hinlänglich Auskunft über den Fluchtweg. Doch ehe die Soldaten Zathmar überwältigten, konnte er seine Freunde noch durch einen Ruf aus dem Fenster warnen. »Der Unglückliche!« rief Stefan Bathory. »Mathias, wir dürfen ihn nicht verlassen!«

Wieder krachte eine Gewehrssalve, diesmal gleichzeitig mit einem Blitzschlag.

»Gott sei ihm gnädig!« murmelte Graf Sandorf, doch zu Bathory gewendet rief er:

»Komm, Stefan, wir dürfen nicht aufgeben. Wir müssen uns retten, und sei es

nur, um Ladislaus zu rächen!« Im nächsten Augenblick brach ein Höllenspektakel aus: In den unteren Stockwerken des Turms wurden Fenster aufgerissen, Schüsse krachten, Rufe hallten durch die Finsternis. Vielleicht war schon ein Trupp Soldaten unterwegs, um den Flüchtenden tiefer unten den Weg abzuschneiden? Vielleicht hatte man die Flüchtlinge schon im Visier und würde sie in der nächsten Sekunde wie wilde Tiere abschießen?

»Komm!« schrie Mathias Sandorf nochmals, packte das Kabel fester und verschwand in die Tiefe. Diesmal folgte ihm Bathory sofort. Jetzt erst bemerkten beide, daß es für das Kabel keine Wandklammern mehr gab. Ohne Stützpunkte, ohne die kleinste Gelegenheit, Atem zu schöpfen, sausten sie talwärts. Vergeblich versuchten sie, durch die fest zusammen gepreßten Knie die rasende Fahrt zu bremsen. Ihre Hände begannen zu bluten, so tief schnitt das Kabel ins Fleisch ein.

Mitten im Kugelhagel legten sie an dem gefährlich schwingenden Seil in einer Minute achtzig Fuß zurück, und noch immer war kein Talboden zu sehen. Dafür hörten sie das Brüllen der aufgewühlten Foiba mit jeder Sekunde deutlicher! Das Kabel endete in einem Fluß! Doch was sollten sie tun? Wieder hinaufklettern bis zum Felsvorsprung? Dafür reichten ihre Kräfte nicht mehr aus, und überdies erwartete sie dort oben der sichere Tod aus einem Gewehrlauf. Wenn sie schon sterben mußten, konnte es ebenso gut dort unten im reißenden Strom geschehen. Wieder krachte ein furchtbarer Blitz. Er war noch nicht einmal unmittelbar in die Auffangspitze des Ableiters geschlagen, und doch war diesmal die elektrische Ladung so ungeheuer stark, daß das Kabel in seiner ganzen Länge glühte, ähnlich dem Platinfaden, der an eine Batterie angeschlossen wird. Stefan Bathory stieß einen furchtbaren Schmerzensschrei aus; seine Hände lösten sich vom Kabel, und Mathias Sandorf sah den dunklen Körper mit gespreizten Armen an sich vorüberstürzen.

Und in der nächsten Sekunde verloren auch Sandorfs verbrannte Handflächen den Halt am Seil. Er fiel mehr als vierzig Fuß tief, und die schäumende Foiba riß ihn mit sich fort, hinein in das unheimliche Felsentor.

## VII

### In den Strudeln der Foiba

Es mußte etwa eine Stunde vor Mitternacht sein. Sturzbäche ergossen sich aus den Gewitterwolken, ein Gemisch aus Regen und Hagelkörnern, die laut prasselnd auf die Felswand niedergingen und die Fluten der Foiba peitschten. Die Soldaten oben im Turm hatten das Schießen eingestellt. Wozu auch noch Kugeln verschwenden! Die Foiba würde die Flüchtlinge doch nur als Leichname ans Ufer spülen, wenn sie sie nicht für immer verschlang.

Kaum waren die Wogen über Graf Sandorf zusammengeschlagen, als ihn der reißende Strom schon quer durch den Buco und in das Höhlentor hineintrief. In Sekundenschnelle vollzog sich der Übergang von der Taghelle, mit der die Blitze die Schlucht erfüllten, zur ewigen Finsternis des Berginnern. Statt Donnergrollen gab es hier nur das Toben der Flut; kein Licht, kein Geräusch drang von draußen in diese Unterwelt herein. »Hilfe!«

Stefan Bathory stieß diesen Notschrei aus. Im eiskalten Wasser der Foiba hatte er die Besinnung wiedererlangt, aber er war zu schwach, um den Kopf über der Flut zu halten, und er wäre unweigerlich ertrunken, hätte ihn nicht im letzten Augenblick ein kräftiger Arm gepackt.

»Keine Angst, Stefan, ich bin bei dir!« rief Graf Sandorf. Mit einem Arm versuchte er, Bathorys Kopf über Wasser zu halten, mit dem anderen machte er mechanische Schwimmbewegungen.

Ihre Lage war nahezu hoffnungslos. Stefan Bathorys Glieder waren von der Berührung mit dem glühenden Blitzableiter noch immer halb gelähmt, und obwohl seine verbrannten Hände im kalten Wasser weniger schmerzten, konnte er sie doch kaum gebrauchen. Graf Sandorf durfte den Freund nicht einen Augenblick loslassen, und dabei kämpfte er selbst verzweifelt um das Überleben.

Zur Hilflosigkeit kam noch die Ungewißheit: Er ahnte ja nicht, in welche Himmelsrichtung der Strom seine Opfer forttrug. Ob dieses Gewässer in einen anderen Fluß oder gar ins Meer mündete? Den Namen der Foiba zu kennen, hätte Mathias Sandorf auch nichts genutzt. Bis zu jenem Tag war es ja noch niemandem gelungen, ihren unterirdischen Lauf bis ans Ende zu verfolgen. Auch mehrere Versuche mit einer Flaschenpost waren gescheitert: Keines der Gefäße, die man im Höhleneingang hatte verschwinden sehen, war wieder ans Tageslicht gekommen. Vielleicht waren sie in gefährliche Strudel geraten oder an Felsvorsprüngen zerschellt.

Die Geschwindigkeit der Foiba war ungeheuer hoch, ein Umstand, der es den Männern leichter machte, an der Wasseroberfläche zu bleiben. Doch schon nach kurzer Zeit versank Stefan Bathory wieder in tiefe Bewußtlosigkeit; Mathias Sandorf mußte nun um ihrer beider Leben schwimmen, obwohl er spürte, daß seine Kräfte dieser übermenschlichen Aufgabe nicht mehr lange gewachsen wären. Neben der Schwäche bedrohten ihn zwei andere tödliche Gefahren: Schon im nächsten Augenblick konnte er mit seiner Last an einer tief herabhängenden Felsrippe zerschmettert werden oder auch in einen der zahllosen Trichterstrudel geraten, die sich überall dort bildeten, wo sich der Strömung plötzlich ein vorspringender Fels in den Weg stellte. Immer wieder fühlte er sich hilflos solchen kreisförmigen Strömungen ausgeliefert, die ihn wie mit Saugarmen in ihr Zentrum zu ziehen versuchten, bis sie ihn schließlich auf die Peripherie des Kreises zurückwarfen und freigaben. Mathias Sandorf bedauerte nicht einmal, daß Stefan Bathory noch immer ohnmächtig war. Im Erwachen hätte der Freund gewiß wie ein Ertrinkender um sich geschlagen und in seiner Panik sich selbst und den Retter gefährdet. Sollte es dahin kommen, konnte Graf Sandorf den Bedauernswerten nur verlassen, oder sie mußten gemeinsam sterben.

Allmählich war auch Mathias Sandorf am Ende seiner Kräfte. Während er sich mühte, Bathorys Kopf über Wasser zu halten, tauchte er selbst immer wieder unter. Er rang nach Luft, er glaubte zu ersticken, und er spürte, daß ihm selbst immer wieder sekundenlang die Sinne schwanden. Mehrmals schon hatte er den Griff um Bathory lockern müssen, und jedesmal war der Kopf des Freundes sofort untergetaucht, doch bisher war es Sandorf noch immer gelungen, im letzten Augenblick den Ertrinkenden dichter an sich zu ziehen und ein wenig über die Wasseroberfläche zu drücken. Und das war noch nicht alles. Zum Kampf mit den tobenden Fluten kam der betäubende Lärm, der sich jedesmal

ins Unerträgliche steigerte, wenn sich die Foiba aus einer engen Kanalstrecke in ein weiteres Becken ergoß.

Plötzlich mußte sich Mathias Sandorf geschlagen geben: Der leblose Körper des Freundes entglitt ihm; mit letzter Kraft versuchte er noch einmal, Bathorys Arm zu packen; er fand ihn nicht, und er gab auf. Das Wasser schlug über seinem Kopf zusammen.

In derselben Sekunde spürte er einen heftigen Schlag an der Schulter. Er streckte instinktiv die Hand aus, und seine Finger schlossen sich um ein Büschel Wurzeln, das vor ihm im Wasser trieb. Es gehörte zu einem Baumstamm, den die Foiba wohl aus dem Gebirge mitgeführt hatte.

Mathias Sandorf klammerte sich verzweifelt an das Wurzelwerk, hob den Kopf wieder über den Wasserspiegel und suchte mit der freien Hand nach dem Gefährten. Tatsächlich trieb auch Stefan Bathory im nächsten Augenblick auf die Wurzel zu. Mathias Sandorf schob den schlaffen Körper mit übermenschlicher Anstrengung auf den Baumstamm, ehe er selbst auf das rettende Floß kroch. Die Gefahr des Ertrinkens war damit fürs erste gebannt, doch nun war man auf Gedeih und Verderb dem Schicksal dieses Baumstammes ausgeliefert, der selbst nichts anderes als ein Spielball der Wellen war. Dennoch atmete Mathias Sandorf ein wenig auf. Sobald er wieder atmen konnte, galt seine ganze Sorge dem Freund. Damit der Ohnmächtige nicht wieder vom Baumstumpf glitt, setzte sich Sandorf hinter ihn und packte ihn fest an den Schultern. Gleichzeitig schaute er angestrengt nach vorn, immer in der Hoffnung, endlich das Tageslicht und damit das Ende des Kanals zu erspähen. Doch er wurde immer aufs neue enttäuscht. Kein Lichtschimmer deutete das Ende dieser furchtbaren Reise durch die Unterwelt an.

Der Baumstamm, auf dem die beiden Flüchtlinge dahintrieben, war fast zwölf Fuß lang. Glücklicherweise lag sein Wurzelwerk so flach ausgebreitet im Wasser, daß es die Lage des Stammes stabilisierte; es verhinderte, daß sich der Baum beim Aufprallen auf eine der vielen Bodenunebenheiten um sich selbst drehte und die Männer abwarf. Die Geschwindigkeit dieses Floßes entsprach der des Stromes: etwa drei Meilen in der Stunde. Graf Sandorfs oft bewiesene Kaltblütigkeit gewann allmählich wieder die Oberhand über seine Ängste. Stefan Bathorys Kopf ruhte immer noch auf seinen Knien, und so konnte er versuchen, den Gefährten ins Leben zurück zurufen. Bathorys Herz schlug noch, doch sein Atem war sehr flach. Sandorf beugte sich deshalb über seinen Kopf und begann, ihm ein wenig Atem einzuhauchen. Dabei hoffte er, daß die lange Bewußtlosigkeit nicht schon schwere Schäden im Körper des Freundes verursacht hatte.

Mathias Sandorfs Anstrengungen wurden belohnt: Bathory regte sich ein wenig, die Atemzüge wurden tiefer, und seine Lippen formten einige Worte.

»Meine Frau... mein Sohn... Mathias«, flüsterte er; die Namen jener drei Menschen, die seinem Leben Sinn gaben. »Stefan, hörst du mich? Kannst du mich verstehen?« Graf Sandorf schrie aus Leibeskräften, um sich im Höllenlärm der Strömung verständlich zu machen.

»Ja, ja, ich höre dich! Sprich doch weiter. Gib mir deine Hand!«

»Stefan, die größte Gefahr ist vorbei!« rief Graf Sandorf beruhigend. »Wir treiben auf einem Baumstamm... wohin, weiß ich noch nicht. Aber wir müssen uns gut festhalten.«

»Aber das Gefängnis, Mathias...?«

»... ist weit fort. Sie glauben sicher, wir wären in der Felsenhöhle ertrunken und verfolgen uns gar nicht mehr. Egal, ob dieser Kanal in einen Fluß oder ins Meer mündet; wir entkommen ihm lebendig. Mut, Stefan! Nimm alle Kraft zusammen; wir werden sie bald brauchen. In ein paar Stunden sind wir gerettet... frei!«

»Und Ladislaus muß...«

Mathias Sandorf gab keine Antwort mehr. Was sollte er auch sagen? Nachdem der Freund ihnen einen Warnruf nachgeschickt hatte, wurde er sicher besonders streng bewacht. Die Flüchtlinge konnten nichts mehr für ihn tun. Stefan Bathory hatte das kurze Gespräch wieder vollkommen erschöpft; er ließ den Kopf auf Sandorfs Knie zurücksinken. Seine Kraft reichte noch nicht aus, um die seltsame Starre der Glieder zu bekämpfen, und so mußte Mathias Sandorf wieder allein die Wache für beide übernehmen.

Nach seiner Schätzung war es gegen zwei Uhr morgens, als sich die Strömungsgeschwindigkeit deutlich verlangsamte. Das Kanalbett verbreiterte sich, und in Graf Sandorf wuchs die Hoffnung, bald am Höhlenausgang

anzukommen. Doch diese Aussicht wurde überschattet von einer neuen Bedrohung. Hin und wieder hatte er schon Reibungsgeräusche wahrgenommen. Sie rührten von den breiten Baumwurzeln her, die immer häufiger das Deckengewölbe des Kanalschachtes streiften, so daß der Baumstamm gefährlich zu schwanken begann. Innerhalb weniger Minuten hing die Felsendecke schon so dicht über seinem Kopf, daß er sich mit hochgereckter Hand den Weg an dem bröckligen Schiefergestein ertasten mußte. Mehrmals bewahrte ihn nur ein blitzschnelles Rückwärtsbeugen davor, durch einen herabhängenden Felsblock vom Baumstamm gerissen zu werden.

Was sollte er tun? Sich ins Wasser gleiten lassen und, ans Wurzelwerk geklammert, hinter dem Stamm herschwimmen? Und was geschah dann mit Stefan Bathory? Mußte er sich wieder den leblosen Körper auf die Schulter laden? Und wenn sich der Kanal nun so stark verengte, daß jedes Durchschlüpfen ausgeschlossen war? Dann hätte ihn der Tod unwiderruflich eingeholt, nachdem er ihm in dieser Nacht schon so viele Male entronnen war.

Die Angst preßte ihm das Herz zusammen; er rechnete jeden Augenblick mit dem Ende. Inzwischen schob sich die Baumwurzel nur noch mit Mühe an den eng zusammentretenden Felswänden entlang, und der Stamm wurde immer wieder so tief unter die Wasseroberfläche gedrückt, daß die Flut die Männer völlig überspülte. Trotzdem klammerte sich Sandorf noch an eine letzte schwache Hoffnung.

Alles deutet darauf hin, daß der Höhlenausgang ganz nahe ist, sagte er sich einmal über das andere, er muß ganz nahe sein; gleich werde ich einen Lichtschimmer sehen. Doch wieder wurde er enttäuscht: Um ihn her war nichts als Dunkelheit und ohrenbetäubender Lärm.

Und plötzlich ging alles ganz rasch: Ein furchtbarer Stoß... ein mächtiger Felsblock hatte dem Baumstamm den Weg verlegt... der Stamm überschlug sich... Mathias Sandorf glitt ins Wasser und konnte sich gerade noch mit einer Hand im Wurzelwerk festklammern, während die andere den Körper des Freundes packte. Im nächsten Augenblick umschiffte der Baumstamm das Hindernis, und schon trieb er weiter, flußabwärts, und riß Mathias Sandorf und den leblosen Stefan Bathory mit sich fort. Die Wellen berührten mit ihren Kämmen jetzt schon die Felsendecke, und Graf Sandorf hielt unbewußt den Atem an, als wolle er den letzten Rest kostbarer Luft für den Moment der höchsten Not in der Lunge aufsparen. Eine Minute dauerte dieser nahezu aussichtslose Kampf, da zuckte Sandorf zusammen. Obwohl er jetzt die Augenlider geschlossen hielt, hatte er einen grellen Lichtstrahl wahrgenommen, der sofort wieder verlösch. Dem Lichtstrahl folgte dröhnender Donner: Ein Blitz also! Der Höhlenausgang war erreicht! Der Fluß strömte unter offenem Himmel dahin! Aber wohin ging sein Lauf? Zu welchem Ufer trug er die Flüchtlinge? Immer wieder stellte sich Mathias Sandorf diese bange Frage, denn sie war eine Frage von Leben oder Tod. Der Baumstamm trieb jetzt wieder an der Wasseroberfläche, und Sandorf gelang es, unter Aufbietung der letzten Kräfte den Körper Bathorys auf den Stamm zu schieben. Er selbst setzte sich wieder hinter den Freund und hielt aufmerksam nach allen Seiten Ausschau.

In seinem Rücken türmte sich eine dräuende dunkle Masse: das Felsmassiv, dessen unterirdischem Kanalsystem sie soeben entronnen waren. Der neue Tag kündigte sich mit ganz schwachen Lichtreflexen am Zenith an, die so nebelhaft wirkten, wie jene Sternenhäufen, die man in klaren Winternächten am Himmel wahrnimmt. Gelegentlich zuckten noch Blitze über den Horizont, doch das Donnern grollen klang schon dumpfer, weiter entfernt. Die Atmosphäre hatte sich entladen; das Gewitter verebbte.

Mathias Sandorf fühlte sich erleichtert, wußte aber, daß die Lage für ihn selbst und seinen Gefährten unvermindert ernst war. Zu beiden Seiten des Flusses ragten hohe Felsen auf, nackte steile Wände ohne Ufer, ohne Absatz, auf den sich ein Flüchtender im Notfall durch einen kühnen Sprung retten konnte. Auch die Strömungsgeschwindigkeit des Flusses war immer noch gefährlich hoch; noch konnte der Baumstamm mit seiner Last in einem der zahllosen Strudel und Wirbel der Foiba versinken. Nur einen Trost gab es: Die Gefahr, sich den Kopf an einem tief herabhängenden Felsen zu zerschmettern, war vorüber.

Offenbar hatte das letzte Untertauchen im Kanalausgang die Lebensgeister Bathorys wieder geweckt. Er rührte sich und schien die Hand des Freundes zu suchen. Graf Sandorf beugte sich über ihn.

»Gerettet«, sagte er, »Stefan, wir sind gerettet.« Aber war es nicht voreilig, von Rettung zu sprechen? Er wußte doch gar nicht, wohin die Reise ging, in

welchem Landstrich ihr Floß sie an Land setzen würde. Doch sein Lebensmut war zurückgekehrt, und so rief er mit schallender Stimme: »Gerettet! Gerettet! Gerettet!«

Wer hätte ihn auch hören sollen? Die Klippen rechts und links der Foiba waren völlig kahl; es gab nicht einmal mürben Schiefer, in dem ein paar kümmerliche Pflanzen Nahrung gefunden hätten. Nein, hierher verirrte sich gewiß kein Mensch. Kein Vogel kreiste über dem Fluß; kein Fisch konnte in diesen Wasserwirbeln und -strudeln leben. Einzelne große Felsblöcke im Flußbett waren in ihren oberen Partien heller gefärbt und völlig trocken. Die Foiba war ja nur durch die Regenfälle der letzten Tage zu einem reißenden Strom angeschwollen; für gewöhnlich bildete sie einen harmlosen Gebirgsbach. Glücklicherweise brachten diese mächtigen Steine den Baumstamm nicht in Gefahr; er hielt sich von selbst mitten im Flußbett und umschiffte die Klippen mit der Strömung. Andererseits bewies sein Verhalten, daß er für seine Fahrgäste völlig unlenkbar war. Nie würden sie ihn schräg zur Strömung steuern können, falls sich doch einmal ein günstiger Punkt zum Landen bieten sollte.

Die nächste Stunde verfloß ohne ernsthafte Zwischenfälle. Das Gewitter war vollends abgezogen, und nur am Horizont breit hingelagerte Wolkenschichten erinnerten noch an das Unwetter. Der klare Himmel über den Köpfen der Flüchtlinge wurde rasch heller; die vierte Morgenstunde war angebrochen. Stefan Bathory ruhte, halb aufgerichtet, in den Armen Mathias Sandorfs, der für beide Wache hielt. Plötzlich war in südwestlicher Richtung eine mächtige Detonation zu hören. Was war das wohl? fragte sich Mathias Sandorf besorgt. Ein Kanonenschuß? Ein Böllerschuß zur Eröffnung eines neuen Hafens? War demnach die Küste so nahe? Und welcher Hafen könnte es sein? Triest? Nein, hier, wo die Sonne gerade aufging, war ja Osten. Also Pola? Pola auf der Südspitze Istriens? Aber dann...

Er unterbrach das Selbstgespräch, denn auf die erste Detonation folgte die zweite und gleich darauf eine dritte.

Drei Kanonenschüsse? Signalisierten sie den Schiffen, die zum Auslaufen bereit waren, daß der Hafen gesperrt wurde... gesperrt wegen der polizeilich gesuchten Flüchtlinge? Graf Sandorfs Befürchtungen waren durchaus gerechtfertigt. Selbstverständlich ließen die österreichischen Behörden keine Maßnahme aus, die zur Ergreifung der beiden Ungarn führen konnte, und wenn die Verschwörer überhaupt der Foiba entkommen waren, konnten sie doch nur auf dem Weg zur Küste sein.

»Jetzt kann uns nur noch Gott allein helfen«, murmelte Mathias Sandorf.

Die Felsenufer, die die Foiba begleiteten, traten allmählich weiter auseinander, und sie wurden auch niedriger, aber noch immer erlaubten sie Sandorf nicht, einen Blick auf die darunter liegende Landschaft zu werfen, und an jeder Flußbiegung verstellten aufs neue schroffe Felswände den Horizont. Auch Vögel und Fische konnte er noch nicht entdecken. Nur die Fahrtgeschwindigkeit hatte sich verändert; man trieb langsamer dahin, jetzt schon öfter begleitet von anderem Treibholz, das die Foiba aus dem Gebirge herangeführt hatte. Die Männer auf dem Baumstamm begannen vor Kälte zu schlottern, denn es war ein frischer, klarer Junimorgen und sie hatten kein trockenes Kleidungsstück mehr am Leib. Doch noch war nicht daran zu denken, an Land zu gehen, ein Versteck zu suchen und die Kleider in der Sonne zu trocknen.

Gegen fünf Uhr früh hatte sich das Bild der Landschaft geändert. Die letzten steilen Uferpartien lagen bereits weit im Rücken der Flüchtlinge; der Blick glitt ungehindert über flaches unbestelltes Land. Der Fluß war fast eine halbe Meile breit und mündete nun in ein weites Becken mit offenbar stehendem Gewässer. Am Ende des Beckens, nach Westen hin, lagen einige Boote vor Anker, während andere wegen der aufkommenden Brise gerade die Segel setzten.

Die kleinen Schiffe sprachen dafür, daß die Lagune nichts anderes war als eine Meeresbucht, die tief in das Land einschnitt. Die Adria konnte also nicht mehr weit entfernt sein, und es war das klügste, sich sofort zur Küste durchzuschlagen. Vorher einen Fischer um vorübergehende Unterkunft zu bitten, schien Mathias Sandorf allzu leichtsinnig. Wer wußte schon, ob man nicht an einen Verräter geriet, der die Obdachsuchenden an die österreichische Polizei auslieferte.

Bald darauf sahen sich die Flüchtlinge gezwungen, ihr provisorisches Floß zu verlassen. Dicht am linken Ufer rammte es einen Baumstumpf, und das ausladende Wurzelwerk verfring sich so fest in einigen Sträuchern der Böschung, daß an eine Weiterfahrt nicht mehr zu denken war.

Graf Sandorf prüfte sorgfältig die Lage: Keine Menschenseele, nicht einmal ein Fischer schien sich in diesem Teil der Lagune aufzuhalten. Und doch täuschte er sich. Keine zweihundert Schritt von den Flüchtlingen entfernt lag ein Mann ganz zufällig am Strand und beobachtete die Fremden. Mathias Sandorf aber wähnte sich, wie gesagt, in Sicherheit. Er hob Stefan Bathory von dem Baumstumpf, bettete den Freund auf den Sand und überlegte, in welche Richtung man sich wenden sollte.

Die breite Wasserfläche zu seinen Füßen war in Wirklichkeit weder ein See, noch eine Lagune; es handelte sich um eine ganz gewöhnliche Flußmündung, die aber den Namen Kanal von Lerne trägt. Zwischen Rovigno und Orsena im Westen Istriens treten die Kanalufer noch einmal enger zusammen, doch jenseits des Durchbruchs ergießt sich das Wasser in breiter Front in das Adriatische Meer. Zum Zeitpunkt unserer Geschichte wußte nur noch niemand, daß die Foiba, jener wilde Gebirgsbach, der bei Pisino in den Buco stürzt, an der Westküste als Kanal von Lerne wieder an das Tageslicht tritt.

Graf Sandorf erspähte in wenigen Metern Entfernung eine kleine Jagdhütte. Er ließ seinen Freund noch ein wenig Kräfte sammeln, und dann machten sie sich gemeinsam zur Hütte auf. Dort legten sie ihre durchnäßten Kleider zum Trocknen in der Sonne aus und machten sich mit der Gegend vertraut. Die Boote, die sie bei der Ankunft auf der Lagune beobachtet hatten, waren inzwischen wohl zum Fischfang ausgelaufen; die Wasserfläche und ihre Umgebung schienen verlassen zu sein. Doch der heimliche Zeuge ihrer Landung blieb wachsam. Er pirschte sich nahe an die Hütte heran, prägte sich die Gesichter der Fremden ein und schlich in südlicher Richtung wieder fort. Hinter einer sanften Bodenerhebung blieb er in guter Deckung liegen.

In der Hütte mahnte Graf Sandorf unterdessen zum Aufbruch. »Fühlst du dich kräftig genug, um loszumarschieren?« fragte er den Freund.

»Ich werde es schaffen«, entgegnete Bathory; »wenn nur nicht dieser quälende Hunger wäre!«

»Wir stoßen sofort zur Küste durch. Vielleicht finden wir dort etwas Proviant und ein Boot. Gehen wir also!« Noch immer war weit und breit kein Mensch zu sehen, doch dafür fand sich bald eine Erklärung: Das Südufer der Lagune war nahezu unbegebar! Zahllose Bäche und Rinnsale, die alle in die Lagune mündeten, verwandelten den gesamten Landstrich in einen riesigen Sumpf. Es half nichts, sie mußten ihre Marschroute ändern und einen weiten Bogen in südlicher Richtung schlagen. Die Mittagssonne diente ihnen dabei als nützlicher Kompaß.

Endlich, als der Hunger schon fast unerträglich geworden war, wandelte sich das Bild; die Landschaft wurde freundlicher. Eine Straße verlief in ost-westlicher Richtung, doch leider verrieten ihre Meilensteine nichts über ihre geographische Lage. Die Flüchtlinge marschierten also weiter aufs Geratewohl südwärts, und sie waren glücklich, als sie ein paar Maulbeerbäume und ein Hirsefeld entdeckten. Eine Handvoll frischer Beeren und roh genossener Hirsekörner täuschten den Magen wenigstens eine Zeitlang über seine Leere hinweg. Andererseits hieß es von nun an, gut auf der Hut zu sein, denn wo es Felder gab, mußte man auch mit Menschen rechnen.

Die ersten Fußgänger tauchten um die Mittagsstunde auf. Es waren fünf oder sechs Personen, und Mathias Sandorf hielt es für besser, eine Begegnung zu vermeiden. Er hatte Glück: Nur fünfzig Schritt neben der Straße lag ein verlassener Bauernhof, der sich als Unterschlupf anbot. Die Flüchtlinge versteckten sich rasch in einer dunklen großen Vorratskammer zu ebener Erde. Sollten die Fußgänger bei dem Bauernhof Rast machen, so bestand trotzdem die Hoffnung, daß man unentdeckt blieb. Notfalls würde man sogar bis zum Einbruch der Dunkelheit in der Kammer ausharren.

Die Fußgänger waren Bauern und Arbeiter aus den nahen Salinen. Die Landleute trieben Gänseherden vor sich her, die sie vielleicht in einem der Orte am Kanal von Lerne verkaufen wollten. Männer wie Frauen trugen die istrische Landestracht, die reich mit Münzen, Brustkreuzen und Filigranarbeiten geschmückt war, und dazu goldene Ohrgehänge. Die Salinenarbeiter steckten dagegen in schlichten Arbeitskleidern; sie stützten sich auf derbe Wanderstöcke, trugen Säcke auf dem Rücken und hatten offenbar die Salinen der Nachbarschaft oder die weiter entfernt liegenden Salzbergwerke von Stagno und Pirana zum Ziel.

Tatsächlich machten die Fußgänger an dem verlassenen Bauernhof halt, und einige Männer setzten sich sogar auf die Türschwelle. Sie unterhielten sich laut



und gestenreich, aber so angestrengt die Flüchtlinge in der Vorratskammer auch lauschten, sie hörten nichts über ihre eigenen Personen, nichts über ihren Ausbruch aus dem Gefängnis. Zu ihrer Enttäuschung verrieten die Gespräche nicht einmal, in welcher Gegend man sich gerade befand. Es war ausschließlich die Rede von Geschäften, wie sie eben Landleute betreiben.

»Da man noch nichts von unserer Flucht weiß, muß die Festung ziemlich weit von hier entfernt sein«, sagte Stefan Bathory. »Es sollte mich auch nicht wundern. Unsere Flußreise hat immerhin sechs Stunden gedauert, noch dazu bei hoher Geschwindigkeit.«

»Hoffen wir, daß du recht hast«, sagte Graf Sandorf lakonisch. Sicherheitshalber wollten die Freunde nun tatsächlich den Einbruch der Nacht in ihrem Versteck abwarten. Zwei Stunden später gingen wieder etliche Salinenarbeiter am Bauernhof vorüber, diesmal aber, ohne Rast einzulegen. Trotzdem konnten die Flüchtlinge ein paar wichtige Gesprächsfetzen auffangen. Es war von Gendarmen die Rede, die den Eingang zur Stadt kontrollierten. Aber welcher Stadt? Ein Name wurde wieder nicht genannt. Dennoch genügte die Unterhaltung, um die Lauscher tief zu beunruhigen. Wen anders sollten die Gendarmen schon suchen als die beiden Ausbrecher aus der Festung! »Und doch begreife ich nicht, weshalb man uns noch sucht«, sagte Stefan Bathory. »Angesichts unseres Fluchtweges muß man uns einfach für tot halten.«

»Das werden sie erst tun, wenn sie unsere Leichen gefunden haben«, entgegnete Graf Sandorf. Jedenfalls gab es nun keinen Zweifel mehr: Die Gendarmerie war alarmiert, und obwohl der Hunger immer nagender wurde, wagten sich die Flüchtlinge nicht ins Freie, solange es hell war. Daß sie gut daran taten, merkten sie kurz darauf. Gegen fünf Uhr war von der Landstraße her Hufgetrappel zu hören: Ein Reitertrupp kam schnell näher. Mathias Sandorf, der gerade bäuchlings zum Hoftor gekrochen war, um ein wenig Ausschau zu halten, konnte sich nur noch mit knapper Not in das Versteck zurückziehen. Vorsichtshalber verbarg er sich diesmal mit Stefan Bathory im dunkelsten Winkel der Kammer unter einem Haufen trocknen Gestrüpps.

Gleich darauf hielt der Reitertrupp am Hofeingang. Es waren sechs berittene Gendarmen unter Führung eines Wachtmeisters, und Graf Sandorf fragte sich besorgt, ob sie wohl eigens zur Durchsuchung des Hofes hier halt machten. Die Entdeckung der Flüchtlinge wäre in diesem Fall unvermeidlich. Doch zunächst stieg nur der Wachtmeister vom Pferd, und dann befahl er zwei Leuten, ebenfalls abzusetzen. Die anderen vier erhielten Order, die Gegend um den Kanal von Lerne abzusuchen und sich um sieben Uhr wieder auf dem Bauernhof zurück zumelden.

Die zurückbleibenden Gendarmen banden ihre Pferde an einem schiefstehenden Pfosten des zerfallenen Hofzaunes fest. Dann suchten sie sich im Freien einen Sitzplatz und begannen so laut zu plaudern, daß den Männern in der Vorratskammer kein einziges Wort entging.

»Heute abend reiten wir zurück in die Stadt«, sagte der Wachtmeister. »Wir bekommen dort neue Order für die Nacht. Vielleicht sind auch über den Telegraphen schon neue Anweisungen aus Triest gekommen.«

Aus Triest? Also konnte die Stadt, in die der Trupp zurückkehren wollte, nicht selbst Triest sein.

»Ich fürchte, wir suchen hier umsonst«, fuhr der Wachtmeister fort. »Wahrscheinlich sind die Ausbrecher längst an der Bucht von Quarnero angekommen.«

»Schon möglich«, entgegnete einer der Gendarmen. »Dort könnten sich die Burschen sicherer fühlen als hier.«

»Aber nützen würde es ihnen doch nichts«, sagte der Wachtmeister. »Die Küste wird schließlich vom einen Ende bis zum andern überwacht.«

Wieder ein Hinweis für die Lauscher! Man befand sich offenbar im Westen der istrischen Halbinsel, nicht weit von der Adria, und keinesfalls am Golf von Quarnero, der in nordöstlicher Richtung bis nach Fiume hinauf reichte. »In den Salinen von Pirano und Capo d'Istria wird wohl auch schon gesucht«, sagte der Wachtmeister. »Dort kann man sich leichter verstecken, und hat man erst einmal ein Boot, ist man auch schon fort nach Rimini oder Venedig.«

»Ich weiß nicht recht«, sagte der zweite Gendarm, »sie hätten lieber im Gefängnis bleiben sollen...«

»... denn eingefangen werden sie ja doch«, ergänzte sein Kollege, »es sei denn, man fischt sie aus dem Buco. Und das hielte ich für das beste; dann brauchten wir bei dieser Hitze nicht mehr kreuz und quer durch das Land zu

jagen.«

»Vielleicht hat die Foiba wirklich schon die Hinrichtung besorgt?« sagte der Wachtmeister spöttisch. »Zu dumm auch von den Ausbrechern! Wie kann man sich die Foiba als Fluchtweg aussuchen, wenn man aus der Festung Pisino türmen will?« Foiba hieß also der Fluß! Und Pisino war die Festung, in der man sie heute erschießen wollte! Aus diesem berüchtigten Gefängnis war ihnen die Flucht gelungen? Graf Sandorf wollte es selbst kaum glauben. Natürlich kannte er Pisino, und nun wußte er genug, um den Fluchtweg sorgfältig planen zu können, vorausgesetzt, man entdeckte sie nicht innerhalb der nächsten Stunde.

Die Unterhaltung der Gendarmen schlief allmählich ein, doch die Flüchtlinge hatten alles erfahren, was für sie im Augenblick wissenswert war – ausgenommen den Namen der nächsten Stadt.

Der Wachtmeister stand auf und lief vor dem Hofgatter auf und ab. Wahrscheinlich hielt er nach seinen Leuten Ausschau. Zwei-, dreimal war er auch schon in das Bauernhaus eingetreten und hatte einen Blick in die leeren Räume geworfen, nicht, weil er einen Verdacht hegte, sondern aus berufsmäßiger Gewohnheit. Und plötzlich trat er in die dunkle Vorratskammer. Lässig stocherte er mit der Säbelspitze in dem Gestrüpphaufen herum, unter dem sich die Flüchtlinge verbargen, stieß aber nicht auf ihre Körper. Mathias Sandorf und Stefan Bathory standen unbeschreibliche Ängste aus. Sie waren fest entschlossen, ihr Leben so teuer wie möglich zu verkaufen. Falls sie der Wachtmeister entdeckte, wollten sie sich auf ihn stürzen, ihm die Waffe entreißen und notfalls alle drei Gendarmen töten... oder sich selbst im Kampf töten lassen.

Doch glücklicherweise blieb ihnen diese Verzweiflungstat erspart. Eine Stimme rief den Wachtmeister zurück in den Hof; die vier Gendarmen waren soeben angekommen. Sie hatten das Gebiet zwischen der Küste, dem Kanal von Lerne und der Landstraße vergeblich nach den Flüchtlingen abgesucht, aber dennoch kamen sie nicht allein zurück: In ihrer Begleitung befand sich ein Fremder.

Es war ein Salzsieder spanischer Herkunft. Auf dem Weg in die Stadt war er den Gendarmen begegnet, und auf Befragen hatte er erklärt, daß er gerade aus der Saline käme. Merkwürdigerweise war er sofort bereit gewesen, sich dem Wachtmeister für eine weitere Befragung vorführen zu lassen. Der Truppführer kam auch gleich zur Sache und fragte den Arbeiter, ob er in der Saline zwei Fremde gesehen habe. »Nein, Herr Wachtmeister«, antwortete der Spanier, »aber heute früh, eine Wegstunde hinter der Stadt, habe ich zwei Männer beobachtet. Sie waren gerade an der Spitze des Kanals von Lerne an Land gegangen.«

»Zwei Männer? Und du täuschst dich nicht?« fragte der Wachtmeister.

»Ich täusche mich nicht. Aber es hieß doch, die Gefangenen in Pisino sollten heute früh erschossen werden. Von ihrer Flucht wußte ich nichts, und deshalb habe ich diese Männer nicht sonderlich beachtet. Jetzt sollte es mich allerdings nicht wundern, wenn es wirklich die beiden Ungarn waren.« Wieder verstanden Mathias Sandorf und Stefan Bathory jedes Wort der Unterhaltung. Man hatte sie also beobachtet, als sie an Land gingen!

»Dein Name?« sagte der Wachtmeister nun kurz angebunden. »Carpena. Ich arbeite hier in der Saline.«

»Ob du die beiden Männer wiedererkennen könntest?«

»Vielleicht.«

»Gut. Geh jetzt in die<sup>1</sup> Stadt, gib auf der Gendarmerie eine Erklärung ab, und halte dich zur Verfügung.«

»Zu Befehl.«

»Weißt du, daß fünftausend Gulden auf den Kopf der Ungarn ausgesetzt sind?«

»Fünftausend... fünftausend Gulden?«

»... und daß du ins Zuchthaus gehst, wenn du ihnen Unterschlupf gibst?«

»Ich höre es.«

»Verswinde jetzt!«

Ein Gutes hatte die Aussage des Spaniers: Die Gendarmen brachen auf. Der Wachtmeister wollte mit seinen Leuten trotz einbrechender Dunkelheit noch einmal das Kanalufer absuchen. Carpena eilte indessen zur Stadt. Wenn er die Flüchtlinge auch nicht selber fangen konnte, so hoffte er doch wenigstens auf eine saftige Prämie als Lohn für seinen Hinweis. Die konfiszierten Güter des reichen Grafen Sandorf würden das Geld dafür schon hergeben.

Mathias Sandorf und Stefan Bathory erörterten die Lage: Die Gendarmerie war ihnen dicht auf den Fersen; sie mußten das Land unverzüglich verlassen. Doch

in welcher Richtung? Auf dem Landwege? Dort bot sich nur die Möglichkeit, über Dalmatien und die Kroatisch-Slowenische Militärgrenze dem österreichischen Hoheitsgebiet zu entkommen, und das war ein weiter Weg. Also blieb nur die Flucht über die Adria nach Italien. Dazu aber brauchte man wiederum ein Schiff oder doch wenigstens einen Fischer, der sich als Fährmann zur Verfügung stellte.

Um halb neun Uhr war es so finster, daß sie den Weg zur Küste wagen konnten. Doch mußten sie auf der gefährlichen Landstraße bleiben, wenn sie nicht wieder in die Sümpfe am Kanalufer geraten wollten.

Sie hatten Glück: Die Landstraße blieb menschenleer, bis sie eine Stunde später in einer Viertelmeile Entfernung die schwachen Umrisse einer Stadt auftauchen sahen. Im Näherkommen erkannten sie, daß die Straßen des Ortes stufenartig an einem Felsmassiv hinabkletterten. Die Dächer der oberen Häuserzeile wurden noch überragt von einem Glockenturm, der in der Dunkelheit besonders hoch wirkte. Am Fuß der Stadt, in einer kleinen Bucht, lag ein Hafen.

Mathias Sandorf beschloß, jedes Aufsehen auszuschließen und deshalb einen Bogen um die Stadt zu schlagen. Doch diese Vorsicht war umsonst: Schon längst hatte sich ein Verfolger an ihre Fersen geheftet, eben jener Carpena, der die Gendarmen auf ihre Spur gebracht hatte. Seit seiner Heimkehr bewachte der Spanier den Stadteingang, und seine Ausdauer wurde – zum Unglück der Flüchtlinge – prompt belohnt: Er konnte die Spur der Ungarn wieder aufnehmen.

Im selben Augenblick wären Mathias Sandorf und Stefan Bathory fast einem Trupp Stadtpolizisten in die Arme gelaufen. Gerade noch rechtzeitig schlugen sie sich seitwärts in die Büsche. Im Laufschrift eilten sie an der Hafenmauer entlang hinunter zum Strand. Dort stießen sie auf ein bescheidenes Fischerhaus, dessen Tür offenstand. Sie machten sich keine falschen Hoffnungen: Verweigerte man ihnen in diesem Haus das Asyl, so waren sie verloren. Also mußten sie alles auf eine Karte setzen.

Mathias Sandorf stieß die Tür auf und warf einen Blick in das Häuschen. Ein Mann saß dort beim Licht einer Schiffslaterne mitten in der großen Wohnstube und flickte Netze.

»Wir wüßten gern, wie dieser Ort heißt, guter Mann«, sagte Graf Sandorf.

»Rovigno.«

»Und Ihr selbst?«

»Andrea Ferrato. Ich bin Fischer.«

»Ob uns der Fischer Andrea Ferrato für eine Nacht Unterkunft gewährt?«

Der Mann warf den beiden Fremden einen prüfenden Blick zu, kam zur Haustür und sah auch schon den Polizistentrupp um die Hafenecke biegen. Es war nicht schwer, zu erraten, wer da um Asyl bat. Und daß die Fremden verloren waren, wenn er nur noch eine Sekunde mit der Antwort zögerte, hatte er auch begriffen.

»Treten Sie ein«, sagte er, doch die beiden Flüchtlinge zögerten noch auf der Schwelle.

»Mein Freund«, sagte Graf Sandorf, »Ihr müßt wissen, daß fünftausend Gulden auf unseren Kopf ausgesetzt sind.«

»Ich weiß es.«

»... und daß Ihr ins Zuchthaus geht, wenn Ihr uns Unterschlupf gewährt.«

»Ich weiß es.«

»Ihr könnt uns ausliefern, wenn...«

»Habe ich nicht gesagt, die Herren sollen eintreten? Also treten Sie ein!«

Kaum war die Tür hinter Mathias Sandorf und Stefan Bathory ins Schloß gefallen, als der Polizeitrupp an dem Fischerhaus vorbeilief.

## VIII

### Im Hause des Fischers Andrea Ferrato

Andrea Ferrato war Korse und stammte aus Santa Manza im Arrondissement Sartene. Der Ort liegt unmittelbar hinter einer Erhebung auf der Südspitze Korsikas. Neben Bastia und Porto-Vecchio ist Santa Manza der einzige Hafen der Insel, der zum italienischen Festland hinüberschaut. Seit Jahrtausenden schon hat das Meer an der einstmals wild-zerklüfteten Ostküste Korsikas genagt, so daß sie heute einen nahezu gleichförmigen Landstrich ohne auffällige Kaps oder Buchten bildet. Als junger Mann ging Andrea Ferrato von Santa Manza aus auf Fischfang in dem schmalen Meeresarm zwischen seiner Heimatinsel und der italienischen Küste. Vor zwanzig Jahren hatte er ein Mädchen aus Sartene geheiratet, und zwei Jahre später wurde seine Tochter Maria geboren.

Der Fischfang war ein hartes Brot, und noch härter war die Korallenfischerei, mit der Ferrato gelegentlich sein Einkommen aufzubessern versuchte. Doch der junge Mann war kräftig und mutig zugleich, so daß er bald zu einem gewissen Wohlstand kam, zumal seine tüchtige Frau auch das kleine Hauswesen in guter Ordnung zu halten verstand. Beide konnten lesen, schreiben und rechnen, was durchaus nicht selbstverständlich war, wenn man bedenkt, daß heute noch von den zweihundertsechzigtausend Einwohnern der Insel einhundertfünfzigtausend Analphabeten sind.

Vielleicht lag es sogar an Ferratos überdurchschnittlicher Bildung, daß er sich mit Herz und Verstand zu Frankreich hingezogen fühlte, obwohl er, wie die meisten Korsen, italienischer Abstammung war. Seine Gesinnung jedenfalls trug ihm die Feindschaft vieler Landsleute ein. Der Einfluß von Bastia und Ajaccio, Sitz der französischen Verwaltung und Gerichtsbarkeit, reichte durchaus noch nicht bis in die Südspitze Korsikas. Dort betrachtet man sogar gegenwärtig noch alles, was nicht italienisch oder sardinisch ist, voller Mißtrauen. Man kann nur hoffen, daß dieser bedauerliche Zustand beendet sein wird, sobald die junge, besser unterrichtete Generation herangewachsen ist.

Die Familie Ferrato hatte, wie gesagt, wegen ihrer Vorliebe für das französische Element einen schweren Stand. Und in Korsika ist es nur ein kleiner Schritt von der Feindschaft zum Haß und vom Haß zur Gewalttätigkeit. Dann geschah, was unausbleiblich war: Ein Landsmann bedrohte Ferrato, der Fischer verlor die Selbstbeherrschung und »legte den Burschen um«. Selbstverständlich blieb ihm nach der Tat nur die Flucht aus Santa Manza.

Wieder verhielt sich Andrea Ferrato für korsische Verhältnisse ungewöhnlich: Er ging nicht in die Macchia, um von dort aus einen Kampf auf Leben und Tod gegen die Familie seines Opfers und die Polizei zu führen. Ihm lag nichts an einer Blutrache, die sich über Jahre hinziehen und unweigerlich mit dem Tod der eigenen Familie enden würde. Statt dessen entwich er zunächst nach Sardinien, und seine Frau folgte ihm mit der Tochter, sobald das Hab und Gut in Santa Manza veräußert war. Der Totschlag, den Ferrato an seinem Landsmann begangen hatte, wäre wohl selbst von den Richtern als Notwehrhandlung ausgelegt worden, und dennoch trug der Fischer schwer an seiner Tat. Wie viele Korsen war er ein wenig abergläubisch, und so redete er sich ein, daß das Verbrechen nur durch eine Opfertat gesühnt werden könne: Er mußte unter Einsatz des eigenen Lebens ein fremdes Menschenleben retten. Und nun wartete er schon zwei Jahrzehnte lang auf diese Gelegenheit. Die Familie Ferrato war nicht lange in Sardinien geblieben; allzu groß war hier die Gefahr, von den ehemaligen Landsleuten entdeckt zu werden. Nicht, daß Ferrato Angst um sein eigenes Leben hatte, aber er wollte Frau und Kind vor dem furchtbaren korsischen Brauch der Blutrache bewahren. Und so schiffte er sich mit seiner Familie bei der ersten günstigen Gelegenheit von Ancona aus nach Istrien ein.

Zum Zeitpunkt unserer Geschichte war er schon seit siebzehn Jahren Fischer in Rovigno. Neun Jahre nach der Ankunft in Istrien hatte ihm seine Frau noch einen Sohn geschenkt, doch sie war bei der Geburt gestorben. Der Witwer lebte seither allein mit seinen Kindern in dem Häuschen am Strand. Maria war inzwischen achtzehn Jahre alt. Sie versah den Haushalt und vertrat an dem kleinen Luigi Mutterstelle. Hätte Andrea Ferrato nicht noch immer um seine Frau getrauert, wäre er mit seinem Dasein zufrieden gewesen. Die Nachbarn liebten und achteten den stets hilfsbereiten Mann, und er hatte auch keinen Grund, wehmütig an die fischreichen Küstengewässer vor Santa Manza zurückzudenken.

Die Fanggründe an der langen klippenreichen Küste Istriens boten ihm dafür vollauf Ersatz. Er kannte sich in den Gewässern seiner neuen Heimat bald so gut aus, daß er sich gelegentlich als Lotse für Schiffe verdingte, die zwischen Pola und Triest verkehrten. So herrschte in seinem Hause ein bescheidener Wohlstand, und gemeinsam mit der Tochter Maria fand er sich stets bereit, in Not geratene Nachbarn zu unterstützen. Und doch war ihm das allein nicht genug. Leben um Leben! So hatte er es sich geschworen. Ein Mensch hatte durch ihn das Leben verloren – ein anderer Mensch sollte durch ihn gerettet werden, und sei es, daß er das eigene Leben dabei hingeben mußte. Und aus diesem Grunde hatte er sein Haus den schutzsuchenden Flüchtlingen geöffnet. Daß sie die gesuchten Ausbrecher aus Pisino waren, bezweifelte er keinen Augenblick. So waren Mathias Sandorf und Stefan Bathory wieder einmal aus höchster Not errettet worden. Die Polizisten hatten nicht einmal an Ferratos Haus angeklopft und Fragen gestellt. Das kleine Gebäude stand ein wenig abseits von Stadt und Hafen. Es war oberhalb des Strandes auf einem Felsplateau errichtet, und nur eine Kabellänge vor der Haustür schlugen die Wellen an den Strand. Schaute man aus dem Fenster, so sah man zur Linken ein Vorgebirge, das sich weit ins Meer hinausschob, und zur Rechten, in einer kleinen Krümmung der Küstenlinie, den Hafen von Rovigno. Das Haus war ebenerdig. Zwei seiner vier Räume lagen zum Strand hinaus und zwei an der Rückseite. Netze und Fischfanggeräte bewahrte Andrea Ferrato in einem kleinen schindelgedeckten Schuppen auf. Das Schiff war eine sogenannte Ballancella, ein Fahrzeug von dreißig Fuß Länge mit rechteckigem Heck und einem kräftigen Mast für das Focksegel. Diesem Bootstyp begegnet man im Mittelmeer häufig; er eignet sich besonders gut für das Fischen mit dem Schleppnetz. Wenn Ferrato die Ballancella nicht brauchte, ließ er sie unter den Felsen vor Anker liegen und fuhr mit einer kleinen Jolle an den Strand. Hinter seinem Haus besaß er noch einen halben Morgen Gartenland, auf dem er zwischen Maulbeer- und Olivenbäumen Wein und Gemüse zog. Eine fünf bis sechs Fuß hohe Hecke grenzte den Garten gegen einen kleinen Bach hin ab, und dahinter begann das offene Land.

Der Leser kann sich nun hoffentlich ein Bild von dem gastlichen Haus und dem opferbereiten Hausherrn machen, in deren Schutz sich die Flüchtlinge wider Willen begeben hatten. Graf Sandorf und Stefan Bathory schauten sich ein wenig in der niedrigen, aber weiträumigen Stube um, in die sie der Fischer geführt hatte. Sie war mit schlichten, aber ordentlich gehaltenen Möbeln eingerichtet, die für den Geschmack und die Sauberkeit der Hausfrau sprachen.

»Sie möchten etwas essen, habe ich recht?« sagte Andrea Ferrato.

»Ja, guter Mann. Wir sterben fast vor Hunger. Seit zwölf Stunden haben wir keinen Bissen bekommen«, entgegnete Mathias Sandorf.

»Maria, trage den Herren ein Abendessen auf«, rief der Fischer, und das Mädchen stellte sofort Brot, Pökelfleisch, gekochten Fisch und eine Karaffe Landwein auf den Tisch. Sie vergaß auch nicht, ein weißes Tuch aufzulegen und den »Veglione«, eine Öllampe mit drei Dochten, anzuzünden.

Graf Sandorf und Stefan Bathory setzten sich sofort an den Tisch, denn sie waren am Ende ihrer Kräfte. Trotzdem fragten sie höflich, zu Andrea Ferrato gewendet: »Und Ihr? Wollt Ihr nicht mit uns speisen?«

»Wir haben schon zu Abend gegessen«, erwiderte der Fischer. Von »Essen« konnte bei den Flüchtlingen keine Rede sein; sie verschlangen alles, was ihnen die gutherzige Wirtin aufgetragen hatte. Dennoch behielten sie während der Mahlzeit ihre Gastgeber im Auge. Andrea Ferrato hatte sich mit Maria und dem achtjährigen Luigi in einen Winkel der Stube zurückgezogen und musterte seinerseits die Gäste.

Der Fischer mochte zweiundvierzig Jahre alt sein. Er war ein kräftiger Mann mit ausdrucksvollen Gesichtszügen, doch in seinen dunklen Augen lag ein Ausdruck geheimer Trauer. Er trug die typische weite Kleidung der Adria-Fischer, die den muskulösen Körper eher verhüllte als zur Schau stellte. Maria erinnerte den Vater in Gestalt und Gesichtsausdruck lebhaft an die verstorbene Mutter. Das hochgewachsene Mädchen war eher schön als hübsch zu nennen. Das korsische Blut verlieh ihr einen gesunden, warmen Teint, der mit den schwarzen Augen und den braunen Haaren aufs beste harmonierte. Da sie sehr früh schon Hausfrauenpflichten übernommen hatte, war sie in Haltung und Bewegungen ernster und gemessener als andere Mädchen ihres Alters. Dennoch spürte man in diesem stillen Wesen eine unerschöpfliche Kraft, die ihm in allen Fährnissen des Lebens zugute kommen würde. So nahm es nicht wunder, daß schon

mehrmals junge Männer um ihre Hand angehalten hatten, doch bisher gehörte ihr Herz noch allein dem Vater und dem jungen Bruder.

Luigi war trotz seiner Jugend bereits an das harte Fischerleben gewöhnt. Barhäuptig begleitete er den Vater bei Wind und Wetter zum Fischfang und auf Lotsenfahrten. Er versprach ein kräftiger und tüchtiger junger Bursche zu werden, der nicht Tod noch Teufel fürchtete. Auch Luigi liebte den Vater, aber seine Schwester betete er an.

Graf Sandorf war beruhigt: Seine Gastgeber waren offensichtlich brave, großzügige Menschen, denen man sich anvertrauen durfte.

Sobald die Flüchtlinge die Mahlzeit beendet hatten, erhob sich Andrea Ferrato und sagte in gelassenem Ton: »Die Herren sollten gleich schlafen gehen. Niemand vermutet Sie hier. Alles Weitere besprechen wir morgen früh.« Doch Graf Sandorf widersprach ihm lebhaft. »Nein, mein Freund«, sagte er. »Wir sind nun wieder bei Kräften und werden Euer Haus augenblicklich verlassen. Vergeßt nicht, welche Gefahr wir für Euch und Eure Kinder sind.« Und Stefan Bathory fügte hinzu: »Mein Gefährte hat recht. Wir brechen jetzt auf. Gott vergelte Euch Eure Gastfreundschaft.« Doch Andrea Ferrato war nicht umzustimmen. Beharrlich wiederholte er:

»Die Herren sollten jetzt schlafen gehen. Heute nacht wird die Küste so streng bewacht, daß an ein Durchkommen gar nicht zu denken ist.«

»Nun gut; wenn Ihr darauf besteht...«, sagte Graf Sandorf. »Ich bestehe darauf.«

»Doch beantwortet mir noch eine Frage: Seit wann weiß man von unserem Ausbruch?«

»Seit heute früh«, erwiderte Ferrato. »Aber soviel ich hörte, waren Sie zu viert eingekerkert. Den dritten Mann hat man angeblich heute morgen freigelassen...« »Sarcany!« rief Mathias Sandorf heftig erregt. Er hatte Mühe, seinen Zorn zu meistern.

»... und der vierte soll noch leben«, fuhr Ferrato fort. »Die Hinrichtung wurde wohl aufgeschoben.«

»... damit er gemeinsam mit uns sterben darf, sobald man uns wieder eingefangen hat«, sagte Graf Sandorf bitter. »Maria wird Sie nun in die Schlafkammer führen«, fuhr Andrea Ferrato fort. »Der Raum geht auf den Garten hinaus. Sie sollten vorsichtshalber keine Lampe anzünden. Ich werde mit meinem Sohn Nachtwache halten.«

»Ich gehe voran, meine Herren«, sagte Maria, während Graf Sandorf und Stefan Bathory dem Fischer noch mit einem kräftigen Händedruck für seine Gastfreundschaft dankten. Gleich darauf sanken sie erschöpft auf die beiden mit Maisstroh gestopften Matratzen und schliefen ein.

Andrea Ferrato und sein Sohn machten währenddessen eine Runde um das Haus. Sie wollten sicher sein, daß niemand in der Nähe herumlungerte. Doch die Nacht verlief ohne Zwischenfall. Auch beim zweiten und dritten Patrouillengang konnte Andrea Ferrato keine verdächtigen Gestalten entdecken. In den frühen Morgenstunden, als die Flüchtlinge noch fest schliefen, hörte er sich im Hafen und in der Stadt ein wenig um. Hier und da waren schon Frühaufsteher vor den Plakaten versammelt, die die Polizei noch spät am Abend ausgehängt hatte. Auf den Anschlägen wurden noch einmal die Namen der Ausbrecher, die Höhe der Kopfprämie und das Strafmaß genannt, das demjenigen drohte, der den Flüchtlingen Asyl gewährte. Man schwatzte wild darauf los, man spekulierte und verbreitete Gerüchte, die wenig Handfestes enthielten. Kurzum: Man wußte so gut wie gar nichts. Am allerwenigsten vermutete man, daß sie sich in Rovigno selbst aufhielten. Die Lage änderte sich gegen zehn Uhr. Um diese Zeit war der Wachtmeister mit seinem berittenen Trupp von der Nachtstreife zurückgekehrt. Er verbreitete die Kunde, daß vierundzwanzig Stunden zuvor zwei Fremde am Kanal von Lerne gesichtet worden seien. Nach seiner Meinung konnten die Flüchtlinge aber bereits ein Boot gefunden haben und über die Adria entkommen sein, wenn sie nicht den Landweg über Dalmatien vorgezogen hatten.

»Auch nicht schlecht«, sagte irgend jemand. »So bleiben dem Staatssäckel die fünftausend Gulden erhalten.«

»Es wäre sowieso schmutziges Geld – Geld für einen Verrat – pfui!« rief ein anderer.

»Hoffentlich finden sie noch ein Schlupfloch«, rief es aus der Menge.

»Noch?« entgegnete eine andere Stimme. »Die sind längst über alle Berge!«

Diese Äußerungen waren eindeutig; sie kamen von Bürgern wie von Bauern, Arbeitern und Fischern, in jedem Fall aber von Leuten slawischer oder

italienischer Herkunft. Die österreichischen Behörden konnten kaum auf ihre Mithilfe zählen, wenn es darum ging, Rebellen gegen die österreichische Obrigkeit einzufangen. Und trotzdem mühten sich die Beamten nach Kräften, ihrer Pflicht nachzukommen. Alle Ortspolizisten und die Gendarmerie waren aufgeboten, um Küste und Hinterland zu überwachen, und zwischen Rovigno, Pisino und Triest wurden unablässig Depeschen ausgetauscht.

Gegen elf Uhr ging Ferrato nach Hause, um den Flüchtlingen Bericht zu erstatten. Seine Gäste waren nach dem ausgiebigen Schlaf wieder voll bei Kräften.

»Was sagt man in der Stadt?« rief Mathias Sandorf, sobald der Fischer in die Tür trat.

»Nichts, was im Augenblick zu Befürchtungen Anlaß gäbe, meine Herren. Allerdings ist die Rede von zwei Fremden, die gestern früh am Ufer des Kanals von Lerne beobachtet wurden. Sollten Sie das sein...«

»Das waren wir in der Tat!« rief Stefan Bathory erschrocken. »Demnach hat uns ein Einheimischer, vielleicht ein Salzsieder, gesehen und angezeigt!«

Graf Sandorf berichtete dem Fischer nun von allem, was sich in dem Bauernhof zugetragen und was sie erlauscht hatten. »Können Sie den Denunzianten beschreiben?« fragte Ferrato. »Nein, wir haben ihn zwar gehört, aber nicht gesehen.«

»Das ist bedauerlich«, sagte der Fischer, »aber seien Sie unbesorgt. Ihre Spur hat man gewiß verloren. Und hier in Rovigno, noch dazu unter meinem Dach, sind Sie besonders sicher. Die Einheimischen stehen auf Ihrer Seite, und selbst wenn man Sie in meinem Haus vermutete, würde man Sie doch nicht verraten. Außerdem nimmt man sowieso an, daß Sie längst über die Adria entkommen sind.«

»Gott gebe, es wäre wahr«, sagte Maria, die die Hände wie im Gebet gefaltet hielt.

»Es wird wahr werden, mein Kind«, sagte Graf Sandorf, und er versuchte, seine Stimme zuversichtlich klingen zu lassen. »Mit des Himmels Hilfe wird die Flucht gelingen...«

»... und der meinen, Herr Graf«, ergänzte Andrea Ferrato. »Ich gehe jetzt meiner Beschäftigung nach, als sei nichts vorgefallen. Um diese Tageszeit halte ich mich meist mit Luigi am Strand auf, um Netze auszubessern oder das Boot klarzumachen. Und das werden wir auch heute tun. Bei dieser Gelegenheit kann ich auch einen Blick auf das Wetter werfen; es ist wichtig für uns. Bleiben Sie währenddessen unter allen Umständen in der Schlafkammer, aber öffnen Sie das Fenster ein wenig; so wird man erst recht keinen Verdacht schöpfen. In ein, zwei Stunden bin ich zurück.«

Er ging mit Luigi zum Strand, und Maria machte sich vor der Haustür zu schaffen.

Am Strand waren mehrere Fischer mit ihren Booten beschäftigt. Andrea Ferrato hielt es für klug, einige Worte mit ihnen zu wechseln, ehe er seine Netze auf den Sand breitete. »Tüchtiger Ostwind«, sagte einer der Fischer. »Ja, das Gewitter vorgestern abend hat den Himmel ordentlich klargefegt«, entgegnete Andrea Ferrato.

»Hm«, sagte ein anderer, »ich fürchte nur, der Wind wird weiter auffrischen, und wenn die Bora dazukommt, gibt es heute abend schon wieder einen Sturm.«

»Wenn schon! Es bleibt immer noch ein Landwind. Das Meer im Windschatten der Felsen ist dann zum Fischen trotzdem ruhig genug.«

»Abwarten!«

»Gehst du heute nacht auf Fang, Andrea?«

»Bestimmt... wenn das Wetter danach ist.«

»Aber die Sperre?«

»... geht uns nichts an. Die gilt nur für größere Schiffe. Mit unseren kleinen Booten müssen wir ja ohnehin nahe an der Küste bleiben.«

»Um so besser. Von Süden her sind schon die Thunfischschwärme gemeldet. Höchste Zeit, daß wir ausfahren und die Zugnetze auslegen.«

»So? Das hat doch noch Zeit.«

»Aber, Andrea...«

»Wenn ich es doch sage! Ich gehe jedenfalls heute nacht vor Orsena oder Parenza auf Bonito-Fang... wenn mir das Wetter nicht einen Strich durch die Rechnung macht.«

»Wie du meinst. Wir anderen legen jedenfalls die Thunfisch-Netze aus.«

»Meinetwegen«, sagte Ferrato und machte sich daran, ein wenig abseits von

den anderen Fischern seine Netze auszubreiten. Nach zwei Stunden hatte sie die Sonne getrocknet, und Ferrato wollte heimgehen. Luigi trug er auf, die Haken für den Bonito-Fang vorzubereiten. Bonitos sind Barschfische mit gutem dunkelrotem Fleisch.

Nach seiner Heimkehr setzte sich Ferrato noch zehn Minuten vor die Haustür und rauchte eine Pfeife. Dann ging er zu seinen Gästen in die Schlafkammer, während sich Maria wieder vor der Haustür beschäftigte.

»Herr Graf«, sagte Andrea Ferrato, »wir haben Landwind, und es sieht so aus, als wollte das Meer heute nacht ruhig bleiben. Ich werde Ihnen jetzt einen, Fluchtweg vorschlagen; es ist der einfachste: Gegen zehn Uhr versuchen Sie, ungesehen zum Strand hinunterzulaufen. Meine Jolle bringt sie dann zum Boot, und im Handumdrehen sind wir fort. Niemand wird uns beachten; ich habe zu verstehen gegeben, daß ich auf Bonito-Fang ausfahre. Falls der Wind zu sehr auffrischt, segeln wir nach Süden, an der dalmatinischen Küste hinunter. Ich setze Sie dann jenseits der österreichischen Grenze außerhalb der Bucht von Cattaro ab.«

»Und wenn er nicht auffrischt?« fragte Graf Sandorf. »Dann können wir den kürzesten Weg über das Meer nehmen... nach Rimini oder zur Po-Mündung.«

»Ist das Boot überhaupt seetüchtig?« fragte Stefan Bathory. »Keine Sorge. Es ist zur Hälfte überdacht, und Luigi und ich haben darin schon manchen Sturm überstanden. Außerdem müssen wir etwas riskieren...«

»Selbstverständlich«, sagte Graf Sandorf rasch, »aber nicht, wenn auch Euer Leben dadurch gefährdet wird.«

»Das ist meine Sache, Herr Graf. Ich tue nur eine Pflicht.«

»Eine Pflicht?«

»Ja«, sagte Andrea-Ferrato mit fester Stimme und begann, von seiner Tat zu sprechen, für die er nun durch seinen Dienst an den Flüchtlingen Buße tun wollte.

Die beiden Ungarn waren tief bewegt, als Ferrato seine Erzählung beendete, aber sie zögerten immer noch, das Opfer des braven Mannes anzunehmen.

»Ob Ihr uns nun nach Italien oder nach Cattaro bringt, in jedem Fall werdet Ihr auffällig lange fort sein, und in Rovigno könnte man Verdacht gegen Euch schöpfen«, sagte Mathias Sandorf. »Gewiß nicht«, entgegnete Andrea Ferrato. »Ich bleibe oft fünf oder sechs Tage hintereinander auf See. Außerdem wiederhole ich: Was mit mir geschieht, ist allein meine Sache. Einen anderen Fluchtweg als das Meer gibt es nicht; also nehmen wir ihn.« Graf Sandorf sah ein, daß Ferrato nicht mehr von seinem Entschluß abzubringen war. So blieb nur zu hoffen, daß die kleine Ballancella der großen Meeresfahrt gewachsen war. Reisevorbereitungen hatten die Flüchtlinge nicht zu treffen; sie konnten nur ungeduldig auf den Nachteinbruch warten. Glücklicherweise war Neumond; es würde also recht dunkel sein. Vielleicht kam sogar gegen Abend einer jener dicken Nebel auf, die zwar an der Küste lagern, aber nicht weit auf das offene Meer hinausreichen. Mit Menschen brauchte man um zehn Uhr abends am Strand nicht zu rechnen, abgesehen natürlich von einigen Zöllnern, die ihre Patrouillengänge machten. Die anderen Fischer wollten um diese Stunde bereits zwei, drei Meilen jenseits von Rovigno unterhalb der Klippen ihre Zugnetze für den Thunfischfang auslegen. Wenn sie die Ballancella sichteten – falls es überhaupt geschah –, so war sie doch schon weit draußen auf dem offenen Meer, und die Flüchtlinge unter der Schutzplane konnten sich weitgehend sicher fühlen. »Wie viele Meilen beträgt die kürzeste Entfernung zwischen Rovigno und der italienischen Küste?« fragte Stefan Bathory. »Ungefähr fünfzig.«

»Und wie lange dauert die Überfahrt?«

»Bei diesem günstigen Landwind zwölf Stunden. Doch wir sollten etwas Wichtiges nicht vergessen; Sie haben kein Bargeld, aber Sie werden es brauchen. Legen Sie diesen Gurt an. Darin stecken dreihundert Gulden.«

»Mein Freund, ich bitte Euch...«, sagte Graf Sandorf, doch Ferrato schnitt ihm das Wort ab.

»Sie geben es mir später zurück, wenn Sie in Sicherheit sind. Und jetzt warten Sie, bis ich das Zeichen zum Aufbruch gebe.« Mehr war nicht zu sagen. Andrea Ferrato verließ die Kammer und ging wieder seiner Arbeit nach. Luigi gelang es, ungesehen Mundvorräte für mehrere Tage an Bord zu schaffen. Vorsichtshalber waren sie in eine Segelplane eingeschlagen. Am Nachmittag fanden sich, wie üblich, einige Nachbarn bei Andrea Ferrato ein. Man trank ein Glas Wein, man plauderte über den Fischfang im allgemeinen und den Thunfischfang im besonderen, und dann und wann drehte sich das Gespräch auch um die



Flüchtlinge. Einmal hieß es, sie seien in der Bucht von Quarnero gefangen worden, wenig später wurde das Gerücht dementiert. Doch diese Unsicherheit war Andrea Ferrato und den beiden Männern in der Schlafkammer gerade recht. Natürlich mußte man damit rechnen, daß Zöllner, Polizisten und Gendarmen bei ihren Patrouillengängen besonders aufmerksam waren, aber einem Ortskundigen wie Ferrato sollte es nicht schwerfallen, im Dunkeln einen Durchschlupf durch diese Postenkette zu finden.

Andererseits machte sich der Fischer keine Illusionen: Er wußte nur zu gut, wie gefährlich das geplante Unternehmen war. Und doch hatte er nicht im geringsten mit der Gefahr gerechnet, die sich um die achte Abendstunde in Gestalt eines unerhofften Besuchers einstellte.

Der unliebsame Gast hieß Carpena. Maria hatte gerade den Tisch für das Abendessen gedeckt, als es zweimal klopfte. Ferrato öffnete selbst. Er war überrascht oder, genauer gesagt, instinktiv beunruhigt, den Spanier vor seiner Haustür anzutreffen.

Carpena stammte aus Almayate, einem kleinen Ort in der Provinz Malaga. Offenbar hatte er aus ähnlichen Gründen wie Ferrato Istrien zu seiner neuen Heimat gemacht. Er verdiente sich sein Brot, indem er für die Saline Ware in das Landesinnere trug, ein harter Beruf, der ihm nur Geld für die allernötigsten Lebensbedürfnisse eintrug.

Der Fünfundzwanzigjährige war von kräftiger, untersetzter Gestalt. Auf breiten Schultern saß ein plumper Kopf mit struppigem schwarzem Haar, und die Gesichtszüge des jungen Mannes erinnerten ein wenig an die einer Bulldogge. Carpena hatte keine Freunde. Sein neidisches, rachsüchtiges Wesen, zu dem sich noch Feigheit gesellte, stieß die Kameraden in der Saline ab. Man wußte zwar nicht, warum er Spanien verlassen hatte, doch sicher war seine ewige Streit- und Rauflust mit dafür verantwortlich gewesen, daß er sich aus dem Staube machen mußte. Doch so schlecht sein Ruf auch war, er selbst war mit sich rundherum zufrieden. Und nur so ist es zu verstehen, daß er sich nicht genierte, bei Andrea Ferrato anzuklopfen. Ferrato dagegen begegnete dem Spanier mit unverhohlener Abneigung. »Was sucht Ihr hier?« fragte er kurz angebunden. »Ich sah Licht bei Euch und dachte, ich sollte einmal hereinschauen.«

»Und warum?«

»Um Euch einen Besuch abzustatten, Herr Nachbar.«

»Eure Besuche liebe ich nicht; das wißt Ihr.«

»Hm... heute abend vielleicht doch.«

Ferrato verstand nicht, was Carpena andeuten wollte. Dennoch war er bei den rätselhaften Worten des Spaniers unwillkürlich zusammengezuckt – was mit Genugtuung registriert wurde. »Kurz gesagt: Ich habe mit Euch zu reden«, fuhr Carpena fort. Andrea Ferrato ließ ihn eintreten, sagte aber nochmals: »Ich habe mit Euch nichts zu bereden.«

»Aber ich bestehe auf einem Gespräch – unter vier Augen«, erwiderte der hartnäckige Spanier.

»So kommt«, sagte Ferrato und führte Carpena durch die große Wohnstube in seine Schlafkammer, die nur durch eine dünne Wand von dem Raum getrennt war, in dem die Flüchtlinge warteten.

»Was wollt Ihr also?« fragte der Fischer kurz angebunden. »Ich wende mich an Euch als Freund und Nachbar, wenn...«

»Heraus mit der Sprache: Weswegen?«

»Wegen Eurer Tochter.«

»Kein Wort mehr! «

»O doch! Ihr müßt mich anhören. Daß ich Maria liebe, wißt Ihr. Und jetzt will ich sie heiraten.«

Ein kühner Wunsch, und doch war Ferrato nicht überrascht. Seit Monaten schon verfolgte Ferrato das Mädchen mit seinen Anträgen, obendrein eher aus finanziellen Erwägungen als aus Liebe. Unter den Fischern von Rovigno galt Andrea Ferrato ja als wohlhabend, und für den Habenichtss Carpena war er schlechthin reich.

So verwundert es kaum, daß sich der Spanier in den Kopf gesetzt hatte, der Schwiegersohn dieses Mannes zu werden, und es ist ebenso verständlich, daß ihm Ferrato dergleichen Ansinnen rundweg abschlug. Auch diesmal sagte er: »Carpena, Ihr habt meine Tochter gefragt, und sie hat nein gesagt. Ihr habt mich gefragt, und ich habe nein gesagt. Wenn Ihr heute trotzdem wieder anfragt, so sage ich wiederum nein; ein für allemal: Nein!«

Aus den Augen des Spaniers schossen wütende Blitze. Er fletschte die Zähne wie ein wildes Tier, doch das Dämmerlicht in der Kammer verhinderte, daß Ferrato den tückischen Gesichtsausdruck Carpenas wahrnahm. So sagte er ahnungslos: »Das ist mein letztes Wort in der Sache. Und wenn Ihr noch hundertmal anfragt, so bekommt Ihr hundertmal dasselbe Nein zur Antwort.«

»Ich werde trotzdem wiederkommen. Ja, ich komme wieder... aber erst, wenn Maria mich selber ruft!« entgegnete Carpena. »Maria? Maria... Euch herbitten?« Ferrato geriet außer sich. »Ihr solltet endlich einsehen, daß sie Euch weder liebt noch schätzt!« schrie er.

»Ihre Gefühle könnten sich ändern, sobald ich ein Wörtchen mit ihr geredet habe.«

»Ein Wörtchen... mit Maria?«

»Ja, Ferrato, ich habe mit ihr zu reden.«

»Wann?«

»Jetzt. Begreift Ihr denn gar nichts? Sie muß mit mir reden; sie hat gar keine andere Wahl.«

»Und ich sage: Nein!«

»Hütet Euch!« sagte Carpena drohend und zuckte die Achseln.

»Wovor denn?«

»Vor meiner Rache.«

»So räche dich, wenn du es kannst und wagst, Carpena!« schrie Ferrato, vom Zorn übermannt. »Deine Drohungen schrecken mich nicht. Und jetzt: Hinaus! Hinaus, ehe ich dich eigenhändig aus meinem Hause werfe!«

Dem Spanier schoß das Blut in die Augen. Er sah aus, als wolle er sich auf Ferrato stürzen, doch plötzlich besann er sich. Er stürzte zur Haustür und war im nächsten Augenblick ohne jede weitere Erklärung verschwunden.

Die Haustür war hinter Carpena kaum ins Schloß gefallen, als Graf Sandorf erregt in die Wohnstube trat. Er hatte jedes Wort des Spaniers verstanden und sagte:

»Ferrato, das ist der Mann, der uns bei der Gendarmerie verraten hat. Er hat uns beobachtet, als wir am Kanal von Lerne an Land gingen, und er muß uns später bis hierher gefolgt sein. Er scheint zu wissen, daß wir in Eurem Hause verborgen werden. Wir müssen auf der Stelle fliehen, sonst sind wir verloren... und Ihr mit uns.«

## IX

### Der letzte Kampf

Andrea Ferrato schwieg. Er wußte keine Antwort, aber sein wildes korsisches Blut kochte. Einen Augenblick lang vergaß er sogar die beiden Ungarn, für die er schon so viel gewagt hatte; in seinem Kopf war nur noch Raum für einen Namen: Carpena! »Welch ein Schuft!« rief er, »welch ein Schuft! Ja, er weiß alles. Wir sind ihm ausgeliefert! Wie konnte ich ihn nur mißverstehen! «

Mathias Sandorf und Stefan Bathory schauten den Fischer beklommen an. Er allein mußte jetzt eine Entscheidung fällen, aber jede Minute war kostbar. Vielleicht hatte sich die Gendarmerie schon zu seinem Haus auf den Weg gemacht. »Herr Graf«, sagte Ferrato endlich, »die Polizei kann jeden Augenblick das Haus umstellen. Dieser Schurke weiß oder glaubt zu wissen, daß Sie unter meinem Dach sind. Und er wollte mir einen Handel vorschlagen: Meine Tochter für sein Schweigen! Ich bin nicht darauf eingegangen, und nun übt er Rache. Wenn uns die Polizei erst umzingelt hat, gibt es kein Entrinnen. Jetzt heißt es sofort fliehen.«

»Einverstanden, Ferrato«, sagte Graf Sandorf. »Doch zuvor möchten wir Euch danken für alles, was Ihr an uns getan habt, und auch für das, was Ihr tun wolltet.«

»Aber ich will es noch immer tun«, entgegnete Andrea Ferrato mit entschlossener Stimme.

»Das nehmen wir nicht an«, sagte Stefan Bathory. »Nein, das können wir nicht annehmen«, bestätigte Graf Sandorf. »Wir haben Euch schon große Ungelegenheiten gemacht. Findet man uns bei Euch, so ist Euch das Zuchthaus sicher. Fort, Stefan, ehe wir Verderben über dieses Haus bringen. Wir fliehen... aber allein!«

Doch Andrea Ferrato hielt Graf Sandorf am Ärmel zurück. »Wohin wollen Sie sich den wenden, meine Herren? Alle Wege im Lande sind überwacht. Für Sie allein gibt es kein Durchkommen, weder an der Küste, noch im Hinterland. Ihnen bleibt nur mein Boot; ohne meine Hilfe sind Sie jetzt wirklich verloren.«

»So hören Sie doch auf meinen Vater«, sagte Maria bittend. »Er tut nur seine Pflicht, wenn er Sie zu retten versucht.«

»Vernünftig gesprochen, Maria«, sagte der Fischer. »Und nun schicke Luigi voran zum Strand. Er soll mit der Jolle warten. Laß dich umarmen, mein Kind, und Gott behüte dich!« Die Flüchtlinge wollten Ferratos Opferbereitschaft immer noch nicht annehmen, doch im Augenblick mußten sie sich den Anordnungen des Fischers fügen.

»Komm«, flüsterte Mathias Sandorf dem Freund zu. »Sind wir erst aus dem Haus, haben wir nur noch für uns selbst einzustehen.«

Sie liefen in die Schlafkammer zurück, um aus dem Fenster in den Garten zu springen. Im gleichen Augenblick stürzte Luigi zur Haustür herein.

»Die Polizei!« keuchte er, und Graf Sandorf und Stefan Bathory schwangen sich aus dem Fenster. Eine Sekunde später stürmte ein Trupp Polizisten das Haus, angeführt von Carpena. »Du Schuft!« schrie Ferrato.

»Du wolltest es nicht anders!« entgegnete Carpena. Die Polizisten packten blitzschnell den Fischer, legten ihm Fesseln an und stürzten in die Hinterzimmer. Das offene Fenster in einer der Kammern zeigte ihnen den Weg, den die Ungarn genommen hatten. Sie nahmen die Verfolgung auf. Die Flüchtlinge hatten schon die Hecke am unteren Ende des Gartens erreicht, hinter der ein kleiner Bach floß. Mathias Sandorf sprang mit einem Satz über die Sträucher und wollte Stefan Bathory beim Herüberklettern behilflich sein, als ein Gewehrschuß krachte.

Stefan Bathory war getroffen – nur ein Streifschuß an der Schulter, aber ein Schuß mit bösen Folgen: Der Arm war gelähmt, und der Verletzte konnte nicht mehr weiterlaufen. »Flieh, Mathias, flieh doch!« rief er.

»Nein, Stefan!« rief Sandorf zurück und versuchte, den Freund fortzuschleppen.

»Flieh, Mathias!« rief Stefan Bathory nochmals. »Du mußt für uns alle an den Verrätern Rache üben!«

Diese Worte waren Graf Sandorf ein Befehl. Wenn es das Schicksal wollte, daß er allein von den drei Gefährten im Kampf um Ungarns Freiheit übrigblieb, so mußte er eines Tages zum Richter werden, vor dessen Stuhl sich die Verräter

Zathmars und Bathorys zu verantworten hatten.

Schon warfen sich die Polizisten auf den zurückgefallenen Stefan Bathory; Mathias Sandorf durfte nicht mehr zögern. »Leb wohl, Stefan!« rief er, »leb wohl!« und mit großen Sprüngen verschwand er in der Dunkelheit. Fünf, sechs Schüsse wurden in seine Richtung abgefeuert, doch er entkam unverletzt. In weitem Bogen lief er auf den Strand zu.

Die Polizisten dachten aber nicht daran, die Verfolgung aufzugeben. Wenn sie den Flüchtenden schon nicht einholen konnten, so wollten sie ihn doch einkreisen. Eine breit auseinandergezogene Schützenkette sorgte dafür, daß Mathias Sandorf weder seitwärts zur Stadt hin noch rückwärts ins Hinterland ausweichen konnte. Ihm blieb nur der Zugang zum Wasser, und dort war er nach den Berechnungen der Polizisten verloren. Ihre Kugeln würden ihn erreichen, ehe er ein Fischerboot flottgemacht hätte.

Die Richtungen, aus denen die Schüsse fielen, verrieten Graf Sandorf die Einkreisungstaktik der Verfolger. Immer neue Schüsse und laute Rufe zeigten ihm an, daß es kein Entrinnen mehr gab, es sei denn, er wagte sich ins Wasser, und das war gleichbedeutend mit dem Tod.

Dennoch zögerte er keinen Augenblick: Lieber den Tod in den Wellen finden, als dem Hinrichtungskommando in der Festung von Pisino gegenüberzutreten.

Mit einigen weiten Sprüngen erreichte er den Wassersaum. Die Polizisten rückten immer näher, und einige ihrer aufs Geratewohl abgefeuerten Kugeln piffen jetzt schon dicht über seinen Kopf hinweg.

Vor Mathias Sandorf lag ein Strandstück, das mit einzelnen freistehenden Felsblöcken übersät war. Zwischen den Gesteinsbrocken hatten sich zahllose Wasserlachen angesammelt, die ihm manchmal bis zum Knöchel reichten, an anderen Stellen aber mehrere Fuß tief waren. Doch er hatte keine Wahl: Er mußte sich in dieses unwegsame Klippenlabyrinth flüchten. Und so hastete er durch flache und tiefe Wasserlachen und sprang von Felsblock zu Felsblock. Trotz der Finsternis war es unvermeidlich, daß sich seine Silhouette für die Verfolger am dunklen Nachthimmel deutlich abzeichnete. Aufgeregte Rufe zeigten ihm an, daß die Polizisten die Jagd durch die Klippen aufgenommen hatten.

Graf Sandorf war entschlossen, sich nicht zu ergeben. Nur als Toter würde er den Polizisten in die Hände fallen. Er sprang über schwankende Steinplatten, stürzte über schlüpfrige Felsbrocken und glitschige Seetanghaufen, erklomm mächtige Gesteinsblöcke, jeden Augenblick des Endes gewärtig. Wohl zehn Minuten lang hatte er seinen Vorsprung halten können, als ihm die Natur eine Falle stellte: Der Strand war endgültig zu Ende; vor sich sah er nur noch eine letzte steile Klippe aufragen und hinter sich, in kaum zwanzig Schritt Entfernung, die Meute der Verfolger. Er hastete zur Spitze der Klippe hinauf, stieß einen wilden Schrei aus, sein Lebewohl für den Himmel über ihm, und stürzte sich ins Meer. Ein Kugelhagel folgte ihm in die Tiefe.

Die Polizisten standen am Klippenrand und starrten in die schwarzen Wogen: Sie sahen nur einen dunklen Punkt, der dem offenen Meer zustrebte.

Wieder krachte eine Gewehrsalve; das Wasser rings um den Schwimmer spritzte hoch auf. War er diesmal von einer oder gar mehreren Kugeln getroffen worden? Offensichtlich, denn der schwarze Punkt versank und tauchte nicht wieder auf. Bis zum Tagesanbruch wurde der Strand streng bewacht. Polizisten und Gendarmen standen vom Vorgebirge im Norden der Bucht bis zu den Klippen südlich von Rovigno auf Posten. Doch so viel Vorsicht war unnötig; nichts deutete darauf hin, daß Graf Sandorf wieder an Land gekommen wäre. Entweder hatte ihn eine Kugel tödlich getroffen, oder er war ertrunken. Allenfalls herrschte Verwunderung, daß der Leichnam nirgendwo angespült wurde. Doch dafür gab es letztlich auch eine Erklärung: Der Landwind hatte ihn wohl ins offene Meer hinausgetragen. Ja, es konnte nicht anders sein: Graf Sandorf, der ungarische Magnat und Freiheitskämpfer, hatte in den Fluten der Adria seine letzte Ruhestätte gefunden!

Auch die österreichischen Behörden gaben sich mit dieser Erklärung zufrieden. Ihnen ging es jetzt nur noch darum, die überlebenden Verschwörer, die Gefährten Graf Sandorfs, so schnell wie möglich hinzurichten.

Stefan Bathory wurde noch in derselben Nacht unter Bedeckung in die Festung von Pisino zurückgebracht. Seine letzten Stunden sollte er in einer Zelle mit Ladislaus Zathmar verbringen dürfen. Die Exekution wurde für den folgenden Tag, den 30. Juni, festgesetzt.

Inzwischen hatte man Borik aus dem Gefängnis in Triest entlassen. Der Diener

Zathmars und die Familie Bathorys erhielten nun sogar die Erlaubnis, persönlich von den Verurteilten Abschied zu nehmen, doch sie waren nicht mehr rechtzeitig aufzufinden. Seit Wochen schon reisten sie kreuz und quer durch Ungarn und Österreich und versuchten verzweifelt, den Aufenthaltsort der Verhafteten ausfindig zu machen. So wurden Bathory und Zathmar auch noch um den letzten Trost des Wiedersehens mit der Familie und dem treuen Diener gebracht und der Verrat an den Verschwörern würde auf ewig ungesühnt bleiben; sie hatten ja keine Möglichkeit mehr, ihren Angehörigen die Namen der Schurken mitzuteilen. Stefan Bathory und Ladislaus Zathmar wurden am 30. Juni um fünf Uhr nachmittags im Innenhof der Festung von Pisino erschossen. Sie hatten ihr Leben dem ungarischen Vaterland geopfert.

Von nun an konnten Silas Toronthal und Sarcany wieder frei atmen; sie waren vor Vergeltung sicher. Der Gouverneur von Triest hatte Wort gehalten: Außer ihm selbst hatte niemand die Namen der Verräter erfahren. Die beiden Schurken, denen jedes Reuegefühl fremd war, konnten sich in Ruhe ihres so schändlich erworbenen Reichtums freuen, denn man hatte ihnen tatsächlich die Hälfte der Güter Sandorfs zugesprochen. Die andere Hälfte sollte durch einen kaiserlichen Gnadenerlaß der Tochter Sandorfs mit Erreichung des achtzehnten Lebensjahres zufallen.

Auch der dritte Verräter hatte offenbar keine Rache mehr zu befürchten. Doch während Toronthal und Sarcany in Triest selbst hocherhobenen Hauptes mit ihrem Reichtum prunkten, mußte der Spanier Rovigno eilends verlassen; der Zorn der Einheimischen wurde ihm zu gefährlich. Aber was sollte er sich grämen! Er hatte ja das Kopfgeld von fünftausend Gulden eingestrichen, das von der Regierung auf die beiden Ungarn ausgesetzt war. Und Andrea Ferrato konnte ihm gewiß nichts anhaben! Der Fischer war zu lebenslänglicher Sträflingsarbeit verurteilt worden, weil er trotz der Strafandrohung den ungarischen Flüchtlingen Asyl gewährt hatte.

Schwer betroffen waren auch Ferratos Kinder; Maria und Luigi blieben nach der Aburteilung des Vaters allein und mittellos in Rovigno zurück.

So hatten drei niedrige Charaktere aus reiner Habgier mehrere Menschen ins Unglück gestürzt. Mit Ausnahme Carpenas haßten die Schurken nicht einmal ihre Opfer; sie kannten sie gar nicht. Es lag ihnen nur daran, die eigene mißliche Lage mit Hilfe fremden Reichtums zu verbessern. Sollte dieses Verbrechen wirklich auf ewig ungesühnt bleiben? Oder würde die Gerechtigkeit doch noch eines Tages den Sieg davontragen? Die Zukunft mußte zeigen, ob das Schicksal den drei Patrioten Mathias Sandorf, Ladislaus Zathmar und Stefan Bathory sowie dem schlichten opferbereiten Fischer Andrea Ferrato Genugtuung gewähren sollte.

# Zweiter Teil

## I

### Pescada und Matifu

Fünfzehn Jahre waren seit den Ereignissen vergangen, die im ersten Teil unserer Geschichte beschrieben wurden. Am 24. Mai 1882 herrschte in Ragusa fröhlicher Festtagstrubel. Die Stadt zählt zu den größten Ortschaften Dalmatiens, das im Grunde nur eine schmale Landzunge zwischen den Dinarischen Alpen, der Herzegowina und dem Adriatischen Meer bildet. Selbst die vier- bis fünftausend Einwohner der Provinz sehen ein, daß für sie nur genug Platz ist, wenn sie ein wenig zusammenrücken. Der Lebenskampf ist hart in Dalmatien, denn der dürre Boden gibt nicht viel her. Kein Wunder also, wenn sich die Bevölkerung durch eine ausgesprochen nüchterne Wesensart auszeichnet. Trotzdem ist es ein stolzer Menschenschlag, der sich hier jahrhundertlang schon in allen Wechselfällen der Politik zu behaupten verstand. Für Österreich, dem Dalmatien 1815 im Frieden von Campo Formio zugesprochen wurde, empfindet man hierzulande nichts als Verachtung. Vielleicht sollten wir noch eine weitere hervorstechende Eigenschaft der Dalmatiner erwähnen: Sie sind ehrlich, so ehrlich, daß man Dalmatien mit Recht das >Land der Türen ohne Schlössen nennt. Die Provinz ist in die vier Kreise von Zara, Spalato, Cattaro und Ragusa gegliedert, zu denen jeweils mehrere Distrikte gehören. Zara als Provinzhauptstadt ist Sitz des Generalgouverneurs und des Landtages, der einige Vertreter in das Herrenhaus in Wien entsendet.

Die Adria vor der dalmatinischen Küste ist heute ein ebenso sicheres Gewässer wie irgendein anderer Winkel des herrlichen, poetischen Mittelmeers. Doch lange Zeit versetzte dieser Küstenstrich viele Seefahrer in Angst und Schrecken, denn er war der bevorzugte Tummelplatz der Uskoken. Diese gefährlichen Seeräuber stammten aus der Türkei. Sie waren einstmals aus der Heimat geflüchtet und führten nun einen offenen Krieg gegen alles und jeden, ob er Mohammedaner oder Christ war; sie trotzten der Republik Venedig genauso wie dem Sultan. Doch im Jahre 1882 war diese Geißel der Adria nur noch eine Sage, obwohl letzte Spuren des Uskoken-Stammes heute noch im österreichischen Kronland Krain zu verfolgen sind. Ragusa, besser gesagt, der Stadtstaat Ragusa, wurde schon lange vor Venedig republikanisch regiert. Erst Napoleon machte aus dem kleinen selbständigen Staat ein Herzogtum für seinen Marschall Marmont, das 1809 dem Königreich Illyrien einverleibt wurde. Ragusa genoß schon im frühen Mittelalter einträgliche Vorrechte. So hatten seine Schiffe, die überall in der Levante anzutreffen waren, vom Papst selbst das Monopol für den Handel mit den Ungläubigen erhalten. Doch Ragusa war nicht nur reich, es bildete auch eine Heimstätte für Wissenschaften und Künste. Seine Gelehrten, Dichter, Bildhauer und Maler trugen ihm den Ruf eines slawischen Athen ein. Leider ist Ragusa für den modernen Seehandel ungeeignet. Schiffe mit größerem Tiefgang können in dem kleinen Naturhafen nicht mehr ankern; der felsige Untergrund erlaubt nur noch kleinen Küstenfahrzeugen und Fischerbooten, hier Zuflucht zu suchen.

Glücklicherweise hält aber die Natur nur eine halbe Meile nördlich von Ragusa, in der Bucht von Gravosa, einen Hafen bereit, der allen Ansprüchen moderner Schifffahrt gerecht wird. Dort können selbst große Kriegsschiffe ankern, und die weitläufige Anlage hat genug Raum für zahlreiche Trockendocks und Werften. Vor allem laufen den Hafen von Gravosa die modernen Paketboote an, die in Kürze schon ein dichtes Verkehrsnetz über alle Meere der Welt legen werden.

Wie zu erwarten, entwickelte sich die Verbindungsstraße zwischen dem alten Ragusa und dem neuen Hafen Gravosa rasch zu einem beliebten Boulevard. Die sechzehn- bis siebzehntausend Einwohner Ragusas zeigten sich gern auf der hübschen Allee, die von prächtigen Bäumen und schönen Villen gesäumt war. An jenem Mainachmittag des Jahres 1882 strebte eine unübersehbare Menschenmenge auf diesem Boulevard seewärts: In Gravosa fand ein Volksfest statt, bei dem alles zu finden war, was einen Jahrmarkt ausmacht: Buden aller Arten, Schausteller, Akrobaten, Musikanten und dazu der fröhliche Lärm, der bei keinem Fest dieser Art fehlt.

Ein Fremder konnte bei dieser Gelegenheit ausgiebig das bunte Völkergemisch Dalmatiens studieren, das sich aus Slawen verschiedenen Typs, aber auch aus

Zigeunern und Bergvölkern des Hinterlandes zusammensetzt.

Frauen waren in großer Zahl unter den Festbesuchern – Bürgerinnen aus Ragusa, Bäuerinnen aus der näheren Umgebung und Fischersfrauen von der Küste. Den Städterinnen merkte man den Ehrgeiz an, sich nach der neuesten Mode der westeuropäischen Großstädte zu kleiden. Alle anderen Frauen trugen die sehr unterschiedlichen Trachten ihrer Heimatdistrikte. Es gab viele weiße Leinenblusen mit reichen Stickereien an Latz und Ärmeln, dazu bunte Röcke und Gürtel, die mit feinen Silberplättchen besetzt waren – ein Bild, so farbenfroh wie ein persischer Teppich, nicht weniger prächtig als die Kleider waren die verschiedenen Arten des Kopfputzes. Viele Frauen hatten bunte Bänder in die Zöpfe geflochten und weiße Hauben aufgesetzt – die ›Okranga‹, deren Schleier wie der Puskul des orientalischen Turbans über den Rücken herabhängt. Die Schuhe waren meist mit bunten Bastschnüren an den Fußgelenken befestigt. Und es gab niemanden, der nicht zu der Festtagskleidung auch noch Schmuck angelegt hätte. Hunderterlei Arten von Armbändern, Halsketten und Schaumünzen zierten die Gewänder, und selbst die Männer trugen Schmuckstücke über den bortenverzierten Hemden.

Am farbenprächtigsten aber waren die Lastträger, eine Gruppe mit besonderen Vorrechten im Hafen. Diese waschechten Orientalen mit ihrem Turban, ihren Westen, Pluderhosen und Schnabelschuhen schienen geradewegs vom Top'hane-Platz zu Konstantinopel oder von den Quais von Galata entlaufen zu sein.

Das Fest hatte in den Nachmittagsstunden seinen Höhepunkt erreicht. In den Buden am Quai und auf dem Platz herrschte drangvolle Enge, und die Ankündigung eines Stapellaufs zog noch mehr Schaulustige an.

Ein Trabaccolo sollte seine Jungfernfahrt antreten. Dieser eigentümliche Schiffstyp ist ein Zweimaster mit lateinischen Segeln, die an langer Rahe befestigt werden. Der Stapellauf war zwar erst für sechs Uhr vorgesehen, doch man hatte schon die Gerüste am Kiel des Bootes fortgeräumt. So brauchte man später nur noch einen großen Hemmschuh auf der Rampe zu entfernen, um das Schiff ins Wasser gleiten zu lassen. Doch bis zu diesem Augenblick wetteiferten noch die Seiltänzer, Akrobaten, Schausteller und Musikanten um die Gunst des Publikums. Den größten Zuspruch konnten die Musikanten verzeichnen, und unter ihnen wiederum die Gusle-Spieler. Ihr eigenartiges Instrument bestand in der Hauptsache aus einem ungewöhnlich großen Griffbrett. Darüber waren einige Saiten gespannt, die der Spieler mit einem einfachen Bogen strich. Dazu wurde mit seltsam kehliger Stimme gesungen. Um Lieder waren die Gusle-Spieler nie verlegen, denn sie schufen die Texte und die Melodien oft neu aus einer Laune des Augenblicks. Einer der Sänger, ein fröhlicher großer Bursche mit gelblichem Teint und braunem Haar, hielt sein Instrument wie ein zu klein geratenes Cello zwischen die Knie geklemmt. Er versuchte sich an einer Art Canzonetta, die er unter lebhaftem Hin- und Herwiegen des Körpers vortrug. Sie ging so:

*›Horch auf das Lied, das die Zigeunerin singt,  
horch, wie's ihr aus dem Herzen klingt,  
und hüte dich!  
Hüte dich vor der Zigeunerin!  
Wenn das Feuer ihrer Augensterne  
hinter sanften Wimpern bleibt verborgen,  
wenn du lauschest nur von Ferne  
brauchst um deine Seele nicht zu sorgen. <*

Der Sänger schwieg nach diesen beiden Strophen; er hoffte auf klingenden Lohn. Doch die Zuhörer hielten die Geldbeutel noch geschlossen, und so blieb dem jungen Mann nichts weiter übrig, als die harten Seelen mit der Fortsetzung seiner Canzonetta noch ein wenig zu erweichen. Und so sang er:

*›Doch weh dir, wenn sie dich erkoren,  
wenn sie dich betört mit Lied und Blick,  
gleich ist dein Herz an die Zigeunerin verloren,  
und niemals wieder gibt sie's dir zurück.  
Horch auf das Lied, das die Zigeunerin singt,  
horch, wie's ihr aus dem Herzen klingt,  
und hüte dich!  
Hüte dich vor der Zigeunerin! <*

Unter den Zuhörern war ein etwa fünfzigjähriger Herr, der sich auch durch den Schluß der Canzonetta nicht rühren ließ; er hatte keine Kupfermünze für den Troubadour übrig. Vielleicht hätte er sich noch von der Zigeunerin selbst ›mit Lied und Blick‹ betören lassen, doch ihr vierschrötiger Interpret entlockte ihm keine Gefühle und erst recht kein Geld. Er wollte schon weitergehen, als seine junge Begleiterin bittend sagte: »Gib ihm doch eine Kleinigkeit, Vater; ich selbst habe kein Geld bei mir.« Und tatsächlich erhielt der Gusle-Sänger fünf Kreuzer. Der alte Herr war schließlich kein Geizkragen. Er gehörte nur zu den Leuten, die von Natur aus gegen menschliches Elend und Armut taub sind.

Vater und Tochter tauchten wieder in der Menge der Schaulustigen unter, während der Gusle-Sänger mit ein paar Kameraden in die nächste Schenke lief, um die letzten Einnahmen zu ›verflüssigen‹. Dabei spielte der Slibowitz eine große Rolle; der scharfe Pflaumenschnaps rann den Zigeunern wie süßer Most durch die Kehle.

Doch nicht allen Schaustellern war das Glück so hold wie den Musikanten. Zu den Artisten, die man einfach übersah, gehörten auch zwei französische Akrobaten. So sehr sich die beiden abmühten, das Publikum schenkte ihnen keinen Blick. Sie standen auf einem kleinen Podest vor einem Leinenvorhang, auf den mit schreienden Farben wilde Löwen, Schakale, Hyänen, Tiger und Schlangen inmitten einer phantastischen Urwaldlandschaft gemalt waren. Der Vorhang verdeckte eine winzige Arena, die wiederum von Wänden aus zerschlissenem Segeltuch umstellt war. Leider erwiesen sich die Löcher in der Wand als geschäftsschädigend: Die Zuschauer benutzten sie als Gucklöcher und sparten das Eintrittsgeld. Vor dem Podium hing an einer schiefstehenden Stange ein rohes Brett mit der Aufschrift:

Kap Pescada und Kap Matifu  
Akrobaten aus Frankreich

Äußerlich und auch im Wesen waren die beiden Jahrmarktskünstler so grundverschieden wie es nur zwei Menschen sein können. Daß sie trotzdem vor Jahren schon gemeinsam aufgebrochen waren, um den Lebenskampf mehr schlecht als recht zu bestehen, hatte einen einfachen Grund: Sie stammten beide aus der Provence.

Doch wie waren sie zu ihrem merkwürdigen Namen gekommen? Hatten diese Wörter in ihrer Heimat eine bestimmte Bedeutung? Nein, der Fall lag einfacher: Namensgeber waren zwei markante Punkte der Mittelmeerküste, die der Heimat der Gaukler gegenüberlagen, nämlich die beiden Kaps, die die Bucht von Algier einrahmen – Kap Matifu und Kap Pescada. Vielleicht hatten die beiden Artisten dabei auch an all die Jahrmarktskünstler namens Atlas gedacht, die ebenfalls einen nordafrikanischen Paten haben – den Gebirgszug gleichen Namens. Das mächtige Kap Matifu schiebt sich nordöstlich der Reede von Algier so trotzig in das Meer hinaus, als sei der Vers ›an seinem unzerstörbaren Gestein hat sich die Zeit zerrieben‹ allein ihm gewidmet. Und wie ein Felsblock stand auch der Athlet Matifu in der Arena, Kollege der berühmten Ompdrilles, Alcides und Porthos, die die Arenen Südfrankreichs bevölkern. Matifu war fast sechs Fuß groß. Der wuchtige Schädel saß auf entsprechend breiten Schultern; der Brustkasten ließ an einen gewaltigen Blasebalg denken und die Beine an kräftige junge Baumstämme. Arme hatte er, so stark wie Pleuelstangen, und Hände mit der Kraft von Blehscheren. Das war Körperkraft in höchster Vollendung – obwohl der junge Riese erst zweiundzwanzig Lenze zählte; doch das wußte er gar nicht. Mit Matifus Intelligenz haperte es ein wenig. Dafür war er aber gutherzig und von schlichter, sanfter Wesensart; er kannte weder Wut noch Haß und konnte keiner Fliege ein Bein krümmen. Aus Angst, in seinen Pranken die Finger eines normal gewachsenen Menschen einfach zu zerquetschen, begrüßte er schon niemanden mehr durch Handschlag. So sehr er äußerlich dem wilden Tiger glich, so zahm war er innerlich, und nur so erklärt es sich, daß er seinem Kompagnon, dem schwächlichen Pescada, aufs Wort gehorchte. Sah man sie miteinander umgehen, konnte man meinen, Matifu sei Pescadas Sohn, ein Sohn allerdings, den eine Laune der Natur zum Riesen gemacht hatte.

Und nun zu Pescada: Das Kap, das dem kleinen Burschen den Namen leihen mußte, war die schmale spitze Landzunge, die sich westlich von Algier in die Bucht erstreckt. Unser Pescada war denn auch entsprechend hager und drahtig. Er brachte in Pfunden nur ein Viertel dessen auf die Waage, was der Riese in



Kilogramm wog. Sein gelenkiger Körper harmonierte aufs schönste mit dem behenden Verstand. Pescada war erfindungsreich und praktisch zugleich, fröhlich in guten wie in schlechten Tagen, ewig in Bewegung – ein rechtes Äffchen, doch ohne die Bosheit dieser Spezies. Dem Dickhäuter Matifu diente er als treuer Führer durch alle Fährnisse des Artistenlebens; nichts würde ihn je von seinem Herkules trennen. Pescada und Matifu zeigten ihre Künste auf Jahrmärkten. Der ältere Matifu trat als Ringkämpfer auf. Er bog auch Eisenstangen mit der bloßen Hand, er stemmte schwergewichtige Zuschauer, als seien sie Federgewichte, und er benutzte den um zwei Jahre jüngeren Pescada anstelle eines Tellers oder einer Kugel zum Jonglieren. Pescada, oder auch ›Kap Pescada‹, wie er sich gern titulieren ließ, verdiente sich sein Brot, indem er tanzte, sang, Narrheiten aller Art trieb, auch auf dem Seil balancierte, Bodenakrobatik vorführte und das Publikum mit Kartenkunststücken verblüffte, die selbst berühmten Taschenspieler Ehre gemacht hätten.

Doch was half ihr Können, ihr Einfallsreichtum, wenn doch das Publikum am Quai von Gravosa für diese Art der Unterhaltung nichts übrig hatte! An Verständigungsschwierigkeiten konnte diese Gleichgültigkeit nicht liegen, denn Matifu und Pescada sprachen ein annehmbares Gemisch aus Provenzalisch und Italienisch. Und bisher war ja auch immer alles gutgegangen – was nicht heißen soll, daß es jeden Morgen zu einem Frühstück reichte. Aber für eine Mahlzeit am Tag war ihre Kunst bisher noch immer gut gewesen, und das war ihnen genug, denn, wie Pescada zu sagen pflegte, »man darf nicht das Unmögliche verlangen.«

Auch an diesem Mainachmittag verlangten sie nicht das Unmögliche, sie versuchten nur mit allen Mitteln, eine bescheidene Zuschauerschar in ihre kümmerliche Arena zu locken. Pescada riß Witze, wobei schon allein sein drolliger Akzent zum Lachen reizte; er erfand Possen, die jedem Dichter eines Vorstadttheaters Applaus eingetragen hätten; er schnitt Grimassen, die selbst einem steinernen Säulenheiligen ein Lächeln entlockt hätten; er verdrehte und verrenkte sich die Glieder und trieb Unsinn mit seiner zotteligen Narrenperücke, deren langer Zopf auf dem Rücken seiner roten Weste auf- und niederwippte; er vollführte Sprünge, die ihm kein römischer Pulcinello und kein florentinischer Stentarello nachgemacht hätte – umsonst! Das Publikum stellte sich taub gegen seine Verführungskünste. Dabei hatten die beiden Artisten auf ihrer monatelangen Wanderung von Jahrmarkt zu Jahrmarkt auch bei slawischem Publikum gute Erfolge zu verzeichnen gehabt. Sie hatten sich von der Provence über die Seealpen in die Lombardei buchstäblich hinuntergeturnt, waren dann nach Mailand und Triest gezogen und nach Spalato und Zara schließlich nach Ragusa gekommen. Die Klugheit riet ihnen, niemals auf denselben Wegen rückwärts zu wandern, denn nur der Reiz des Neuen sorgte dafür, daß sie bisher noch immer eine bescheidene, aber doch einträgliche Zuschauerschaft gefunden hatten. Doch nun schienen ihre Künste endgültig zu versagen. Die armen Teufel sahen ein, daß es gescheiter wäre, den Ranzen zu schnüren und in die Provence zurückzukehren. Leider war das einfacher gesagt als getan. Ihnen hing ja eine Kugel am Fußgelenk – die Kugel der Armut. Und mit solcher Fessel Hunderte von Meilen zurückzulegen war ein Kunststück, vor dem selbst Kap Matifu und Kap Pescada verzagten.

An diesem Maitag sorgten sie sich allerdings weniger um die ferne Zukunft als um das Essen an diesem Abend. Kein schäbiger Kreuzer steckte mehr in ihrer Kasse, falls man Pescadas Halstuchzipfel, in den alle Einkünfte eingeknüpft wurden, überhaupt Kasse nennen wollte. Vergeblich mühten sie sich auf dem Podest ab, vergeblich schrie sich Pescada die Kehle heiser, und vergeblich ließ Matifu seine Armmuskeln spielen, daß die Adern darauf hervorsprangen und aussahen wie dicke Efeuranken auf einem alten Baumstamm.

»Hartgesottenes Volk, diese Dalmatiner!« stöhnte Pescada. »Hart wie Pflastersteine«, jammerte Matifu. »Ich fürchte, wir müssen heute leider auf den Sonntagsbraten verzichten und uns auf die Strümpfe machen«, sagte Kap Pescada.

»Wohin denn?«

»Sei nicht so neugierig.«

»Sag's schon!«

»Meinetwegen: Was hältst du von einem Land, in dem uns wenigstens eine Mahlzeit am Tag sicher ist?«

»Wo liegt denn dein Wunderland, Kap Pescada?«

»Weit fort, sehr weit fort – weiter noch als sehr weit fort.«

»Also am Ende der Welt.«

»Die Welt hat kein Ende«, sagte Pescada in schulmeisterlichem Tonfall. »Wenn sie ein Ende hätte, wäre sie nicht rund. Wäre sie nicht rund, könnte sie sich nicht drehen. Wenn sie sich nicht drehte, wäre sie unbeweglich. Und wenn sie unbeweglich wäre...«

»Ja... was dann?« fragte Matifu gespannt. »Dann fiel sie mit einem Plumps auf die Sonne, schneller, als ich ein Kaninchen stehlen kann.«

»Und weiter?«

»Was weiter? Dann erlebst du das, was passiert, wenn ein Tölpel von Jongleur zwei Kugeln im Flug zusammenstoßen läßt: Peng! Krach! Futsch ist die Kugel... das Publikum verlangt sein Eintrittsgeld zurück... und kriegt es auch zurück... und am Abend ist kein Geld fürs Essen in der Kasse.«

»Aha!« sagte Kap Matifu tiefsinnig, »wenn also die Welt auf die Sonne fällt, kriegen wir kein Abendessen.« Er Schwieg und versuchte, dieser vertrackten Logik auf den Grund zu kommen. Doch zum Nachdenken mußte er sich unbedingt hinsetzen, und so hockte er mit gekreuzten Armen auf einem Schemel und wackelte mit dem Kopf wie gewisse chinesische Porzellanfiguren. Nichts hören, nichts sehen, nichts sprechen, nur nachdenken wollte er. Aber in seinem dicken Schädel ging alles durcheinander, es drehte und drehte sich, bis plötzlich nur noch ein großes schwarzes Loch da war. Und dann kam es ihm so vor, als beginne er zu fliegen... hoch, höher und höher noch als hoch... so ähnlich hatte es doch Pescada ausgedrückt. Und mit einem Male war alles zu Ende: Er fiel – nicht gerade auf die Sonne, aber mitten in seinen eigenen Magen, also ins Leere! Gütiger Gott! Er hatte ja Alpdrücken! Mit zugekniffenen Augen und vorgestreckten Händen erhob er sich und wankte bis zur Vorderkante des Podiums.

»He! Kap Matifu! Hast du den Verstand verloren?« rief Kap Pescada erschrocken. Er zerrte den starken Matifu unter Aufbietung seiner ganzen Kraft rückwärts.

»Ja was habe ich denn? Was habe ich denn?« stammelte Matifu. »Ja was denn?« fragte Kap Pescada ängstlich. »Ich glaube«, sagte Matifu langgedehnt und versuchte, seine Gedanken zu sammeln, obwohl es natürlich nicht allzu viele waren, »ich glaube, ich muß mit dir sprechen, Kap Pescada.«

»So sprich doch, liebster, bester Kap Matifu, sprich zu deinem Kap Pescada. Husch, ihr Zuschauer, verschwindet! Husch! Wir haben zu reden!«

Kap Matifu ließ sich wieder auf den Schemel fallen und zog seinen Kompagnon so vorsichtig mit seiner mächtigen Pranke näher heran, als habe er Angst, den schmächtigen Burschen zu zerbrechen.

## II

### Der Stapellauf des Trabaccolo

»Es geht also nicht?« sagte Kap Matifu.

»Was geht nicht?« fragte Kap Pescada.

»Unser Geschäft.«

»Es könnte besser gehen. Aber es könnte auch schlechter gehen, viel schlechter.«

»Pescada?«

»Matifu?«

»Ich muß dir etwas sagen, und ich habe Angst, daß du mir deswegen böse wirst.«

»Natürlich werde ich dir böse sein, wenn du es verdienst.

Sprich!«

»Tja... also... du mußt mich verlassen.«

»Was soll das heißen: verlassen? Dich allein lassen?«

»Ja.«

»Rede schon weiter, du Herkules meiner Träume. Ich bin ganz Ohr.«

»Du mußt mich verlassen, weil du allein besser zurechtkommst. Ich bin dir doch nur hinderlich, glaub es mir.«

»Nun höre mir einmal gut zu, Kap Matifu«, sagte Kap Pescada. »Du bist doch ein recht kräftiger Bursche, stimmt's?«

»Stimmt.«

»Und groooß...!«

»Stimmt.«

»Und trotzdem verstehe ich nicht, wie eine so riesengroße Dummheit aus deinem Mund herauskommen kann. Sie ist ja noch viel größer als du selber bist. Ich... ich soll dich allein lassen, Herzensbruder? Womit willst du wohl jonglieren, wenn ich fort bin?«

»Womit?«

»Ja – womit? Ich wüßte nicht, wer außer mir den gefährlichen Sprung auf deinen Dickschädel ausführen könnte...«

»Ich habe gar nicht gesagt, daß ich noch...«

»... oder den großen Spagat zwischen deinen ausgestreckten Händen...«

»Meiner Treu...«, seufzte Kap Matifu. So viele Fragen auf einmal machten ihn vollends verwirrt.

»... den Spagat, der unser Publikum immer so begeistert, wenn zufällig eines da ist...«

»Ein Publikum!« stöhnte Kap Matifu sehnsüchtig. »Also schweig jetzt, Kap Matifu«, sagte Kap Pescada, »schweig, und laß uns zusehen, daß wir endlich unser Abendessen verdienen.«

»Ich habe keinen Hunger mehr.«

»Du hast immer Hunger, Kap Matifu. Und weil du immer Hunger hast, hast du auch jetzt Hunger.« Kap Pescada klappte bei diesen Worten mit beiden Händen Kap Matifus mächtige Kauwerkzeuge auseinander. Das Gebiß kam auch ohne Weisheitszähne aus; die übrigen zweiunddreißig Zähne waren ja vollständig vorhanden.

»Du hast Hunger«, fuhr Kap Pescada nach vollbrachter Inspektion fort. »Ich sehe es an deinen Augenzähnen. Die sehen so gefährlich aus wie bei einer Bulldogge. Du hast Hunger und wirst etwas zu essen bekommen, und wäre es nur für einen halben Gulden... oder einen viertel...«

»Und du, Brüderchen?«

»Ich? Mir genügt ein einziges Hirsekörnchen. Ich brauche ja nicht stark zu sein wie du, mein Söhnchen. Höre auf mich, Kap Matifu: Je mehr du ißt, desto stärker wirst du, und je stärker du bist, desto eher wirst du ein Weltwunder...«

»Ein Weltwunder? Ja, richtig... ein Weltwunder.«

»Ich dagegen darf überhaupt nichts essen. Je weniger ich esse, desto magerer werde ich, und desto schneller werde ich auch zu einem Weltwunder. Habe ich recht?«

»Recht hast du«, sagte Kap Matifu in seiner grenzenlosen Einfalt. »Ich muß also in meinem eigenen Interesse essen.«

»Du sagst es, mein Dicker, und ich muß aus demselben Grund fasten.«

»Das bedeutet doch: Wenn wir nur Geld für einen haben...«

»... dann ist es für dich.«

»Aber wenn es für zwei reicht?«

»... ist es auch für dich. Zum Teufel, Kap Matifu, begreif endlich, daß du zwei Männer aufwiegst!«

»Zwei bloß? Vier... sechs... zehn!« schrie der törichte Herkules, mit dem allerdings kaum zehn Männer auf einmal fertiggeworden wären.

Man weiß, daß Athleten gern mächtig auftragen, wenn sie die eigenen Heldentaten besingen, aber ein Quentchen Wahrheit steckte doch in Matifus Prahlerei: Bisher hatte er noch jeden besiegt, der zum Kampf mit ihm antrat. Man erzählte sich damals zwei Geschichten, die seine unglaubliche Körperstärke bewiesen:

Eines Abends arbeitete er in Nîmes in einem Zirkuszelt mit 'hölzerner Dachkonstruktion. Plötzlich gab ein Balken nach. Das Publikum befiel panische Angst, entweder von dem herabstürzenden Dach erschlagen oder beim Hinausflüchten in den Gängen zertreten zu werden. Die Angst war überflüssig: Kap Matifu war ja anwesend! Mit einem Satz war er bei dem gelösten Balken und schob seine mächtigen Schultern darunter, bis das Publikum das Zelt geräumt hatte. Mit einem zweiten Satz rettete er sich selbst ins Freie, während hinter ihm das Dach mit Getöse niederstürzte. Soviel über die Kraft seiner Schultern; und nun noch ein Beispiel für die Stärke seiner Armmuskeln: Eines Tages war in der Camargue ein wütender Stier aus seinem Gatter ausgebrochen und hatte schon mehrere Menschen verletzt, als Kap Matifu auf der Bildfläche erschien. Der Herkules machte Front gegen den anstürmenden Stier. Er packte die Bestie bei den Hörnern und schleuderte sie zu Boden, so daß sie alle vier Hufe hilflos gen Himmel reckte. So hielt er sie fest, bis sie erschlaffte und sich abführen ließ.

Wir ersparen uns weitere Beispiele für Matifus übermenschliche Kraft, zumal diese beiden Geschichten schon hinreichend illustrieren, daß der Riese nicht nur Stärke, sondern auch Mut und Opferbereitschaft besaß. Doch, wie Kap Pescada schon richtig bemerkte: Ohne Essen gab es auch für Kap Matifu keine Kraft! Wollte er sein teuerstes Gut erhalten, mußte er essen. Leider nützte es nichts, daß Kap Pescada sogar seinen Teil an Kap Matifu abtreten wollte; was man nicht hat, kann man auch nicht abtreten, und es sah so aus, als werde sich an diesem Abend überhaupt keine Mahlzeit am Horizont zeigen. »Nichts in Sicht«, verkündete Pescada pessimistisch, »alles in Nebel!«

Um sich vom Kummer und Hunger abzulenken, begann der tapfere Bursche wieder mit seinen Harlekinaden. Er zappelte sich ab, er verrenkte die Glieder, und er lief auf den Händen, denn er hatte entdeckt, daß man den leeren Magen im Kopfstehen weniger spürte.

»Hereinspaziert, meine Herrschaften!« schrie er unermüdlich, »hereinspaziert. Bezahlt wird erst nach der Vorstellung – und auch dann bloß ein Kreuzer!«

Aber um hinausgehen zu können, mußte erst einmal jemand hereingekommen sein, und daran haperte es nach wie vor. Fünf, sechs Leute waren wohl vor dem Podium stehen geblieben, aber sie konnten sich nicht zum Eintreten entschließen. Und so griff Kap Matifu zum nächsten Mittel: Er tippte mit einem Stöckchen auf die wilden Tiere, die auf der Leinwand in seinem Rücken prangten. Nicht, daß er dem Publikum weismachen wollte, sie wären hinter dem Vorhang zu besichtigen, nein, das nicht, aber es gab sie doch im fernen Afrika oder auch im noch fernerer Indien, und wenn Kap Matifu eines davon erwischte, würde er es mit einem einzigen großen Happen hinunterschlingen. So fabulierte Pescada verzweifelt drauflos, und Matifu begleitete seine haarsträubenden Geschichten mit mächtigen Paukenschlägen.

»Und nun zu unserer Hyäne, meine Herrschaften«, fuhr Pescada fort, »eine Hyäne vom Kap der Guten Hoffnung! Das blutrünstige Vieh springt doch glatt über jede noch so hohe Kirchhofmauer und holt sich seine Beute aus den Gräbern – brrr!«

Das Stöckchen wanderte weiter zu einem gelblichen Fleck, der einen Wassertümpel inmitten blauer Gräser darstellen sollte. »Und hier sehen Sie ein Rhinoceros, ganze fünfzehn Monate jung, auf Sumatra geboren. Bei der Überfahrt hat es mit seinem mächtigen Horn ein Loch in die Schiffswand gebohrt, und beinahe wäre der Kahn mit Mann und Maus untergegangen.« Und zum Schluß hielt das Stöckchen auf einem grünen Flecken an, der mit menschlichen Gerippen übersät zu sein schien. »Sehen Sie jetzt den König des Atlasgebirges, meine Herrschaften«, schrie Pescada, »den Löwen, der in der sengenden Hitze der Sahara auf Beute lauert und in düsteren Höhlen haust!«

Armer Pescada! Er verschwendete seine Lungenkraft an taube Ohren! Und Matifu zerhieb die große Pauke ganz umsonst. Es war zum Verzweifeln!

Doch endlich blieben ein paar junge Bergbewohner vor Matifu stehen und musterten ihn mit Kennerblicken. Das mußte ausgenutzt werden! Sofort ermunterte Pescada die Burschen, sich mit Matifu im Ringkampf zu messen.

»Hereinspaziert, meine Herrschaften«, schrie er, »diese Gelegenheit dürfen Sie sich nicht entgehen lassen! Großer Ringkampf zwischen echten Männern! Kap Matifu wird es eine Ehre sein, gegen Sie anzutreten! Ein Baumwolltrikot für jeden, der Kap Matifu besiegt! Aber, meine Herren, Sie werden doch nicht ausreißen!«

Die jungen Burschen zuckten erschrocken zusammen. Nein; sie verzichteten doch lieber darauf, Kap Matifu Gelegenheit zu geben, ihnen eine Ehre zu erweisen. Mangels mutiger Gegner blieb Pescada nichts weiter übrig, als sich selbst in die Arena zu begeben.

»Sie werden erleben, wie sich Geschicklichkeit und Kraft im Ringkampf messen – Kap Matifu und Kap Pescada gemeinsam in der Arena, das ist einmalig, meine Herrschaften! Kommen Sie! Sehen Sie die Zwillinge aus der Provence – jawohl! Zwillinge! Und nicht einmal von derselben Mutter und auch nicht gleichaltrig! Und wie wir uns ähneln... ich ganz besonders... schauen Sie mich doch an!«

Leider stand nur noch ein einziger Zuhörer vor dem Podium und lauschte Pescadas Tiraden mit seltsam ernster Miene. Der junge Mann war vielleicht zweiundzwanzig Jahre alt, hochgewachsen und offenbar ungarischer Herkunft: Die dunklen Augen, der schwarze Vollbart zum schmalen Oberlippenbart und das dunkle Haar verrieten den Magyaren. Aus den angenehmen Gesichtszügen des jungen Mannes sprach ein wenig Übermüdung, die von anstrengender geistiger Arbeit herrühren mochte. Außerdem lag im Ausdruck seiner Augen eine eigenartige Schwermut, und auch der Mund sah so aus, als ob er nur selten lächle-. Sein Anzug entsprach der Mode, ohne besonders auffällig zu sein. Kurzum: In dieser Jünglingsgestalt steckte schon ein reifer Mann.

Vielleicht lag es an eigenen traurigen Lebenserfahrungen, daß er fremden Kummer nicht ungerührt ansehen konnte-. Jedenfalls taten ihm die beiden Artisten leid, und er entschloß sich, selbst das Publikum – ein zahlendes Publikum natürlich – zu spielen. Sein Eintrittsgeld wäre zwar ein Almosen, ein verkapptes Almosen, aber die beiden Akrobaten könnten es ohne Kränkung annehmen – und sicher gut gebrauchen. Er wendete sich also dem Podium zu, und augenblicklich begann Pescada mit seinen Lockrufen.

»Hereinspaziert, der Herr! Rasch hereinspaziert! Die Vorstellung beginnt gleich!« schrie er.

»Aber... ich... ich bin doch der einzige...« stammelte der junge Mann.

»Mein Herr«, sagte Pescada, und in seiner Stimme mischten sich Stolz und Selbstironie, »der wahre Künstler legt Wert auf die Qualität des Publikums, nicht auf die Quantität!«

»Dann gestatten Sie also...« sagte der junge Mann, zog die Börse und legte zwei Gulden auf den Blechteller neben dem Eingang zur Arena.

»Eine gute Seele«, murmelte Pescada, wendete sich aber gleich an Matifu und sagte laut:

»Auf geht's, Kap Matifu! Er soll für sein Geld etwas zu sehen bekommen!« Doch sie wurden enttäuscht. Anstatt einzutreten machte ihr Zuschauer plötzlich auf dem Absatz kehrt und war verschwunden. Er hatte das junge Mädchen entdeckt, das eine Viertelstunde zuvor mit seiner Gutherzigkeit dem Gusle-Spieler zu einem Lohn verholfen hatte, und er heftete sich an ihre Fersen. »He! Mein Herr!« rief Kap Pescada, »Ihr Geld! Wir haben es doch noch nicht verdient! Wohin, zum Teufel ist er denn verschwunden?«

Es half nichts, das »Publikum« blieb vom Erdboden verschluckt. »Gerade, als es endlich losgehen sollte...«, sagte Kap Matifu traurig und starrte mit weit aufgerissenem Mund ins Leere. »Wir haben kein Glück mehr.«

»Wir fangen trotzdem an«, sagte Pescada entschlossen und stieg über ein Treppchen in die Arena hinunter. Wenn sie auch keinen Zuschauer hatten, so wollten sie für ihren Lohn doch wenigstens gearbeitet haben. Doch ehe sie richtig in Fahrt kamen, brach auf dem Quai großer Lärm aus. Die Menschenmenge drängte zum Wasser hin, und Hunderte von Stimmen riefen: »Der Trabaccolo! Der Trabaccolo!« denn der große Augenblick des Stapellaufs war gekommen. Bald lagen der Platz und der Quai verlassen da; alles hatte sich an der Werft versammelt, in der das Schiff gebaut worden war.

Kap Pescada und Kap Matifu sahen ein, daß nun erst recht nicht mehr mit

Zuschauern zu rechnen war. Vielleicht konnten sie den jungen Mann sogar unten an der Werft entdecken – man sollte die Hoffnung nie aufgeben. Sie verließen ihr Etablissement und ersparten sich das Abschließen – es gab bei ihnen ohnehin nichts, was Langfinger anlocken konnte – und gingen zur Werft hinunter.

Die Werft lag außerhalb des Hafens auf einem leicht abschüssigen Terrain, dessen unterer Saum von der Brandung überspült wurde.

Kap Matifu und Kap Pescada machten ein wenig von den Ellenbogen Gebrauch und eroberten sich Plätze in der vordersten Zuschauerreihe. Sie erblaßten vor Neid: Noch nie, nicht einmal bei Wohltätigkeitsveranstaltungen, hatten sie ein so zahlreiches Publikum anlocken können! Oh, wie wurde doch die wahre, die echte Kunst mißverstanden!

Der Trabaccolo war für den Stapellauf vorbereitet. Alle Stützen hatte man schon fortgeräumt, und der Anker hing an seinem Platz. Sobald das Schiff ins Wasser geglitten war, würde man ihn herablassen, damit der Trabaccolo nicht zu weit über die schmale Fahrrinne hinausschoß. Das Schiff war zwar nur ein 50-Tonner, doch selbst bei einem verhältnismäßig leichten Fahrzeug wurden für den Stapellauf viele Vorsichtsmaßnahmen nötig. Zwei der Werftarbeiter postierten sich am Hintermast, an dem schon ein dalmatinischer Wimpel flatterte; zwei weitere Männer standen im Bug, um im rechten Augenblick den Anker zu werfen.

Der Trabaccolo wurde, wie alle Schiffe, rückwärts vom Stapel gelassen. Sein Kiel ruhte jetzt auf dem sogenannten Schlitten, dessen Planken schon mit grüner Seife glatt gemacht waren. Im Augenblick verhinderte nur noch ein großer Bolzen, daß das Schiff ins Wasser glitt. War er gelöst, würde es durch sein Eigengewicht mit rasch zunehmender Geschwindigkeit seinem natürlichen Element zustreben. Ein halbes Dutzend Zimmerleute korrigierte unter dem Kiel zum letzten Mal die Lage der Klötze, mit denen man das Schiff in eine bestimmte Richtung zwingen wollte, und das Publikum schaute andächtig schweigend zu. In diesem Augenblick bog eine Yacht um die Spitze des Vorgebirges und hielt auf die Bucht zu. Es war ein Schoner von etwa dreihundertfünfzig Tonnen. Die Besatzung schien den geplanten Stapellauf des Trabaccolo bemerkt zu haben, denn sie versuchte, einen Bogen um die Werft zu machen und den Hafen von Gravosa geradenwegs anzusteuern.

Die Yacht wurde für die Zuschauer so rasch größer wie das Bild eines weit entfernten Schiffes, das man sich mit dem Fernrohr heranholt. Auch auf der Werft wollte man auf den einlaufenden Segler Rücksicht nehmen: Der Stapellauf sollte so lange aufgeschoben werden, bis die Yacht das Fahrwasser des Trabaccolo passiert hatte.

Die Zimmerleute hatten nun alle Klötze in die gewünschte Position gebracht, und das Hämmern hörte auf. Über der Werft lag erwartungsvolle Stille, während alle Blicke an dem herrlichen Bild hingen, das der graziöse Schoner bot. Die Mannschaft in levantinischer Tracht mit rotem Fez führte exakt alle Befehle aus, die der Kapitän mit ruhiger, fester Stimme erteilte. Schon hatte man die Halsen des Großsegels angezogen und gleichzeitig das Focksegel aufgegeit, doch die Yacht machte dank ihrer bisherigen Geschwindigkeit auch unter dem Vorstagsegel und dem zweiten Focksegel noch schnelle Fahrt. Und dann geschah es: Der Bolzen unter dem Kiel des Trabaccolo löste sich auf ungeklärte Weise; das Schiff begann, die Helling abwärtszugleiten, das Heck genau auf die Steuerbordseite der Yacht gerichtet! Das Publikum stieß einen Entsetzensschrei aus, dem ein Schreckensruf der Yacht-Mannschaft antwortete. Der Kapitän des Seglers bewahrte wohl seine Kaltblütigkeit und ließ das Steuer herumwerfen, um den Trabaccolo wenigstens nicht mit der Breitseite auffangen zu müssen, doch das war ein Verzweiflungsmanöver; der Zusammenstoß war unvermeidlich. Immer rascher glitt der Trabaccolo auf das Wasser zu. Weißer Rauch, hervorgerufen durch die unerhörte Reibungshitze, quoll unter dem Bug auf, während das Heck schon in die Brandung tauchte.

Und plötzlich ereignet sich ein Wunder: Ein Mann stürzt zum Bug des Trabaccolo, packt ein herabhängendes Tau, stemmt mit ganzer Kraft die Füße gegen den Boden und versucht verzweifelt, das Boot zu bremsen. Er sieht einen eisernen Poller, schlingt blitzschnell das Tau einmal, zweimal darum, immer in Gefahr, selbst zwischen Poller und Tau zu geraten und zerquetscht zu werden. Zehn Sekunden dauert der Kampf, dann reißt das Tau, aber die kurze Zeitspanne hat genügt: Die Yacht hat die Fahrrinne passiert, bevor der befreite Trabaccolo tief mit dem Heck ins Wasser taucht, sich wieder hebt wie ein stampfendes Schiff auf hoher See und mit unerhörter Kraft in die Fahrrinne

hinausschießt, nur eine Handbreit am Heck des Seglers vorbei! Gleich darauf wird der Anker geworfen. Gerettet! Gerettet die Yacht, und gerettet der Trabaccolo! Und der Mann, dem nicht einmal jemand zu Hilfe gekommen war, weil alles viel zu schnell ging, der Mann war natürlich -Kap Matifu!

»Großartig! Großartig hast du das gemacht!« schrie Kap Pescada begeistert, und der Held des Tages schwenkte seinen schwächlichen Kompagnon hoch durch die Luft, nicht, um mit ihm zu jonglieren, sondern aus Begeisterung über den eigenen Erfolg.

Und dann brandeten Jubel und Applaus auf. Die Menschenmenge drängte sich um den provenzalischen Herkules, der sich ebenso bescheiden gab wie das berühmte Vorbild der antiken Sage. Er schien die Begeisterung des Publikums gar nicht zu begreifen.

Fünf Minuten später schon lag die Yacht im Hafen von Gravosa vor Anker, und ihr Eigner wurde in einem eleganten Sechs-Riemer an Land gebracht.

Der hochgewachsene Mann war trotz des weißen Haars und des ergrauten, auf orientalische Art geschnittenen Bartes sicher kaum älter als fünfzig Jahre. Sein sonnenverbranntes, regelmäßig geschnittenes Gesicht wurde von lebhaften dunklen Augen beherrscht, die den Gesprächspartner stets eigentümlich fixierten. Unwillkürlich vermittelte der Fremde den Eindruck hoher Würde. Er trug dunkelblaue Beinkleider, eine gleichfalls blaue Jacke mit Goldknöpfen, einen schwarzen Gürtel und eine leichte braune Segelmütze. Diese Tracht stand ihm ausgezeichnet; sie unterstrich die Harmonie seiner Erscheinung, der das Alter noch keine Spuren aufgedrückt hatte. Niemand, der den Fremden dort am Quai an Land gehen sah, bezweifelte, daß es sich um eine Persönlichkeit von Rang handelte. Sein erstes Anliegen war, dem Retter seiner Yacht zu danken. Noch immer umringte die jubelnde Menge den Helden Kap Matifu, doch man machte dem Fremden sofort ehrerbietig Platz. Wer vermutet hatte, er werde den Athleten gleich an Ort und Stelle großzügig belohnen, sah sich getäuscht. Der Herr sagte lediglich auf italienisch:

»Mein Freund, ich danke Euch für Eure mutige Tat«, und dabei schüttelte er Matifu die Hand.

Kap Matifu meinte, das sei schon zu viel der Ehre für eine so geringe Sache, doch Pescada sorgte mit provenzalischer Beredsamkeit dafür, daß das Heldenstückchen gleich wieder in das richtige Licht gerückt wurde.

»Du warst großartig, Kap Matifu, wirklich großartig!« lobte er den Kameraden zum soundsovielten Male. »Ihr seid Franzosen?« fragte der Fremde, und Pescada antwortete für beide:

»Mehr als das, mein Herr: Südfranzosen!« Der Fremde bedachte die beiden armseligen Gestalten mit einem prüfenden Blick; ihr Elend stand ihnen allzu deutlich auf der Stirn geschrieben. Daß einer dieser beiden Habenichtse unter Lebensgefahr seine Yacht und vielleicht sogar die Besatzung gerettet hatte, rührte ihn, und so sagte er: »Besucht mich an Bord meines Schiffes.«

»Und wann, Euer Hoheit?« fragte Pescada und machte seine schönste Verbeugung. »Morgen mittag gegen ein Uhr.«

»Gegen ein Uhr«, wiederholte Pescada sicherheitshalber, während Matifu durch schlichtes Kopfnicken die Einladung annahm.

Die Zuschauer hatten der Unterhaltung neugierig gelauscht. Als sich der Fremde nun anschickte, zur Anlegestelle zurückzukehren, hätte sie ihren Helden am liebsten im Triumph fortgeschleppt, doch selbst die kräftigsten Männer wagten nicht, sich den Koloß auf die Schultern zu laden. Der gewitzte Pescada hatte aber sofort wieder einen guten Einfall: Das einmalige Wohlwollen des Publikums durfte nicht ungenutzt bleiben, und so rief er aus vollem Halse:

»Ringkampf zwischen Kap Matifu und Kap Pescada, meine Herrschaften! Kommen Sie! Besuchen Sie unsere Arena! Bezahlt wird am Ende der Vorstellung... oder auch am Anfang; wie's beliebt!«

Und diesmal erhörte man sein Flehen! Noch niemals in ihrer Karriere hatten sich so viele Menschen um die kleine Arena gedrängt. Der Platz reichte nicht aus! Einlaßsuchende mußten abgewiesen, Eintrittsgelder rückerstattet werden! – und sie wurden sogar zurückgegeben.

Der Fremde war inzwischen den Quai hinuntergeschritten und stieß dort auf den älteren Herrn, der mit seiner Tochter ebenfalls Zeuge von Matifus Heldentat geworden war. Dicht hinter ihnen ging ein junger Mann, der Vater und Tochter höflich begrüßt hatte, selbst aber nur mit einem hochmütigen Kopfnicken bedacht worden war. Dem Fremden war dieser kleine Zwischenfall nicht entgangen. Er stutzte, zuckte zusammen und schien tief betroffen zu sein. Doch

inzwischen war der Vater des jungen Mädchens an ihn herangetreten und sagte höflich: »Wir haben beobachtet, in welcher großen Gefahr Sie schwebten, mein Herr. Ohne das Eingreifen des Athleten hätte es ein Unglück gegeben.«

»Zweifelloso«, erwiderte der Fremde. Seine Stimme verriet plötzlich eine seltsame, nur mühsam unterdrückte Erregung. Doch er beherrschte sich und sagte gleich darauf in gleichmütigem Tonfall:

»Darf ich Sie wohl um Ihren Namen bitten, mein Herr?«

»Silas Toronthal aus Ragusa«, erwiderte der ehemalige Triester Bankier und fügte hinzu:

»Darf ich meinerseits den Namen des Yacht-Besitzers erfahren? «

»Doktor Antekirrt«, sagte der Fremde.

Die beiden Herren verabschiedeten sich förmlich, und jeder ging seiner Wege, während aus der Ringkampfarena Hochrufe und Beifallsgetöse aufbrandeten.

An diesem Abend konnte nicht nur Kap Matifu die ihm zustehende Ration, das heißt für vier Männer essen; es blieb sogar noch etwas für einen fünften Mann übrig, und das war natürlich Kap Pescada, sein tapferer kleiner Kompanion.



### III

#### Doktor Antekirrt

Es gibt Menschen, die der Fama unentwegt reichlich Stoff liefern, den sie mit tausend Zungen in alle Welt verbreitet. Und zu diesen Auserwählten zählte wider Willen auch der berühmte Doktor Antekirrt, der soeben in Gravosa an Land gegangen war.

Der Vorfall an der Werft hätte zwar schon genügt, um auch einen gewöhnlichen Reisenden für Augenblicke ins Rampenlicht zu stellen, doch Doktor Antekirrt war beileibe kein gewöhnlicher Reisender.

Seit etlichen Jahren schon besaß er in der Märchenwelt des Vorderen Orients einen legendären Ruf. Sein Name wurde von den Dardanellen bis zum Suez-Kanal, von Suez bis nach Tunis und überall am Roten Meer und in Arabien mit Ehrfurcht ausgesprochen. Die einen priesen den Arzt als überragenden Naturwissenschaftler, die anderen als Gnostiker, der Einblick in die letzten Geheimnisse des Universums hatte. Im alten Palästina hätte man ihn Epiphanius genannt, im Lande des Euphrat wäre er als Nachkomme der alten Magier verehrt worden. Doch trennen wir einmal Legende und Wahrheit! Übertrieben war alles, was darauf hinauslief, daß der Doktor magische Kräfte besaß. In Wahrheit war er ein Mensch wie jeder andere, allerdings ein hochgebildeter Mensch, der sich durch seine aufrechte Gesinnung, durch sein sicheres Urteilsvermögen, durch Scharfblick und präzise Denkweise auszeichnete. Sein ungewöhnlicher Ruf war dadurch entstanden, daß er von seiner vielfältigen Begabung immer wieder bei besonderen Gelegenheiten Gebrauch machen konnte. So hatte er einmal durch Anwendung eines einzigen wirksamen Mittels die gesamte Bevölkerung einer kleinasiatischen Provinz vor dem Seuchentod gerettet – ein Wunder natürlich in den Augen dieser einfachen Menschen! Und noch etwas – trug zu seinem Ruf bei: das Geheimnis, das seine Herkunft umgab. Woher war Doktor Antekirrt gekommen? Was hatte er in jungen Jahren getan? Niemand wußte es zu sagen; man mußte sich mit dem zufrieden geben, was nachweisbar war, und das war vor allem seine Tätigkeit als Arzt in Kleinasien und Afrika. Selbst westeuropäische Fachkreise sprachen schon von seinen Heilerfolgen und auch davon, daß er die Armen genauso aufopfernd behandelte wie den reichsten Pascha. Doch hatte man den Wunderdoktor in Westeuropa noch nie zu Gesicht bekommen; man wußte nicht einmal, wo er zu Hause war. So war es durchaus verständlich, daß er in der Phantasie vieler Leute zu einer Sagengestalt, ja sogar zur Re-Inkarnation einer geheimnisvollen Hindu-Gottheit wurde. Obwohl Doktor Antekirrt seinen Beruf noch nie im alten Europa ausgeübt hatte, war ihm sein Ruf doch schon hierher vorausgeeilt. Selbst in Ragusa, das er nur als gewöhnlicher Tourist besuchte, hoffte so mancher Bürger und so manche Bürgerin, einmal einen Blick auf den berühmten Mann werfen zu können, und solange er sich noch nicht in der Öffentlichkeit zeigte, wollte man schon zufrieden sein, wenn man seine herrliche Yacht betrachten konnte.

Das prächtige Schiff hätte auch einem jener steinreichen Amerikaner, Engländer oder Franzosen gehören können, die in immer größerer Zahl auf dem Mittelmeer ihrer Segel-Leidenschaft nachgehen. Die zwei stolzen Masten der Yacht waren verhältnismäßig dicht beim Schiffsmittelpunkt errichtet, was dem Großsegel und dem Vorstagsegel viel Bewegungsfreiheit gab. Alles an diesem Schiff, der lange schmale Rumpf, das langgestreckte Bugspriet mit den Schratsegeln, die großen Rahsegel am Fockmast und natürlich die gesamte Segelfläche bezweckten – eine möglichst hohe Fahrtgeschwindigkeit. Es reagierte auf die leiseste Bewegung des Steuerrades und machte bei einer frischen Brise gut und gern dreizehneinhalb Knoten in der Stunde. Bei aller Eleganz hatte der 350-Tonner doch ausreichenden Tiefgang, und die Deckbalken waren breit genug, um ein Kentern auszuschließen. Mit anderen Worten: Die Yacht war in jeder Hinsicht seetüchtig.

Dem makellosen Äußeren entsprach die Innenaustattung, bei der man keine Kosten gescheut hatte. Das strahlend-weiße, vollkommen astfreie kanadische Sandelholz der Deckplanken, die Schanzläufer und Lukendeckel aus Teakholz und ihre blitzblanken Metallbeschläge, die weißen Schutzhüllen für die niedergeholten Masten, die Qualität des Blockwerkes, der Hißtaue, der Segelleinen und des gesamten Takelwerks, das sorgfältig galvanisierte Eisen der Stags, selbst die schnittigen Rettungsboote und Jollen, die in ihren Davits

schaukelten – alle diese Einzelheiten vereinten sich zu einem Bild der Eleganz und Anmut. Wenn wir so lange bei der Beschreibung dieser Yacht verweilen, so geschieht es aus einem besonderen Grund: Sie bildet ja die schwimmende Behausung des Helden unserer Geschichte. Es paßte zwar zu dem geheimnisvollen Fremden, daß er durchaus nicht jedermann den Zutritt zu seinem Schiff gestattete, aber der Phantasie des Erzählers sind keine Grenzen gesetzt. Sozusagen mit Hilfe seines zweiten Gesichts vermag er zu beschreiben, was ihm zu sehen verwehrt ist.

Auch in den Schlafräumen, in den Kabinen, den Salons und im Speisesaal waren Luxus und Zweckmäßigkeit eine glückliche Verbindung eingegangen. Sie galt aber nicht nur für die Räume, die dem Schiffseigner und den Offizieren vorbehalten waren. Selbst in der Pantry, der Anrichtekammer, sorgten spezielle Einrichtungen dafür, daß das kostbare Silber und das Porzellan beim Stampfen und Rollen des Schiffes keinen Schaden nahmen. Die Kombüse erinnerte an ein holländisches Genre-Bild und war nicht weniger blitzblank als das Mannschaftsquartier mit seinen langen Reihen von Hängematten. Zur Besatzung gehörten zwanzig Mann, die maltesische Seemannsuniformen trugen: kurze Beinkleider, Wasserstiefel, gestreifte Hemden, braune Gürtel, rote Mützen und Matrosenjacken, auf die mit weißem Garn die Initialen der Yacht und ihres Eigentümers aufgestickt waren.

Doch wie hieß wohl der Heimathafen des stolzen Schiffes? In welchen Schiffslisten war es registriert? In welchem Mittelmeerstaat lag es im Winterquartier? Niemand wußte es; nicht einmal die Nationalität der Yacht ließ sich ermitteln. Ihr grüner Wimpel mit einem roten Kreuz im oberen Winkel verriet gar nichts, denn auf keinem Meer dieser Erde fuhr ein zweites Schiff unter solcher Flagge. Und doch schienen seine Papiere ordnungsgemäß ausgefüllt zu sein; der Hafenoffizier gab sie nach kurzer Überprüfung unbeanstandet zurück, und sobald auch die Gesundheitsbehörde die Landeerlaubnis erteilt hatte, konnten der Kapitän und die Mannschaft von Bord gehen. Die Yacht hieß »Savarena«. Der Name stand in kleinen goldenen Lettern am Heck, aber die übliche Angabe des Heimathafens fehlte.

Noch immer standen zahlreiche Bewunderer des Luxus Schiffes am Quai von Gravosa, unter ihnen auch Kap Matifu und Kap Pescada, die am nächsten Tag aus der Nähe sehen sollten, was die anderen nur von weitem betrachten durften. Auch die beiden Provenzalen, vor allem Pescada, maßen das Schiff mit Kennerblicken. Als Kinder der Mittelmeerküste hatten sie ein natürliches Interesse an allem, was mit dem Meer zusammenhing. »Ah!« seufzte Kap Matifu. »Oh!« stöhnte Kap Pescada. »Schön«, sagte Kap Matifu. »Finde ich auch«, sagte Kap Pescada.

In diesem kurzen Dialog lag mehr Bewunderung als in den wortreichen Lobreden der anderen Zuschauer. Alle Manöver der »Savarena«, die mit dem Einlaufen in den Hafen zusammenhingen, waren inzwischen beendet. Das Schiff war in einem entlegenen Winkel des Hafenbeckens vor Anker gegangen, was auf eine längere Liegezeit schließen ließ. Doktor Antekirrt begnügte sich an diesem ersten Abend mit einem Spaziergang am Quai, während Silas Toronthal mit seiner Tochter in einer Kalesche nach Ragusa zurückkehrte und der junge Mann ungarischen Typs, der sich so gutherzig gegen Matifu und Pescada erwiesen hatte, zu Fuß nach Hause ging. Da Gravosa als einer der besten Häfen dieser Küste galt, lagen stets Schiffe vieler Nationalitäten in seinem Becken vor Anker. Doktor Antekirrt wanderte noch ein Stück Wegs am Golf von Fiumera entlang. Er erstreckt sich über zwölf Meilen bis hin zur kleinen Ombra, die aber dank ihrem tiefen Bett selbst größeren Schiffen die Weiterfahrt bis zum Fuß des Vlastiza-Gebirges gestattet.

Gegen neun Uhr abends kehrte der Arzt zum Hafen zurück. Er schaute noch dem Anlegemanöver eines großen Paketbootes zu, das für den Österreichischen Lloyd die Indien-Route befuhr. Dann ließ er sich an Bord der »Savarena« bringen und zog sich in seinen Salon zurück, der von zwei Lampen erhellt wurde. Man würde ihn erst am nächsten Morgen wieder an Deck sehen, denn die Nächte pflegte er meist seinen naturwissenschaftlichen Studien zu widmen. Der Kapitän, ein vierzigjähriger Mann namens Narsos, hatte strengen Befehl, den Arzt niemals während dieser Nachtstunden zu stören.

Die Offiziere und Mannschaften der »Savarena« wußten über den Besitzer des Schiffes auch nicht mehr als die Öffentlichkeit. Trotzdem waren sie Doktor Antekirrt mit Leib und Seele ergeben. Er duldet nicht die geringsten Verstöße gegen die Disziplin an Bord, doch war er freundlich gegen jedermann und

großzügig in Fragen des Lohns. Und deshalb galt es unter den Seeleuten als besondere Ehre, auf der ›Savarena‹ Dienst tun zu dürfen. Nie wurde es nötig, Strafen zu verhängen oder gar eine Entlassung auszusprechen; die Mannschaft bildete eine große Familie.

Sowie Doktor Antekirrt an Bord zurückgekehrt war, bereitete man die ›Savarena‹ für die Nacht vor. Die Laternen an Bug und Heck wurden angezündet, und die Wachtposten zogen auf. Unterdessen ließ sich der Arzt auf einem Diwan nieder und blätterte in den Zeitungen, die ihm sein Diener in Gravosa gekauft hatte. Die großen Leitartikel überflog er nur, doch die Tagesneuigkeiten, die Hafennachrichten und vor allem die Mitteilungen aus dem Gesellschaftsleben schienen ihn zu interessieren. Er fühlte sich aber an diesem Abend seltsam übermüdet und legte die Zeitungen bald beiseite, um zu Bett zu gehen. Dennoch vermochte er noch lange nicht einzuschlafen; ein Gedankenleser hätte mit Erstaunen festgestellt, daß den Doktor ausgerechnet das Bild des jungen, Mannes wachhielt, den Silas Toronthal so hochmütig begrüßt hatte.

Am nächsten Morgen zeigte sich Doktor Antekirrt gegen acht Uhr an Deck. Der Tag versprach schön zu werden, und schon jetzt erreichten die Sonnenstrahlen die Berggipfel rings um die Bucht. Es dauerte nicht mehr lange, bis sich auch die letzten nächtlichen Schatten aus dem Hafenbecken zurückgezogen hatten und die ›Savarena‹ im strahlenden Sonnenschein lag. Kapitän Narsos begrüßte den Doktor und nahm die Befehle für den kommenden Tag entgegen, darunter auch den Auftrag, Kap Matifu und Kap Pescada an Bord zu bringen. Welch ein Festtag – brach für die beiden armseligen Artisten an! Viel zu früh schon standen sie am Quai und warteten auf das Boot der ›Savarena‹. Zur Feier des Tages hatten sie ihre Berufskleidung gegen abgetragene, aber saubere Anzüge vertauscht. Beide waren in Hochstimmung. Nicht nur, daß sie sich am letzten Abend sattgegessen hatten, sie waren sogar so leichtsinnig gewesen, sich ein Frühstück zu leisten! Die unerwartet hohe Einnahme von dreiundvierzig Gulden hatte solchen Luxus möglich gemacht.

Trotzdem hatten sie nicht etwa den gesamten unerwarteten Segen auf einmal verpraßt; o nein, Kap Pescada war ein guter Haushälter: Er hatte so viel beiseite gelegt, daß der Unterhalt für mindestens zehn Tage gesichert war. »Und das verdanken wir niemand anders als dir, Kap Matifu«, sagte Kap Pescada. »O Pescada!«

»Ja, dir, mein Dicker!«

»Na gut... wenn du meinst...«

Da legte auch schon das Boot der ›Savarena‹ an der Quaimauer an, der Bootsführer erhob sich, legte die Hand an die Mütze und sagte:

»Ich stehe den Herren zur Verfügung.«

»Den Herren?« rief Pescada. »Welchen Herren?«

»Ihnen. Doktor Antekirrt erwartet Sie an Bord der ›Savarena‹.«

»Siehst du, jetzt sind wir sogar schon Herren«, sagte Kap Pescada, doch Kap Matifu konnte nur die Augen aufreißen und vor Verlegenheit die Mütze in seinen mächtigen Pranken zerknüllen.

»Wenn die Herren jetzt einsteigen wollen...«, sagte der Bootsführer.

»Natürlich wollen wir einsteigen«, sagte Kap Pescada, und es klang ebenso liebenswürdig wie herablassend. Sie nahmen auf einer Bank Platz, über die eine schwarze Decke mit roten Säumen gebreitet war. Unter dem Gewicht des provenzalischen Herkules wurde das leichte Boot tief ins Wasser gedrückt; es lag nur noch vier bis fünf Zoll über der Wasserlinie, und man mußte sogar die Zipfel der Decke einschlagen, damit sie nicht naß wurden.

Ein schrilles Pfeifensignal, vier Paar Riemen tauchten gleichzeitig ins Wasser – schon schoß das Boot pfeilschnell auf die ›Savarena‹ zu.

Unsere beiden armen Teufel fühlten sich tief gerührt oder, besser gesagt, reichlich beklommen. Das war zu viel der Ehre für zwei schlichte Jahrmarktskünstler. Kap Matifu saß jedenfalls wie versteinert da, während über Kap Pescadas schmales Gesicht doch schon wieder ein zufriedenes Lächeln huschte. Das Boot umrundete das Heck der ›Savarena‹ in weitem Bogen und legte an Steuerbord an – dem Ausgang für Ehrengäste! Über die Strickleiter ging es an Bord, wobei sich die Sprossen unter Kap Matifus Gewicht gefährlich durchbogen. Doktor Antekirrt erwartete seine Gäste schon im Heck. Man tauschte förmliche Begrüßungsworte aus, es gab ein wenig Hin und Her, aber schließlich ließen sich Kap Matifu und Kap Pescada doch auf den angebotenen Stühlen nieder. Der Doktor schwieg zunächst. Sein edles Antlitz und der fast

schon strenge, prüfende Blick, mit dem er die Besucher musterte, beeindruckten die Artisten zutiefst. Sie spürten sofort, daß sich hinter dem verschlossenen Wesen des Doktors ein warmes Herz verbarg. Endlich sagte er:

»Meine Freunde, Ihr habt meiner Mannschaft und mir gestern einen großen Dienst erwiesen. Ich habe Euch hergebeten, um Euch aufrichtig zu danken.«

Pescada hatte seine gewohnte Selbstsicherheit wiedergewonnen, und so übernahm er das Antworten.

»Herr Doktor«, sagte er, »wir danken für Ihre freundliche Einladung, aber sie wäre nicht nötig gewesen. Mein Kamerad hat nur das getan, was jeder andere Mann seiner Statur auch getan hätte. Habe ich nicht recht, Kap Matifu?« Matifu tat wieder einmal seine Zustimmung durch Kopfnicken kund.

»Mag sein«, sagte Doktor Antekirrt, »doch gestern hat nicht irgend jemand sein Leben für uns riskiert, sondern Euer Kompagnon, und dafür stehe ich in seiner Schuld.«

»Herr Doktor, Sie bringen es noch dahin, daß mein guter Kap errötet«, erwiderte Pescada. »Sie müssen aber wissen, daß es bei seiner Vollblütigkeit gefährlich ist, wenn ihm das Blut zu Kopf steigt.«

»Ich merke schon, daß Ihr keine Komplimente mögt, meine Freunde«, sagte Doktor Antekirrt. »Aber jeder Dienst hat seinen Lohn, und deshalb...«

»Herr Doktor, ich bitte um Vergebung, daß ich sie unterbrechen muß«, sagte Kap Pescada rasch. »Predigt man uns nicht, daß jede gute Tat sich selber Lohn genug ist? Und wir sind auch tatsächlich schon belohnt worden.«

»Von wem? Und wann denn?« fragte der Arzt ein wenig irritiert.

»Noch gestern abend, Herr Doktor«, entgegnete Kap Pescada. »Das Publikum war nicht mehr zurückzuhalten: Es wollte sich nach Kap Matifus Kraftprobe in der Werft partout auch von seinen künstlerischen Qualitäten überzeugen, und so ist es in hellen Scharen in unser Zelt gestürmt. Kap Matifu hatte Gelegenheit, ein halbes Dutzend der kräftigsten Bergbauern und Lastträger aus dem Hafen zu bezwingen. Unsere Einnahmen waren außerordentlich hoch.«

»So, so, außerordentlich hoch...«, sagte der Doktor. »Ja, so hoch wie noch' nie in unserer langen Artistenlaufbahn.«

»Und wie hoch, wenn ich fragen darf?«

»Zweiundvierzig Gulden!«

»Oh... tatsächlich? Es tut mir leid, daß ich nichts von Eurer Vorstellung wußte. Selbstverständlich hätte ich sie besucht. Gestattet, daß ich das Eintrittsbillet trotzdem bezahle.«

»Nicht jetzt, Herr Doktor, nicht jetzt. Heute abend bietet sich abermals die Gelegenheit, unsere Vorstellung mit Ihrem Besuch zu beehren.«

Bei diesen Worten Pescadas verbeugte sich Matifu so tief, daß sich seine Schultern mächtig hoben und senkten – > Schultern, die noch nie den Staub der Arena geküßt hatten<, wie Pescada zu sagen pflegte, wenn er um das Publikum warb. Doktor Antekirrt sah ein, daß seine Besucher keine Belohnung annehmen würden, jedenfalls nicht in Form von Geld. So beschloß er, seine Dankbarkeit auf andere Weise auszudrücken. Der Gedanke dazu war ihm schon am Abend zuvor gekommen, und er hatte auch bereits Erkundigungen über die beiden Artisten eingezogen. Er war zufrieden: Sie hatten den Ruf, ehrliche, vertrauenswürdige Leute zu sein.

»Wie heißt Ihr?« fragte er nun den kleineren der beiden Besucher.

»Kap Pescada, Herr Doktor. Jedenfalls ist mir kein anderer Name bekannt.«

»Und Ihr?«

»Matifu.«

»Kap Matifu«, verbesserte Kap Pescada. Schließlich handelte es sich um einen Namen, der in allen Arenen Südfrankreichs einen guten Namen hatte, und deshalb mußte er auch vollständig genannt werden!

»Das sind aber nicht Eure wahren Namen«, sagte der Doktor. »Von wahren Namen wissen wir nichts«, entgegnete Kap Pescada. »Wenn wir je welche gehabt haben, sind sie uns wohl unterwegs durch die Löcher in den Hosentaschen gerutscht.«

»Eure Eltern...?« fuhr Doktor Antekirrt fort. »Eltern? Mein Herr, solchen Luxus konnten wir uns noch nie erlauben! Wenn wir einmal reich sind, finden sich vielleicht Eltern ein – um uns zu beerben.«

»Ihr seid Franzosen – aus welcher Gegend Frankreichs?«

»Aus der Provence, Herr Doktor«, entgegnete Kap Pescada, und in seiner Stimme schwang Stolz, »wir sind sozusagen doppelt-genährte Franzosen!«

»Ihr habt Sinn für Humor, Kap Pescada.«

»Und ob! Den brauche ich aus Berufsgründen. Kann sich der Herr Doktor vielleicht einen Hanswurst, einen Clown vorstellen, der sauertöpfisch ist? Dem würden in einer einzigen Vorstellung mehr faule Äpfel an den Kopf fliegen, als er in seinem ganzen Leben essen kann. Ja, ich bin lustig, sehr lustig. Das ist mein Beruf!«

»Und Kap Matifu?«

»Oh, der ist ernst; er ist geradezu nach innen gekehrt«, sagte Kap Pescada und gab seinem Freund einen Klaps, so, wie man einem Pferd aufmunternd den Hals klopft. »Und daß er so ernst ist, hängt auch mit seinem Beruf zusammen. Wer mit Kugeln jongliert, die einen halben Zentner wiegen, muß ernst und gesammelt sein. Und ringen kann man auch nicht nur mit den Armen; dazu braucht man schon den Kopf. Kap Matifu hat zeitlebens gerungen, auch mit dem Elend. Aber untergekiegt hat es ihn noch nie.«

Doktor Antekirrt hörte aufmerksam zu. Dieser schmächtige brave Bursche war vom Leben gewiß noch nie verwöhnt worden, und doch beklagte er sich mit keinem Wort. Dabei besaß er neben seiner Gutherzigkeit eine gehörige Portion Intelligenz. Wie weit hätte er es wohl unter glücklicheren Umständen bringen können! Doch ein wenig wollte er ihm noch auf den Zahn fühlen, und so fuhr er mit seiner Befragung fort. »Wohin werdet Ihr jetzt ziehen?«

»Immer der Nase nach«, sagte Kap Pescada. »Sie findet meist recht gute Wege. Nur diesmal hat sie sich geirrt: Wir sind gar zu weit von der Heimat weggeführt worden. Aber das ist unsere Schuld; wir hätten rechtzeitig spüren müssen, daß sie auf dem Holzweg ist.«

Doktor Antekirrt schaute die Artisten an und fragte: »Ihr möchtet bald in die Provence zurückkehren?« Die Augen seiner Besucher leuchteten auf. »Ich kann Euch dorthin mitnehmen«, fuhr der Doktor fort. »Das wäre zu schön, um wahr zu sein!« rief Kap Pescada, und zu Kap Matifu gewandt sagte er: »He, mein Dicker, möchtest du heimreisen?«

»Ja, aber nur, wenn du mitkommst, Kap Pescada.«

»Einverstanden also«, sagte Pescada, »nur weiß ich nicht, was wir dort anfangen könnten.«

Matifu kratzte sich am Kopf wie immer, wenn er um eine Antwort verlegen war.

»Wir werden... wir werden...« stammelte er. »Ich sehe schon, daß du es nicht weißt. Laß nur, ich weiß es auch nicht, aber die Hauptsache ist, wir sind wieder zu Hause. Nicht wahr, Herr Doktor, es ist seltsam, daß wir armen Teufel zwar keine Eltern, aber doch ein Land haben, in dem wir geboren sind.«

»Und was haltet Ihr davon, in Zukunft bei mir zu leben?« fragte Doktor Antekirrt unvermittelt.

Kap Pescada sprang vor Verblüffung von seinem Stuhl auf, während Kap Matifu mit sich rang, ob er Pescadas Beispiel folgen sollte.

»Bei Ihnen leben, Herr Doktor?« fragte Pescada, noch immer verständnislos. »Wozu wären wir wohl gut? Ringen, jonglieren und seiltanzen, mehr haben wir nicht zu bieten, es sei denn, wir sollten Sie auf Reisen oder in Ihrer Heimat mit diesen Künsten unterhaken.«

»Hört mich einmal an«, entgegnete Doktor Antekirrt. »Ich habe einen Plan, und um ihn auszuführen, brauche ich Männer, die mutig, treu, geschickt und klug sind. Wollt Ihr diese Männer sein? Ihr seid doch niemandem verpflichtet, weder hier, noch in Eurer Heimat.«

»Aber der Plan wird eines Tages ausgeführt sein, und dann...«, sagte der vorsichtige Pescada. »Auch später könnt Ihr bei mir bleiben. Wie wäre es, wenn Ihr meine Leute im Seiltanzen unterrichten wolltet? Treibt Euch die Sehnsucht aber zurück in die Provence, will ich Euch nicht zurückhalten. Bis an Euer Lebensende soll für Euch gesorgt sein.«

»Herr Doktor, Sie sind zu gütig«, sagte Kap Pescada mit einer höflichen Verbeugung, aber er setzte hinzu: »Nur eines dürfen Sie von uns nicht verlangen: Untätigkeit.«

»Für Beschäftigung will ich sorgen«, sagte der Arzt lächelnd. »Das klingt verführerisch«, entgegnete Kap Pescada. »Habt Ihr immer noch Bedenken?« fragte Doktor Antekirrt. »Nur eine kleine Sorge noch, Herr Doktor«, erwiderte Kap Pescada. »Schauen Sie uns an; Kap Matifu und Kap Pescada; beide aus der Provence stammend; Herzensbrüder, wenn schon nicht echte Brüder. Kap Matifu kann nicht ohne Kap Pescada leben, Kap Pescada nicht ohne Kap Matifu. Sie haben doch von den Siamesischen Zwillingen gehört, Herr Doktor? Die konnte man auch nicht trennen, ohne sie umzubringen. Mit einem Wort: Kap Matifu und

Kap Pescada sind Siamesische Zwillinge!«

Während dieser kleinen Rede hatte Kap Pescada seinem Kompagnon die Hand gereicht, und der Riese preßte sie an die Brust wie eine Mutter ihr Kind.

»Meine Freunde«, entgegnete Doktor Antekirrt, »ich habe nie daran gedacht, Euch zu trennen.«

»Ja dann... dann ließe es sich wohl machen... falls Kap Matifu einverstanden ist«, sagte Kap Pescada. »Sag ja, Kap Pescada«, bat der Herkules, »das gilt dann für uns beide.«

»So sind wir uns einig«, sagte Doktor Antekirrt. »Ihr werdet Euren Entschluß nicht bereuen. Von heute an braucht Ihr Euch um das tägliche Brot nicht mehr zu sorgen.«

»Versprechen Sie nicht zu viel, Herr Doktor«, rief Kap Pescada erschrocken, »Sie wissen nicht, was Sie sagen.«

»Erklärt Euch deutlicher.«

»Wir könnten Sie teuer zu stehen kommen; vor allem Kap Matifu. Er ist ein mächtiger Esser, und Sie wollen doch nicht, daß er auf der Reise seine Kraft einbüßt!«

»Ich behaupte, daß er sie verdoppeln wird.«

»Das wäre Ihr Ruin.«

»Mich kann nichts ruinieren, Kap Pescada.«

»Aber bedenken Sie doch... zwei... wollte sagen, drei Mahlzeiten am Tag...«

»Fünf, sechs, sieben... zehn, so viele er mag«, sagte der Doktor lächelnd. »Die Tafel ist jederzeit für ihn gedeckt.«

»Hast du es gehört, mein Kap?« rief Pescada hingerissen. »Du wirst soviel essen können, wie du magst!«

»Ihr auch, Pescada«, fügte der Doktor hinzu. »Ich? Ich habe einen Vogelmagen! Doch darf man fragen, ob wir oft auf See sein werden?«

»Oft, mein Freund. Mein Beruf führt mich in alle Winkel des Mittelmeers. Was andere Ärzte innerhalb ihrer Stadtgrenzen tun, besorge ich zwischen Gibraltar und den griechischen Inseln, von der Adria bis zum Golf von Lyon und vom Ionischen Meer bis zur Kleinen Syrte. Um keinen hilfeschuchenden Patienten warten zu lassen, habe ich mehrere Schiffe, die sogar noch schneller sind als die ›Savarena‹. In Zukunft sollt Ihr mich nun auf diesen Reisen begleiten. Ihr fürchtet Euch doch nicht vor dem Meer?«

»Wir, Kinder der Provence, und das Meer fürchten! Wir haben nicht einmal vor der Seekrankheit Angst. Wozu wären wir denn Artisten! Wir laufen ja jeden Tag auf den Händen, den Kopf erdwärts und die Füße himmelwärts gerichtet. Glauben Sie mir, Herr Doktor, wenn alle diese Damen und Herren, die heutzutage auf Seereise gehen, zwei Monate vorher täglich den Handstand üben wollten, dann brauchten sie auch nicht dem Meergott zu opfern. Ich sag's ja immer: Hereinspaziert, meine Damen und Herren! In unserem Etablissement können Sie noch etwas dazulernen!«

Kap Pescada schien für einen Augenblick den Doktor Antekirrt vergessen zu haben und wieder auf dem Podium seiner Bretterbude zu stehen.

»Also abgemacht, Kap Pescada«, sagte der Doktor. »Wir sind uns in allen Punkten einig. Nur einen guten Rat noch solltet Ihr annehmen: Verliert nicht Euern Humor, mein Freund. Scherzt und singt, soviel Ihr könnt, denn die Zukunft bringt uns vielleicht noch so viel Trauriges, daß wir Eure Heiterkeit brauchen werden.«

Doktor Antekirrt war plötzlich ernst geworden. Kap Pescada verstand sich gut auf das Gesichterlesen, und er erriet, daß der Arzt an einem schweren Schicksal trug. Vielleicht würde man im Laufe der Reise etwas darüber erfahren. Jetzt sagte er aber nur:

»Verfügen Sie über uns, Herr Doktor.«

»So bezieht noch heute Eure Kabine an Bord der ›Savarena‹. Ich werde einige Tage in Gravosa vor Anker liegen, und Ihr habt Gelegenheit, Euch an das Leben auf dem Schiff zu gewöhnen...«

»... bis wir eines Tages Ihre Heimat kennen lernen, Herr Doktor.«

»Ich habe keine Heimat, aber ich habe ein Land, das mir allein gehört, weil ich es mir geschaffen habe. Wenn Ihr wollt, soll es auch das Eure werden.«

»Auf, Kap Matifu!« sagte Kap Pescada entschlossen, »wir wollen unser Geschäft liquidieren. Du kannst beruhigt sein: Wir haben keine Schulden; unser Artistenleben endet nicht mit einem Bankrott.«

Sie verabschiedeten sich, kehrten mit dem Boot zurück auf den Quai von Gravosa und hatten binnen zwei Stunden ihr ›Geschäft‹ aufgelöst. Das Podest,

den Vorhang, den Blechteller und die Pauke hatten sie gegen ein paar Gulden an Berufskollegen abgetreten. Nur von zwei Instrumenten und Kostümen mochten sie sich nicht trennen, weil mit ihnen Erinnerungen an ihre schönsten Erfolge verbunden waren: Kap Pescada steckte sein Akrobatenkostüm und das Klapphorn in die einzige Reisekiste, die sie besaßen, und Kap Matifu legte sein Ringertrikot und seine Posaune dazu. Am Nachmittag schon richteten sich beide in einer komfortablen Kabine im Vorschiff der ›Savarena‹ ein. Die Mannschaft empfing die neuen Reisegefährten zuvorkommend; man wußte, was man Kap Matifu verdankte. Schon bald konnten die beiden Provenzen feststellen, daß die Bordküche der ›Savarena‹ alle Herrlichkeiten ihrer heimischen Küche vergessen machte. Kap Pescada sagte einmal über das andere: »Siehst du, Kap Matifu, wer sich gut beträgt, bringt es zu etwas im Leben. Ich habe es schon immer gewußt: Gutes Betragen zahlt sich aus.« Doch Kap Matifu konnte nicht antworten. Er war damit beschäftigt, mehrere Spiegeleier zu vertilgen, denen er ein mächtiges Stück gebratenen Specks folgen ließ.

»Das ist immer noch deine beste Nummer, mein lieber Kap«, sagte Pescada, gutmütig spöttelnd, »das Publikum würde ein Vermögen zahlen, um dir beim Essen zusehen zu dürfen.«

## IV

### Stefan Bathorys Witwe

Die Ankunft des Doktor Antekirrt war nicht nur in Ragusa, sondern in ganz Dalmatien Tagesgespräch. Die Zeitungen warfen sich gierig auf diese Beute; für die Füllung ihrer Klatschspalten war in den nächsten Tagen gesorgt. Der Besitzer der ›Savarena‹ würde alle Ehrungen, aber auch alle lästigen Nachstellungen über sich ergehen lassen müssen, mit denen die Öffentlichkeit nun einmal Berühmtheiten verfolgt. Leider wußte man noch immer nicht, woher der geheimnisvolle Reisende kam und wohin er ging, und wenn man so gut wie nichts weiß, sind wilden Spekulationen Tür und Tor geöffnet. Wer am muntersten drauflosspekulierte, hatte auch die größte Leserschaft. Die Reporter eilten nach Gravosa und versuchten sogar, auf die ›Savarena‹ vorzudringen – vergebens. Der Kapitän hatte eindeutige Befehle: Der Herr Doktor Antekirrt empfangt keine Pressevertreter. Und aus den lapidaren Auskünften, die Kapitän Narsos stellvertretend für den Schiffseigner gab, ließ sich nicht viel entnehmen. Fragte man: »Wo lebt Doktor Antekirrt?« so antwortete er: »Wo immer es ihm gefällt.« Und hieß die Frage: »Wohin wird er demnächst reisen?« so lautete die Antwort: »Dorthin, wo es ihm gefällt.« Und auf die Frage nach seiner Person hieß es gar:

»Niemand weiß, wer er ist. Vielleicht weiß er es selbst nicht besser als die Fragesteller.«

Wie sollte man aus diesen Brocken nur einen gefälligen Artikel machen, der die Neugier der Leser befriedigte? Da blieb nichts weiter übrig, als die eigene Phantasie zu bemühen, und im Handumdrehen wurde aus Doktor Antekirrt jeweils der Mann, den der Journalist am anschaulichsten schildern konnte. Der eine machte ihn zum Häuptling einer Piratenbande, der andere zum Potentaten eines großen afrikanischen Reiches, der inkognito auf Bildungsreise ging. Wieder andere meinten, er sei ein Politiker, den eine Revolution aus seinem Land vertrieben habe und der sich nun als Philosoph und Weltreisender die Zeit vertreibe. Selbst über seinen Dokortitel gingen die Meinungen auseinander. Eine Partei behauptete, der Doktor Antekirrt sei in der Tat ein großer Arzt, der so manchen schon aufgegebenen Kranken noch gerettet habe; die Gegenpartei nannte ihn schlicht den ›König der Kurpfuscher, der sich gewiß schwer tun würde, wenn er seine Diplome vorzeigen müßte. Doch was auch die Journalisten behaupteten, die Ärzte von Ragusa und Gravosa erhielten keine Gelegenheit, den Fremden wegen ungesetzlicher Ausübung seines Berufes zu belangen; Doktor Antekirrt ließ sich verleugnen, sobald ihn ein Patient zu konsultieren versuchte. Er wohnte weiterhin in seinem Schiff und machte nur kurze Spaziergänge im Hafenbereich. Dabei ließ er sich öfter von Kap Pescada begleiten, dessen natürliche Intelligenz ihm gefiel.

Eines Morgens schickte der Arzt den jungen Artisten nach Ragusa, das er selbst so ängstlich zu meiden schien. Bei der Rückkehr Pescadas entspann sich zwischen ihm und seinem neuen Herrn folgender Dialog: »Sein Haus ist also im Stradone?«

»Ja, Herr Doktor; in der Prachtstraße von Ragusa. Es ist ein richtiges Stadtpalais mit Dienerschaft und Kutschen, und er führt sich auf wie ein Millionär.«

»Und der andere?«

»Der andere, richtiger gesagt, die anderen wohnen im gleichen Stadtteil, aber in einem Gassenviertel, dort, wo die Straßen schon steil und krumm sind.«

»Und ihr Heim?«

»... ist eine äußerst bescheidene Unterkunft, innen sicher sehr sauber, von außen aber heruntergekommen. Man spürt, daß die Bewohner feiner Herkunft, aber arm sind.«

»Die Dame...?«

»... habe ich nicht zu Gesicht bekommen; es heißt, sie verlasse die kleine Marinella-Straße so gut wie nie.«

»Aber ihr Sohn...«

»Den jungen Mann habe ich gesehen, als er nach Hause kam. Er schien unruhig zu sein; irgend etwas beschäftigt ihn stark. Ich würde auch sagen, er hat schon Schweres durchgemacht. So etwas sieht man den Leuten an, Herr Doktor.«



»Dir nicht, Pescada.«

»Körperliche Schmerzen kann man verbergen, Herr Doktor; Seelenkummer nicht. Wenn mir etwas wehtut, lache ich dennoch.«

Dem Leser wird aufgefallen sein, daß der Doktor den jungen Mann duzte – Pescada hatte sich diese Gunst erbeten. Kap Matifu wirkte dagegen so imposant, daß sich der Arzt in seinem Fall noch nicht zu der vertraulichen Anrede entschließen konnte.

Nach Pescadas Ausflug in die Stadt stellte Doktor Antekirrt seine Spaziergänge vollends ein. Er schien auf irgendein Ereignis zu warten und zu befürchten, daß es ausbleiben werde, falls er sich selbst in Ragusa zeigte. So blieb er fortan an Bord der ›Savarena‹ und beobachtete nur sehr aufmerksam den Quai. Am 29. Mai gegen elf Uhr vormittags trat ein, was er erwartet hatte: Im Fernrohr zeigte sich ein Mann, der unverwandt zur ›Savarena‹ herüberstarrte. Doktor Antekirrt ließ sich sofort zum Quai hinübereudern.

»Er ist es, er ist es wahrhaftig«, murmelte er vor sich hin, während das Boot anlegte.

Der Mann war zwar gerade erst siebzig Jahre alt, sah aber aus wie ein gebrochener Greis. Das Gesicht unter dem schlohweißen Haar wirkte traurig, der Blick war leer. Er stand reglos und tief gebückt an der Quaimauer, ließ aber das Boot nicht aus den Augen.

Doktor Antekirrt gab vor, den Greis nicht zu kennen; er ging an ihm vorbei. Im selben Augenblick kam Leben in den alten Mann. Er lief dem Arzt hinterher, zog die Mütze und sagte ehrerbietig: »Doktor Antekirrt?«

»Derselbe«, erwiderte der Arzt und warf dem Fragesteller einen prüfenden Blick zu. Kein Zucken der Augenlider, nichts an dem alten Mann verriet, daß er den Doktor kannte. »Wer seid Ihr, mein Freund?« sagte der Arzt. »Ich heiße Borik. Ich stehe in Diensten von Frau Bathory. Sie wäre dem Herrn Doktor für ein Gespräch dankbar.«

»Frau Bathory?« wiederholte der Arzt. »Meint Ihr die Witwe des Ungarn, der seinen Patriotismus mit dem Leben bezahlte?«

»Dieselbe. Und da Sie der Doktor Antekirrt sind, müßten Sie Frau Bathory kennen, auch, wenn Sie die Dame noch nie gesehen haben.«

Der Arzt horchte auf. Ob sich hinter Boriks seltsamer Ausdrucksweise eine Falle verbarg? Das Antlitz des Alten war so unbewegt wie zuvor; es verriet nichts. Und so sagte Doktor Antekirrt: »Ich wüßte gern, warum Frau Bathory mich zu sprechen wünscht.«

»Aus Gründen, die Sie verstehen müßten, Herr Doktor.«

»Nun gut, ich werde die Dame aufsuchen.«

»Sie zieht es vor, selbst an Bord der ›Savarena‹ zu kommen.«

»Warum?«

»Die Unterhaltung mit Ihnen soll verborgen bleiben.«

»Vor wem?«

»Vor ihrem Sohn. Der junge Herr Peter soll nicht erfahren, daß seine Mutter mit Ihnen Verbindung aufgenommen hat.« Doktor Antekirrt ließ sich nicht anmerken, wie sehr ihn diese Erklärung überraschte. Er sagte nur kühl: »Es wäre mir trotzdem lieb, wenn ich Frau Bathory in ihrem eigenen Haus aufsuchen könnte. Vielleicht ist der junge Herr einmal abwesend.«

»Dann dürfen Sie nicht vor morgen früh kommen, Herr Doktor. Der junge Herr reist heute nacht nach Zara und kommt morgen abend zurück.«

»Was ist Peter Bathory von Beruf?«

»Ingenieur; aber er hat noch keine Stellung gefunden. Ja, das Leben ist hart für Frau Bathory und ihren Sohn.«

»Hart?« Wieder schien der Arzt überrascht zu sein. »Hat Frau Bathory keine Einkünfte?« fragte er.

Der Alte hielt den Kopf noch tiefer als zuvor gesenkt und seufzte schwer. Schließlich sagte er: »Ich kann Ihnen keine weiteren Auskünfte geben. Frau Bathory selbst wird Ihnen alles mitteilen, was Sie erfahren sollen.« Doktor Antekirrt konnte nur noch mit Mühe seine tiefe Bewegung verbergen.

»Wo finde ich Frau Bathory?« fragte er endlich. »In Ragusa, im Stradone-Viertel; Marinella-Straße 17.«

»Ich werde morgen zwischen ein Uhr und zwei Uhr meine Aufwartung machen.«

»Ja, Herr Doktor. Man wird Sie erwarten.« Er schwieg einen Augenblick und setzte dann zögernd hinzu: »Frau Bathory möchte Sie um einen Dienst bitten.«

»Welcher Art?«

»Sie werden es erfahren«, erwiderte der Alte. Er verbeugte sich und machte sich auf den Heimweg nach Ragusa. Doktor Antekirrt schaute dem Diener noch eine Zeitlang hinterher. Dann kehrte er zur »Savarena« zurück, beurlaubte Kap Matifu und Kap Pescada und schloß sich in seinen Salon ein, um ungestört nachdenken zu können. Die beiden Freunde genossen ihren Urlaub als wohlhabende Rentner, die sie ja auch waren. Sie leisteten sich sogar das Vergnügen, einige Jahrmarktsvorstellungen zu besuchen. Natürlich kribbelte es Pescada in den Beinen, gleich selbst auf eine Bühne zu springen und ein paar Kunststückchen zu zeigen; natürlich hätte Matifu für sein Leben gern wieder einmal einen Athleten in den Staub der Arena geworfen, aber sie erinnerten sich rechtzeitig daran, daß sie die Ehre hatten, der Savarena-Besatzung anzugehören. So begnügten sie sich damit, Zuschauer zu sein und großzügig Applaus zu spenden, wenn er ihnen verdient schien.

Am nächsten Mittag ließ sich Doktor Antekirrt an Land bringen. Um nicht zu früh bei Frau Bathory einzutreffen, nahm er nicht den Weg über den prächtigen Boulevard, der Gravosa mit Ragusa verbindet, sondern benutzte eine Nebenstraße, die zum Borge-Pille führt. Dieser steingepflasterte Aufgang liegt noch außerhalb der drei Befestigungswälle von Ragusa. Gleich hinter seinem Tor beginnt der Stradone, der sich durch die ganze Stadt bis hin zur Vorstadt Plocce erstreckt: Diese herrliche, durchweg gepflasterte Straße läuft am Fuß eines Hügels entlang, auf dem sich die Straßen wie die Sitzreihen eines Amphitheaters übereinander türmen. Am Ende des Stradone steht der alte Dogenpalast, ein prächtiges Bauwerk der Renaissance mit schönem Arkadenhof, dessen schlanke Säulen an die Blüte toskanischer Baukunst erinnern.

Um die kleine Marinella-Straße im Gassenviertel zu erreichen, mußte Doktor Antekirrt jedoch schon lange vor dem Dogenpalast linkerhand vom Stradone abbiegen. Kurz vor der Straßenkreuzung verlangsamte er plötzlich den Schritt: Auf der gegenüberliegenden Straßenseite hatte er das große Stadtpalais entdeckt, von dem in Kap Pescadas Bericht die Rede war. Es bildete mit seinen Nebengebäuden einen rechten Winkel und hatte eine überaus prunkvolle Granitfassade. Das Tor zum Innenhof stand offen und gab den Blick frei auf eine große Kutsche mit einem herrlichen Gespann. Der Kutscher saß bereits auf dem Bock, während ein Lakai auf der Treppe zu einer eleganten Veranda offenbar auf seine Herrschaft wartete. Im nächsten Augenblick trat auch schon ein Herr aus der Verandatür und stieg in die Kutsche. Die Pferde zogen sofort an; der Wagen rollte in den Stradone hinaus, während das Tor von innen geschlossen wurde. Es gab keinen Zweifel mehr: Der Besitzer des Palais war niemand anders als der Bankier Silas Toronthal, derselbe Mann, der sich auf dem Quai von Gravosa mit Doktor Antekirrt bekannt gemacht hatte.

Als die Kutsche aus der Toreinfahrt kam, hatte sich der Arzt ein wenig abgewendet; er wollte ein Zusammentreffen mit dem Bankier unbedingt vermeiden. Erst als der Wagen am Ende des Stradone verschwunden war, setzte er seinen Weg fort. »Alle beide in ein und der selben Stadt«, sagte er kopfschüttelnd vor sich hin, »das ist dem Zufall zu verdanken, nicht mir....« Mit diesen Worten bog er in das Gassenviertel ein. Welch ein Unterschied zu der glanzvollen Frontseite des Stradone! All diese schmalen, steilen, schlecht gepflasterten Straßen machten einen denkbar armseligen Eindruck. Man muß sich vorstellen, der Stradone sei ein breiter, majestätischer Fluß und diese Gassen wären die Rinnsale und Regenbäche, die ihn speisen. Selbst die Häuser schienen sich im Kampf um ein wenig mehr Licht und Luft den Raum streitig zu machen und übereinander zu klettern. Sie standen sozusagen Aug' in Auge, wenn man die winzigen Fenster überhaupt so poetisch benennen wollte. Die oberste Häuserzeile erhob sich unmittelbar unter dem Kamm der beiden Hügel, die von den Festungen Mincetto und San Lorenzo gekrönt werden. Kein Fahrzeug konnte sich hier bewegen. An Regentagen wurden die Gassen zu Wildbächen, doch selbst bei schönem Wetter waren sie eher Schluchten als Straßen vergleichbar. Um sie überhaupt begehbar zu machen, hatte man überall Stufen und breitere Treppenabsätze eingebaut.

So mußte auch Doktor Antekirrt mehr als sechzig Stufen erklimmen, ehe er die Nummer siebzehn der Marinella-Straße erreichte. Er brauchte nicht zu klopfen; Borik erwartete ihn schon an der Tür und führte ihn sogleich in ein sauberes, aber ärmlich eingerichtetes Zimmer.

Doktor Antekirrt setzte sich. Ein Beobachter wäre nie auf den Gedanken gekommen, daß dieser Mann innerlich tief bewegt war, noch nicht einmal in dem Augenblick, als Frau Bathory das Zimmer betrat.

»Herr Doktor Antekirrt?« sagte sie. »Ja, gnädige Frau«, erwiderte der Arzt und erhob sich.

»Ich hätte Ihnen gern den beschwerlichen Weg zu meinem Haus erspart«, sagte Frau Bathory, doch Doktor Antekirrt erwiderte höflich:

»Die Mühe ist nicht der Rede wert, zumal mir viel an diesem Gespräch liegt, gnädige Frau. Darf ich Ihnen versichern, daß ich Ihnen während meines Aufenthaltes in Gravosa stets zu Diensten stehe?«

»Ich habe erst gestern von Ihrer Ankunft erfahren und sofort durch Borik um eine Unterredung mit Ihnen bitten lassen.«

»Ich stehe zu Ihrer Verfügung!«

In diesem Augenblick wollte sich Borik zurückziehen, doch Frau Bathory sagte:

»Bleib, Borik! Als einziger Freund der Familie weißt du ohnehin, was ich Doktor Antekirrt erklären möchte.« Sie setzte sich; Doktor Antekirrt nahm ebenfalls wieder Platz; nur Borik blieb am Fenster stehen.

Die Witwe Stefan Bathorys war jetzt sechzig Jahre alt. Sie hielt sich sehr gerade, aber ihr weißes Haar und das faltige Gesicht verrieten, daß schwere Jahre hinter ihr lagen. Trotzdem spürte man noch ein wenig von der Willensstärke und der Tapferkeit, die sie zur Mitstreiterin Stefan Bathorys werden ließen, als er sich mit den ungarischen Verschwörern verband. »Mein Herr«, sagte sie unvermittelt, »wenn Sie Doktor Antekirrt sind, haben Sie ein Recht darauf, zu erfahren, was sich vor fünfzehn Jahren in Triest zutrug.«

»Gnädige Frau«, erwiderte der Besucher, »da ich tatsächlich Doktor Antekirrt bin, erübrigt es sich, die schmerzlichen Ereignisse jener Wochen noch einmal wachzurufen. Ich kenne sie, und ich bin auch über Ihren weiteren Lebensweg seit jenem 30. Juni 1867 unterrichtet.«

»Darf ich erfahren, warum Sie an meinem Schicksal so viel Anteil nehmen, Herr Doktor?«

»Diese Anteilnahme schulde ich der Witwe des Mannes, der sich ohne Zögern für die Freiheit seines Vaterlandes opferte.«

»Kannten Sie Stefan Bathory?«

»Ich habe ihn gekannt, gnädige Frau; ich habe ihn verehrt, und ich verehere seine Hinterbliebenen.«

»Ist das Land, für das sich mein Mann geopfert hat, auch Ihr Heimatland, Herr Doktor?«

»Ich habe keine Heimat.«

»Wie? Wer sind Sie dann, mein Herr?«

»Ein Toter – ein Toter, der noch nicht begraben ist«, entgegnete der Doktor kühl, doch als er sah, daß Frau Bathory und Borik unwillkürlich zusammenzuckten, fuhr er in verbindlicherem Ton fort: »Gnädige Frau, ich halte es für meine Pflicht, Ihnen im Zusammenhang mit den tragischen Ereignissen vom Juni 1867 noch einige Einzelheiten mitzuteilen, von denen Sie nicht unterrichtet sein können, die Ihnen aber nur noch kurze Zeit verborgen bleiben würden.«

»So sprechen Sie, Herr Doktor!«

»Lassen Sie mich zunächst wiederholen, was allgemein bekannt ist: Die Männer, die Ungarn am 9. Juni 1867 die Unabhängigkeit wiedergeben wollten, hießen Graf Mathias Sandorf, Stefan Bathory und Graf Ladislaus Zathmar. Am Vorabend des geplanten Aufstandes, der sich bis nach Siebenbürgen erstrecken sollte, wurden die Verschwörer in Triest im Hause Zathmars von der österreichischen Polizei verhaftet. Noch in derselben Nacht brachte man sie in die Festung von Pisino, und einige Wochen später wurden sie zum Tode verurteilt. Ein junger Buchhalter namens Sarcany wurde in Zathmars Hause gemeinsam mit den Verschwörern verhaftet, aber wegen erwiesener Unschuld bald freigelassen.

Die Hinrichtungen sollten am 27. Juni vollzogen werden. Am Abend zuvor machten die Gefangenen einen Ausbruchversuch. Dem Grafen Sandorf und Stefan Bathory gelang es, über einen Blitzableiter am Gefängnisturm zu flüchten. Im gleichen Augenblick, als Graf Zathmar die Flucht antreten wollte und von den Wachen überwältigt wurde, stürzten Mathias Sandorf und Stefan Bathory in einen Wildbach, die Foiba. Über einen unterirdischen Kanal erreichten sie den Kanal von Lerne und die Hafenstadt Rovigno. Dort fanden sie schließlich im Haus des Fischers Ferrato Unterkunft.

Andrea Ferrato war ein aufrechter, tapferer Mann. Er erbot sich, die Flüchtlinge über die Adria in Sicherheit zu bringen, doch der Plan wurde durch den Spanier Carpena vereitelt. Dieser Mann hatte aus Rachsucht Ferrato und seine

Schützlinge an die Polizei verraten. Ein neuerlicher Fluchtversuch mißlang: Stefan Bathory wurde angeschossen, gefangengenommen und nach Pisino zurücktransportiert, wo man ihn mit Ladislaus Zathmar zwei Tage später erschöß. Mathias Sandorf hatte sich noch auf den Strand von Rovigno flüchten können. Er wurde gestellt und stürzte sich in die Adria. Von dem Leichnam gab es keine Spur. Der Fischer Ferrato erhielt eine lebenslängliche Zuchthausstrafe, die er in der Anstalt von Stein verbüßt.« Frau Bathory hatte den Bericht mit gesenktem Kopf und Herzklopfen angehört.

»Alle diese Einzelheiten sind Ihnen doch bekannt, gnädige Frau?« sagte Doktor Antekirrt abschließend. »Ja, mein Herr, ich habe sie seinerzeit in den Zeitungen entnommen, die sicher auch Ihre Informationsquelle waren.«

»Sie sagen es, gnädige Frau. Doch dank der Indiskretion eines Gefängniswärters von Pisino habe ich noch weit mehr erfahren, als die Journalisten ermitteln konnten. Ihre Arbeit wurde ja durch strenge Geheimhaltungsvorschriften behindert.«

»Ich wäre Ihnen selbstverständlich für diese Informationen dankbar«, sagte Frau Bathory, und ihr Besucher fuhr fort: »Ich erwähnte schon, daß Mathias Sandorf, Stefan Bathory und der Fischer Ferrato durch einen Spanier namens Carpena verraten wurden. Doch die Verhaftungen in Triest waren ebenfalls Verrätern zu verdanken.«

»Verrätern?« rief Frau Bathory bestürzt. »Ja. Ein unwiderlegbares Beweisstück, eine chiffrierte Botschaft, die von einer Brieftaube in das Haus Zathmars gebracht werden sollte, gelangte durch Zufall in die Hand eines dieser Schurken. Er verschaffte sich auch zu Zathmars Haus Zutritt, stahl das Gitter für die Entschlüsselung der Botschaft und übergab den dechiffrierten Text der Polizei. Ich bin sogar überzeugt, daß dieser Mann und seine Komplizen mit einem Teil des konfiszierten Vermögens von Graf Sandorf belohnt wurden.«

»Sind die Namen bekannt?« rief Frau Bathory erregt. »Nein, gnädige Frau«, erwiderte Doktor Antekirrt unbewegt. »Vielleicht waren sie den Verurteilten bekannt, doch diese Unglücklichen hatten keine Gelegenheit mehr, ihren Angehörigen davon Mitteilung zu machen.«

»Und es gibt keinen Weg, diese Namen heraus zu bekommen?«

»Gnädige Frau, fast jeder Verräter pflegt sich eines Tages selbst zu verraten. Doch gestatten Sie, daß ich jetzt ein anderes Thema berühre. Ich weiß, daß Sie damals unversorgt mit einem achtjährigen Sohn zurückblieben. Borik, Zathmars Diener, wollte Sie nicht verlassen, aber außer seiner Treue konnte er Ihnen nichts bieten. Sie haben Triest verlassen und sich hier in Ragusa diesen bescheidenen Hausstand eingerichtet. Um sich und die Ihren zu erhalten, mußten sie hart arbeiten. Ihr Sohn sollte eines Tages in die Fußstapfen des berühmten Vaters treten und Naturwissenschaftler werden. Ich verbeuge mich voller Hochachtung vor der Frau, die dieses Ziel durch ihren Fleiß und ihre Opferbereitschaft erreicht hat.«

Bei diesen Worten spürte man, daß Doktor Antekirrt trotz aller zur Schau getragenen Kälte warmer Empfindungen fähig war. Frau Bathory schaute indessen ein wenig unsicher zu ihrem Gast auf. Ob er weitersprechen und endlich das Thema anschneiden würde, um das sie ihn in ihr Haus gebeten hatte? Doktor Antekirrt erriet ihre Gedanken und fuhr fort: »Doch selbst der äußersten Willenskraft sind natürliche Grenzen gesetzt. Krankheit und Erschöpfung hätten Sie, verehrte Frau Bathory, letzten Endes doch an der Erreichung Ihres hochgesteckten Ziels gehindert, wenn Ihnen nicht ein Unbekannter, ein Freund Stefan Bathorys, zu Hilfe gekommen wäre. Ich hätte nie davon gesprochen, müßte ich nicht Boriks Andeutungen entnehmen, daß Ihnen selbst daran liegt.«

»Ihre Vermutungen treffen zu, mein Herr. Ich betrachte es als meine Pflicht, Doktor Antekirrt bei der ersten Gelegenheit, die sich bietet, persönlich für seine großzügige Gabe zu danken.«

»Wofür wollen Sie mir danken? Dafür, daß ich Ihnen zum Gedächtnis der Freundschaft zwischen Mathias Sandorf, Stefan Bathory und Ladislaus Zathmar einhunderttausend Gulden zukommen ließ? Ich war froh, daß ich Gelegenheit hatte, der Witwe Stefan Bathorys und ihrem Sohn helfen zu dürfen.« Frau Bathory verneigte sich leicht und fuhr fort: »Sie kennen nun den einen Grund, aus dem ich Sie herzukommen bat: Ich wollte Ihnen für Ihre Großzügigkeit danken. Der andere Grund...«

»Der andere...?«

»... war meine Absicht, Ihnen das Geld zurückzugeben.«

»Wie? Sie haben das Geld nicht angenommen?« rief Doktor Antekirrt betroffen.

»Ich glaubte, kein Anrecht darauf zu haben, mein Herr. Ich kannte ja keinen Doktor Antekirrt. Wußte ich denn, ob mir nicht gerade jene Leute, die mein Mann bekämpft hatte, aus Erbarmen ein Almosen zukommen lassen wollten? Sie werden verstehen, daß mir jedes Mitleid von dieser Seite hassenswert erscheinen mußte. Und so habe ich die Summe niemals angetastet, auch nicht für den Zweck, zu dem sie Doktor Antekirrt bestimmt hatte.«

»Sie wollen sagen, die Summe sei...«

»... noch vollständig vorhanden.«

»Aber Ihr Sohn...?«

»Was er geworden ist, verdankt er seiner eigenen Kraft...«, »... und der seiner Mutter«, ergänzte Doktor Antekirrt. Die Charakterstärke dieser beiden Menschen nötigte ihm so viel Respekt ab, daß er sich nicht einmal wegen der Zurückweisung seiner Gabe verletzt fühlte.

Frau Bathory hatte sich inzwischen erhoben und ein dickes Bündel Banknoten aus einer Schublade genommen. »Mein Herr«, sagte sie mit fester Stimme, »ich bitte Sie, das Geld zurückzunehmen. Auch wenn es nicht gebraucht wurde, danke ich Ihnen dafür so aufrichtig, als hätte es die Ausbildung meines Sohnes ermöglicht.«

»Ich habe kein Recht mehr auf dieses Geld, gnädige Frau.«

»Und ich habe nie ein Recht darauf gehabt, Herr Doktor.«

»Vielleicht könnte es doch noch Ihrem Sohn von Nutzen sein.«

»Er wird gewiß eine Stellung finden, die seinem Wissen angemessen ist, und von da an kann ich auf ihn zählen, so, wie er bisher auf mich gezählt hat. Im übrigen bitte ich Sie, Peter aus dem Spiel zu lassen, Herr Doktor. Er weiß nichts von diesem Geld, und ich wünsche, daß es dabei bleibt.«

»Ich muß mich fügen, gnädige Frau, und ich verstehe auch Ihre Beweggründe. Für Sie war ich ein Unbekannter... und ich bleibe es auch. Doch ich wiederhole: Wenn Sie meinen, das Geld stehe Ihnen nicht zu, dann steht es mir erst recht nicht zu.« Er erhob sich, verbeugte sich vor seiner Gastgeberin und wollte zur Tür gehen, doch Frau Bathory hielt ihn zurück. »Herr Doktor Antekirrt«, sagte sie zögernd, »Sie sprachen von einem schändlichen Verrat, dem Ladislaus Zathmar, Graf Sandorf und mein Mann zum Opfer gefallen sind.«

»Ja, es war ein schändlicher Verrat.«

»Und die Namen der Verräter sind niemandem bekannt?«

»Doch, gnädige Frau.«

»Und wem...?«

»Gott allein.«

Mit diesen Worten verbeugte sich Doktor Antekirrt nochmals, und im nächsten Augenblick hatte er das Haus verlassen. Frau Bathory aber blieb nachdenklich in ihrem Sessel sitzen. Der geheimnisvolle Fremde hatte sie auf seltsame Weise erschüttert. Woher kannte er so viele Begebenheiten aus ihrem Leben? Hatte er nur ihretwegen die Seereise nach Gravosa gemacht? Würde sie ihm noch jemals wieder begegnen?

Ein Lebenszeichen ihres Gastes konnte sie jedenfalls schon am nächsten Morgen der Zeitung entnehmen. Man gab bekannt, daß ein ungenannter Spender die Hospitäler der Stadt Ragusa mit einhunderttausend Gulden bedacht hatte! Und diese Gabe des berühmten Doktor Antekirrt war gleichzeitig auch eine Gabe der tapferen Witwe, die aus freien Stücken für sich und ihren Sohn auf das Geld verzichtet hatte.

## Allerlei Zwischenfälle

Doktor Antekirrt schien sich nach seinem erfolglosen Besuch bei der Witwe Stefan Bathorys auf einen längeren Aufenthalt im Hafen von Gravosa einzurichten. Vielleicht wäre Peter Bathory eher als seine Mutter geneigt, die Hilfe des Doktors anzunehmen? Vielleicht auch konnte man dem jungen Mann eine Stellung anbieten, die seinem Können entsprach? Das wenigstens wäre kein verdächtiges Almosen, sondern eine schlichte Wiedergutmachung an dem Erben Stefan Bathorys. Durch Borik wußte Doktor Antekirrt, daß Peter Bathory nach Zara gereist war. So bat er ihn schriftlich, sich auf der ›Savarena‹ einzufinden, da man ihm einen interessanten Vorschlag zu machen habe. In der Zwischenzeit blieb Doktor Antekirrt für das immer noch neugierige Publikum vollkommen unsichtbar; selbst die Mannschaft ging niemals von Bord. Die ›Savarena‹ lag zwar nach wie vor im Hafen von Gravosa; sie hätte sich aber ebenso gut auf hoher See befinden können – so vollkommen war ihre Isolierung vom Festland.

Das Verhalten des geheimnisvollen Doktors und seiner Mannschaft war nur dazu angetan, immer neue Legenden entstehen zu lassen. Zwar gab es zwei Leute auf der ›Savarena‹, denen der Schiffseigner volle Bewegungsfreiheit zugestand – nämlich Kap Matifu und Kap Pescada – aber aus den Auskünften dieser beiden Spaßvögel wurde man erst recht nicht schlau. Kap Pescada hatte, mit ausdrücklicher Erlaubnis des Doktors, ein wenig Abwechslung in den eintönigen Dienst an Bord gebracht. Während sich Kap Matifu so unbeweglich wie eine Schiffswinde verhielt – deren Kraft er ja auch besaß – gebärdete sich sein Kompagnon wie der flatternde Wimpel am Mast eines Kriegsschiffes. Bald kletterte er so geschickt wie ein Schiffsjunge im Tauwerk der ›Savarena‹ herum, bald unterrichtete er die Mannschaft im Luftsprung, oder er trieb seine bewährten Posen. Doktor Antekirrts Rat war bei Kap Pescada auf fruchtbaren Boden gefallen: Er hatte seinen Humor behalten und ließ andere gern daran teilhaben.

An Publikum mangelte es ihm auch nicht, wenn er sich mit Kap Matifu zu einem Landgang entschloß. Bei solchen Gelegenheiten wurden die beiden Kompagnons vom Heer der Neugierigen geradezu belagert, doch Kap Pescada machte nur den Mund auf, wenn es ihm paßte, und was er sagte, war so gut wie nichts. Da hieß es zum Beispiel: »Was ist der Doktor Antekirrt von Beruf?«

»Arzt, und er heilt eine Krankheit selbst dann noch, wenn sie den Patienten schon ins Jenseits befördert hatte.«

»Ist er reich?«

»Er besitzt keinen Kreuzer. Ich, Pescada, zahle ihm jeden Sonntag den Lohn aus.«

»Woher kommt er?«

»Aus einem Lande Namenlos.«

»Und wo liegt es, Euer Land Namenlos?«

»Ich weiß nur, daß nördlich davon nichts Besonderes und südlich davon rein gar nichts liegt.«

Unmöglich, aus Pescada mehr herauszubekommen. Kap Matifu schwieg ohnehin wie ein Granitblock, was nicht heißen soll, daß sich die beiden nicht auf das lebhafteste über ihren Brotgeber unterhielten, sobald sie allein waren. Kap Matifu und Kap Pescada mochten den Doktor, und er mochte offensichtlich auch die beiden Artisten. Nur in einem Punkt enttäuschte er sie: Jeden Morgen hofften sie vergeblich, er werde sie nun endlich um Hilfe bei irgendeiner richtigen Arbeit bitten. »Dieses Nichtstun bringt mich noch um«, stöhnte Kap Pescada, »besonders, weil ich seit meiner Kindheit gearbeitet habe.«

»Ja, meine Arme rosten auch bald ein«, sagte der Herkules und betrachtete ängstlich seine gewaltigen Muskelpakete, die in der Tat an eine stillstehende Maschine erinnerten. »Kap Matifu, weiß du, was...« begann Kap Pescada eines Morgens.

»Ja? Was denn, Kap Pescada?«

»Weißt du, was ich von unserem Doktor Antekirrt denke?«

»Nein, aber wenn du mir auf die Sprünge hilfst, kann ich dir vielleicht antworten.«

»So hör zu: Ich denke, daß in seinem früheren Leben Sachen passiert sind... Sachen! Du brauchst bloß seine Augen anzusehen. Manchmal blitzt es darin zum

Fürchten. Und wenn der Blitz eines Tages einschlägt...«

»... kracht es.«

»Richtig, Kap Matifu, dann kracht es, dann gibt es Arbeit, und ich könnte mir vorstellen, daß man gerade uns für diese Arbeit braucht!«

Kap Pescadas Spekulationen waren wohlbegründet. Der hellwache Bursche ließ sich von der Ruhe, die an Bord der »Savarena« zu herrschen schien, nicht täuschen. Er hatte längst begriffen, daß Doktor Antekirrt kein Tourist war, der das Mittelmeer mit seiner Luxusyacht aus purem Vergnügen bereiste. Offenbar bildete das Schiff den Kommandostand einer geheimen Organisation, deren Fäden in der Hand des Schiffseigentümers zusammenliefen.

Da gab es vor allem Briefe und Depeschen, die aus allen Anrainerstaaten des Mittelmeers eintrafen, aus Frankreich und Spanien ebenso häufig wie aus Marokko, Tripolitanien und Algerien. Wer hatte sie geschrieben? Wenn es nicht gerade harmlose Patienten waren – und das nahm Pescada gar nicht erst an – so konnten es nur Verbindungsleute des Doktors sein, die mit wichtigen Aufgaben betraut waren.

Auch im Telegraphenamt von Ragusa konnte man aus diesen Depeschen nichts herauslesen. Sie waren in einer Sprache abgefaßt, die hier offenbar nur Doktor Antekirrt beherrschte, und selbst übersetzt hätten die seltsamen Worte keinen Sinn ergeben, denn sie waren zusätzlich verschlüsselt. Da hieß es einmal: »Almeira: Spur von Z. R: entdeckt. Irrtum. Verfolgung abgebrochen« Oder:

»Der Informant für H. V. 5. wiedergefunden. In Verbindung mit Trupp K. 3. zwischen Gatania und Syrakus. Weitere Berichte abwarten. < »Im Manderaggio La Valletta/Malta Durchreise von T. K. 7. beobachtete - »Cyrene... erwarte neue Anweisungen... Flottille von Antek bereit... Electric 3 Tag und Nacht aufgeladen. < »R. O. 3. im Zuchthaus verstorben... Beide unauffindbar. Ein weiteres Telegramm enthielt deutlichere Hinweise, war aber ebenfalls durch Zahlen verschlüsselt. Es lautete: »2iiy. Sarc. Ehem. Handelsagent... in Diensten Toronth... Verbindung mit Tripolis abgebrochen. <

Und fast immer gab man von der »Savarena« aus dieselbe Antwort: > Suche fortsetzen... ungeachtet der Unkosten. Erwarte neue Beweise.

Die geheime Korrespondenz erstreckte sich, wie wir schon sagten, über den gesamten Mittelmeerraum. Die Überwachung dieses Gebietes war offenbar lückenlos. Ein Tourist, der sich der Muße hingab, war Doktor Antekirrt also gewiß nicht, obwohl er diesen Eindruck zu erwecken versuchte. Selbstverständlich war das Telegraphenamt zur Verschwiegenheit verpflichtet, aber Gerüchte über den merkwürdigen Depeschenaustausch drangen doch immer wieder in die Öffentlichkeit. Die Neugier des Publikums wurde aufs neue angefacht, und der Neugierigste von allen war der Bankier Silas Toronthal.

Er verstand selbst nicht, was in ihm vorging. Bei seiner ersten Begegnung mit Doktor Antekirrt hatte er sich gleichermaßen angezogen und abgestoßen gefühlt, doch bisher war noch keine Gelegenheit gewesen, den Ursprung für diese widerspältigen Empfindungen aufzudecken. Aber je mehr sich Doktor Antekirrt vor der Öffentlichkeit verbarg, desto lebhafter wurde der Wunsch des Bankiers, den Fremden wiederzusehen. Aus diesem Grund begab sich Silas Toronthal immer wieder zum Quai von Gravosa. Einmal war er sogar mit einem kleinen Boot zur »Savarena« übergesetzt, aber der Steuermann hatte ihn, wie zu erwarten, abgewiesen.

»Doktor Antekirrt ist nicht zu sprechen«, hieß die immer gleichlautende Auskunft, und Silas Toronthal mußte umkehren. Von diesem Tag an trug er nur noch eine mürrische und oft auch zornige Miene zur Schau. Er war nicht gewöhnt, auf Widerstand zu treffen, den er nicht brechen konnte, und so engagierte er einen zuverlässigen Agenten, der den Besitzer der »Savarena« auf Schritt und Tritt beobachtete, auch, wenn er nur einen harmlosen Spaziergang in der Nähe des Hafens machte. Auf diese Weise hatte Silas Toronthal von der Begegnung zwischen Borik und Doktor Antekirrt erfahren. Seine Unruhe wuchs, als er bald darauf über den Besuch unterrichtet wurde, den der Fremde der Witwe Stefan Bathorys abstattete. Ich muß wissen, was dieser Mann in Ragusa treibt, sagte er sich immer wieder, doch dann beruhigte er sich selbst: Was hatte er denn zu fürchten? Fünfzehn Jahre lagen die Ereignisse von Triest schon zurück, und niemals war ein Gerücht über seine eigene Rolle darin an die Öffentlichkeit gedrungen. Außerdem hatte Doktor Antekirrt auch keinen weiteren Besuch bei Frau Bathory gemacht. Und dennoch: Mußte ihn nicht alles, was mit den Angehörigen seiner Opfer zusammenhing, beunruhigen? Reue und Gewissensbisse waren ihm zwar fremd, doch Mißtrauen und Angst plagten ihn

von nun an Tag und Nacht. Nach vielerlei Überlegungen verfiel er endlich auf ein Mittel, das ihm doch noch zu einer Begegnung mit dem Doktor verhelfen konnte: Er wollte Doktor Antekirrt um ärztlichen Beistand bitten. Frau Toronthal litt seit Jahren an einer auszehrenden Krankheit, vor der die Ärzte von Ragusa kapitulierten. Trotz aufopfernder Pflege, vor allem seitens der Tochter, siechte die Frau des Bankiers dahin, ohne wirklich bettlägrig zu sein. Ob ihr merkwürdiges Leiden seelische Gründe hatte? Die Kranke verschloß sich allen Fragen ihrer Ärzte. Vielleicht hätte Silas Toronthal selbst eine Erklärung geben können, doch im Augenblick sah er in der Krankheit seiner Frau lediglich einen Vorwand, den geheimnisvollen Fremden in sein Haus zu locken. Für ihn gab es keinen Zweifel: Doktor Antekirrt würde selbstverständlich seiner Einladung Folge leisten, denn welcher Arzt verweigerte schon seine Hilfe, wenn man ihn zu einer Schwerkranken rief! Er bat also den Doktor in einem kleinen Brief, einen Tag zu nennen, der ihm für eine Visite bei Frau Toronthal genehm sei.

Als Doktor Antekirrt den Brief erhielt, betrachtete er zunächst ungläubig den Namen des Absenders. Da aber Toronthals Bote auf Antwort wartete, beherrschte er sich sofort und las das Schreiben, ohne die geringste Gefühlsbewegung zu verraten. Dennoch überlegte er fieberhaft: Sollte er die Gelegenheit nutzen und sich das Vertrauen der Familie des Bankiers erwerben? Oder würden aus dieser Verbindung nur Verwicklungen entstehen, die seinen Plänen hinderlich waren? Nach kurzem Zögern hatte er sich entschieden; die Antwort wurde dem Boten sofort ausgehändigt. Sie lautete: »Doktor Antekirrt bedauert, den Fall nicht behandeln zu können. Er praktiziert nicht in Europa. < Weiter nichts.

Silas Toronthal schäumte vor Wut, als er die Absage in Händen hielt; vor Erregung zerknüllte er den Briefbogen. Was hieß denn, Doktor Antekirrt praktiziere nicht in Europa? Hatte er nicht vor kurzem erst Peter Bathorys Mutter einen Krankenbesuch abgestattet? Oder war dieser Besuch anderer Natur? Aber welcher? Silas Toronthal zermarterte sich den Kopf. Er fand keine Ruhe mehr, und er sah voraus, daß dieser Zustand bis zur Abreise des Doktor Antekirrt andauern werde. Seiner Frau und seiner Tochter erzählte er nichts von der mißglückten Einladung an den Arzt, doch er hielt es für geraten, den Fremden weiterhin überwachen zu lassen.

Schon am nächsten Tag konnte der Informant über einen Vorfall berichten, der nicht weniger alarmierend war als Doktor Antekirrts Besuch bei Frau Bathory. Diesmal handelte es sich um ihren Sohn:

Peter Bathory war niedergeschlagen aus Zara zurückgekehrt. Man hatte ihm dort die Leitung einer metallurgischen Fabrik in Aussicht gestellt, doch schienen ihm die Bedingungen unannehmbar zu sein; das jedenfalls sagte er seiner Mutter, und Frau Bathory begnügte sich mit dieser Auskunft. Dann übergab sie ihm den Brief, der von der »Savarena« kam. Peter Bathory überflog Doktor Antekirrts Zeilen und reichte der Mutter die Einladung.

»Damit habe ich gerechnet«, sagte sie.

Der junge Mann war über diesen Satz nicht wenig erstaunt, und Frau Bathory erzählte ihm vom Besuch des Doktors. »Kennst du denn den Fremden, Mutter? Ganz Ragusa spricht schon über ihn!«

»Nein, mein Sohn, aber er kannte deinen Vater und war offenbar auch ein Freund der Grafen Sandorf und Zathmar.«

»Hatte er Beweise für seine Freundschaft mit Vater vorzuzeigen?«

»Nein, keine.« Von den hunderttausend Gulden wollte Frau Bathory keinesfalls sprechen.

»Und wenn er nun ein Spion, ein österreichischer Agent wäre?«

»Das sollst du selbst herausfinden, mein Sohn.«

»Du rätst mir also, der Einladung zu folgen?«

»Ja. Man darf den Mann nicht beleidigen, der auf dich vielleicht die Freundschaft übertragen will, die ihn mit deinem Vater verband.«

»Aber was macht er in Ragusa? Betreibt er hier bestimmte Geschäfte?«

»Vielleicht will er Grundbesitz erwerben. Es heißt, er sei reich. Möglicherweise bietet er dir eine Stellung an!«

»Ich nehme die Einladung an, damit die Ungewißheit aufhört.«

»So geh noch heute zu ihm, mein Sohn, und bitte ihn, darin eine Erwiderung seines Besuches in meinem Hause zu sehen.« Peter Bathory umarmte die Mutter beim Abschied so heftig, daß die alte Dame stutzte. Irgend etwas schien den jungen Mann zu bedrücken, doch er wagte wohl nicht, sich auszusprechen.

»Mein armer Sohn«, sagte Frau Bathory leise, als die Haustür hinter Peter ins



Schloß gefallen war.

Es war halb zwei Uhr, als Peter Bathory am Stadtpalais des Bankiers Toronthal vorüberging. Er verlangsamte den Schritt und blickte zu einem der Erker hinauf, dessen Fenster zur Straßenseite hin lagen. Doch alle Jalousien waren herabgelassen; das Haus hätte nicht unbewohnt wirken können. Der junge Mann beschleunigte nun wieder seine Schritte, doch das kurze Zögern vor dem Haus Toronthals war beobachtet worden. Von wem? Von einer hochgewachsenen Frau mittleren Alters, die langsam den Stradone hinunterging. Ihr dunkler Teint und das krause braune Haar, in das Zechinen eingeflochten waren, ließen an eine Marokkanerin oder Zigeunerin denken, doch sie konnte ebenso gut aus Ägypten oder Indien stammen. Jedenfalls bettelte sie nicht um Almosen; sie hätte wohl nicht einmal Geld angenommen, das man ihr unaufgefordert schenken wollte. Nein, sie war vollauf damit beschäftigt, auf eigene Rechnung oder in fremdem Auftrag alles zu beobachten, was im Hause Toronthals und bei den Bathorys in der Marinella-Straße geschah. Und so hatte sie auch die Verfolgung Peter Bathorys aufgenommen, sobald der junge Mann in den Stradone eingebogen war. Verlangsamte er den Schritt, fiel sie ein wenig zurück; ging er schneller, beschleunigte sie ihre Gangart. Doch von all dem ahnte Peter Bathory nichts. Er war ohnehin so in Gedanken vertieft, daß ihm auch ein ungeschickterer Spion nicht aufgefallen wäre.

Den ersten Festungswall ließ er bald hinter sich, doch die Verfolgerin blieb ihm auf den Fersen. Sie sah, daß er gleich hinter dem Ausfalltor in die Allee nach Gravosa einbog, und von nun an hielt sie ständig ungefähr zwanzig Schritt Abstand zu ihrem Opfer.

Da Silas Toronthal um die gleiche Stunde im offenen Wagen durch die Allee nach Ragusa fuhr, mußte er Peter Bathory begegnen. Die Marokkanerin hatte diese Situation blitzschnell erfaßt und trat hinter einen Baum. Wenn sie die beiden Männer wegen der Entfernung auch nicht belauschen konnte, so konnte sie sie doch beobachten.

Zu einem Gespräch der Herren kam es ohnehin nicht. Silas Toronthal wendete im gleichen Augenblick als der junge Mann höflich den Hut zog, den Kopf ab, und gleich darauf war sein schneller Wagen schon in der Richtung der Stadt verschwunden.

Die Marokkanerin quittierte diese kleine Szene mit einem hämischen Lächeln, und sie sagte auf arabisch: »Es ist Zeit, daß er kommt.«

Peter Bathory sah eher traurig als beleidigt aus, als er seinen Weg fortsetzte. Eine Viertelstunde später kam er am Quai von Gravosa an und schaute einen Augenblick voller Bewunderung zur »Savarena« hinüber, deren Wimpel am Großmast in der leichten Brise flatterte.

»Merkwürdig, diesen Wimpel habe ich noch bei keinem anderen Schiff gesehen«, sagte er nachdenklich, und einen Lotsen am Quai fragte er: »Woher kommt wohl Doktor Antekirrt?« Doch der Mann wußte auch keine Antwort. Ihm war lediglich zu Ohren gekommen, daß die »Savarena« zuletzt in Brindisi vor Anker gelegen hatte, daß ihre Papiere offenbar in Ordnung seien und daß sie ihr Inkognito wahren dürfe, weil sie nur als Luxusschiff für private Zwecke benutzt werde. Peter Bathory rief ein Boot heran und ließ sich zur »Savarena« übersetzen. Das aber hatte nicht einmal die Spionin erwartet; sie schaute ihm verblüfft hinterher.

Gleich darauf betrat der junge Mann das Deck der Yacht. Entgegen seiner Gewohnheit, jeden Fremden von Bord zu weisen, lud der Steuermann Peter Bathory ein, einen Augenblick zu warten. Er ging mit der Visitenkarte des Besuchers eine Treppe hinunter und verschwand in einem der achtern gelegenen Salons. Er kehrte aber sofort zurück und meldete, daß Doktor Antekirrt Herrn Peter Bathory erwarte.

Vor den Luken des Salons waren Vorhänge angebracht. So fiel nur gefiltertes Tageslicht in den Raum, doch es wurde durch die mit Spiegeln verkleidete Decke wieder verstärkt. Auf diese Weise schien der Besucher, der durch die geöffnete Flügeltür eintrat, plötzlich auf einer von oben beleuchteten Bühne zu stehen, während Doktor Antekirrt selbst im halbdunklen Hintergrund des Salons auf einem Diwan saß.

»Mein Gott... sein Ebenbild!« sagte er erschüttert, als der junge Peter Bathory näher trat. So, genau so mußte Stefan Bathory als Zweiundzwanzigjähriger ausgesehen haben! Der gleiche entschlossene Gesichtsausdruck, die gleiche aufrechte Haltung – gewiß begeisterte sich auch dieser junge Mensch wie einst sein Vater für alles, was gut, wahr und schön war. Doktor Antekirrt erhob sich

und sagte:

»Ich freue mich, daß Sie meiner Einladung gefolgt sind, Herr Bathory«, und mit einer Handbewegung lud er den Gast ein, Platz zu nehmen. »Ich hätte Ihnen auch ohne ausdrückliche Einladung einen Besuch abgestattet«, sagte Peter Bathory unbefangen. »Einmal mußte ich doch Ihren Besuch im Hause meiner Mutter erwidern; zum andern wollte ich gar zu gern den Mann kennen lernen, der meinem Vater und seinen Mitstreitern ein so treues Andenken bewahrt hat.«

Die Stimme des jungen Mannes zitterte ein wenig, als er den Vater erwähnte, und er glaubte, sich für diese Schwäche entschuldigen zu müssen, doch der gleichfalls bewegte Doktor Antekirrt wehrte ab:

»Sie brauchen sich Ihrer Gefühle nicht zu schämen, junger Mann«, sagte er. »Es ist nur natürlich, wenn die Erinnerung an die tragischen Ereignisse von 1867 einen gebürtigen Ungarn überwältigt. Ich bin allerdings erstaunt, daß Sie sich noch so deutlich daran erinnern. Fünfzehn Jahre sind eine lange Zeit, und Sie waren noch ein Kind, als Sie Ihren Vater zum letzten Mal sahen.«

»Meine Mutter ist sein zweites Ich, mein Herr«, entgegnete Peter Bathory. »Sie hat nie aufgehört, um ihn zu trauern, und sie ist nie müde geworden, mir von seiner Opferbereitschaft für das Vaterland und die Seinen zu erzählen. Ich war erst acht Jahre alt, als ich den Vater verlor, doch dank meiner Mutter ist er für mich nie wirklich gestorben.«

»Sie lieben Ihre Mutter, mein Freund, und sie hat es verdient; Stefan Bathorys Freunde aber verehren sie als die Witwe eines ungarischen Märtyrers.«

Peter Bathory dankte dem Doktor aufrichtig für so viel Anteilnahme an seinem Geschick. In seiner Aufregung überhörte er, daß Doktor Antekirrt bei aller Freundlichkeit mit einer gewissen Kälte sprach, die vielleicht in seinem Wesen lag, vielleicht aber auch beabsichtigt war.

»Sie haben meinen Vater also gut gekannt«, sagte der junge Mann, doch Doktor Antekirrt zögerte ein wenig mit der Antwort.

»Nur so, wie ein Student einen Professor kennt, der zu den Kapazitäten der Universität zählt«, entgegnete er schließlich, und er fuhr fort: »Sie müssen wissen, daß ich in Ungarn vor allem Medizin und Physik studiert habe. Ihr Vater gehörte zu meinen bevorzugten Lehrern, obwohl er nur zehn Jahre älter war als ich. Zunächst schätzte ich ihn, dann verehrte ich ihn, denn ich spürte in allem, was er lehrte, jene Aufrichtigkeit und Unbedingtheit, die ihn später zum glühenden Patrioten werden ließ. Erst als ich meine Studien in anderen Ländern abschließen mußte, riß unsere Verbindung ab. Kurz darauf schon opferte Stefan Bathory seine wissenschaftliche Karriere einer Idee, die er als richtig und verpflichtend erkannt hatte. Er zog von Preßburg nach Triest – in Begleitung Ihrer Mutter, die ihm in allen Nöten tapfer zur Seite stand. Sie besaß auf ihre Weise dieselben Tugenden, die Ihren Vater auszeichneten. Verzeihen Sie, mein Freund, daß ich so schmerzliche Erinnerungen wachrufe, doch Sie sagten es ja schon: Sie selbst können die tragischen Ereignisse jenes Sommers auch nicht vergessen.«

»Nein, nie, mein Herr!« rief Peter Bathory mit der ganzen Überzeugungskraft seines jugendlichen Alters, »so wenig, wie Ungarn je die Namen von Stefan Bathory, Ladislaus Zathmar und Mathias Sandorf, ihrem kühnsten Mitstreiter, je vergessen wird.«

»Wenn Sandorf der kühnste der Verschwörer war, so waren ihm seine Freunde doch in Tapferkeit und Mut ebenbürtig«, sagte Doktor Antekirrt. »Alle drei verdienen den gleichen Respekt; alle drei verdienen auch, daß man sie rächt...« Er unterbrach sich. Ob Frau Bathory dem Sohn erzählt hatte, daß die Anführer der ungarischen Volkserhebung in Triest schon Verrätern zum Opfer gefallen waren? Offenbar nicht, denn Peter Bathory ging auf den letzten Satz des Doktors nicht ein. Also wollte Frau Bathory in ihrem Sohn keinen Haß züchten, zumal sie die Namen der Verräter nicht kannte. Doktor Antekirrt fühlte sich daraufhin ebenfalls zur Verschwiegenheit verpflichtet. Er erwähnte nur noch, daß Stefan Bathory und Mathias Sandorf ohne den Verrat des Spaniers wahrscheinlich der österreichischen Polizei entkommen wären und überlebt hätten.

»In meinem Land wären sie vor allen Nachstellungen sicher gewesen«, fügt er hinzu.

»Wie heißt das Land, von dem Sie sprechen, Herr Doktor?«

»Kephalonien. Ich lebte damals auf den Ionischen Inseln.« Einen Augenblick lang hing jeder der beiden Männer den eigenen Gedanken nach. Dann sagte Doktor Antekirrt: »Unsere Erinnerungen führen uns allzu tief in die Vergangenheit, Peter, wenn ich Sie so nennen darf. Möchten Sie, daß wir jetzt

über die Gegenwart oder, besser noch, über Ihre berufliche Zukunft sprechen?»

»Gern, Herr Doktor. Sie deuteten in Ihrer Einladung schon an, daß Sie diese Frage berühren werden.«

»So ist es, mein Freund. Ich weiß, was Ihre Mutter für Ihre Erziehung und Ausbildung geleistet hat; ich weiß auch, daß Sie dieses Opfer würdigen und heute bereits ein ganzer Mann sind.«

»Ein ganzer Mann?« rief Peter Bathory verbittert, »ein Mann, der nicht einmal für sich selbst einstehen, geschweige denn seiner Mutter entgelten kann, was sie jahrelang für ihn getan hat!«

»Das ist nicht Ihre Schuld, Peter«, sagte Doktor Antekirrt begütigend. »Ich weiß, wie hart heute der Konkurrenzkampf ist, wie viele junge Leute um die wenigen guten Positionen kämpfen. Sie sind Ingenieur?«

»Ja, freier Ingenieur. Ich habe das Diplom, aber kein Anrecht auf eine staatliche Stellung. Ich muß mir selbst eine Position in der Industrie suchen. Und das ist mir noch nicht gelungen... zumindest nicht in Ragusa.«

»Aber in einer anderen Stadt...?«

»Ja«, sagte Peter Bathory zögernd. »Man hatte mir vor kurzem in Zara eine Stellung in Aussicht gestellt.«

»Und was ist daraus geworden?«

»Ich sollte sie bekommen, aber...«

»... Sie haben das Angebot abgelehnt, nicht wahr?«

»Mir blieb keine Wahl. Ich hätte in die Herzegowina gehen müssen...«

»... aber Sie wollten Ihre Mutter nicht allein in Ragusa zurücklassen?«

»O nein, Herr Doktor, das war es nicht. Meine Mutter folgt mir überall hin.«

»Also hatten Sie andere Gründe?« fragte der Doktor hartnäckig. »Ja«, entgegnete Peter Bathory, »ich muß aus zwingendem Grund in Ragusa bleiben.«

Doktor Antekirrt spürte, daß sein junger Gast verlegen wurde. »Damit wird leider auch mein Angebot hinfällig«, sagte er in gleichmütigem Tonfall. »Ich hätte also fortgehen müssen, um...«

»Ja, Sie hätten in ein anderes Land gehen müssen. Ich wollte Sie dort zum verantwortlichen Ingenieur für bestimmte Arbeiten machen, an denen mir sehr viel liegt.«

»Es tut mir leid, Herr Doktor Antekirrt, aber mein Entschluß, um jeden Preis in Ragusa zu bleiben, wurde nicht leichtfertig gefaßt.«

»Ich glaube es Ihnen, Peter. Ich hätte nur gern auf diese Weise meine Dankesschuld an Stefan Bathory abgetragen.« Der junge Mann kämpfte mit sich. Sollte er diesem Fremden, der doch seiner Mutter und ihm selbst so viel Sympathie entgegenbrachte, die Wahrheit gestehen? Unsicher begann er: »Herr Doktor, glauben Sie bitte nicht, ich sei starrköpfig, wenn ich Ihr Anerbieten ablehne. Sie sprechen zu mir als Freund Stefan Bathorys, doch ich... ich sehe in Ihnen fast schon mehr als einen Freund der Familie... einen Vater... und deshalb...«

»Sprechen Sie sich aus, mein Sohn!«

»... sollen Sie die ganze Wahrheit erfahren. Ich liebe; ich liebe ein junges Mädchen aus Ragusa, aber zwischen uns liegt ein unüberwindbarer Abgrund. Auf der einen Seite steht die Armut, auf der anderen der Reichtum. Ich habe diesen Abgrund lange Zeit nicht sehen wollen und das Mädchen vielleicht auch nicht. Wir begegnen uns nur selten. Ein Blick, den sie mir auf der Straße oder aus dem Fenster zuwirft, das ist schon alles – und doch zu viel, als daß ich darauf noch verzichten könnte! Der Gedanke, aus Ragusa fortgehen zu müssen, und sei es nur für kurze Zeit, bringt mich um den Verstand. Ach, Herr Doktor, verstehen Sie mich doch! Ich mußte Ihr Angebot ablehnen.«

»Ich verstehe Sie, Peter«, sagte Doktor Antekirrt, »und Ihr Freimut ist lobenswert. Doch gestatten Sie eine Frage: Weiß Ihre Mutter von Ihrer schwierigen Lage?«

»Nein, ich habe ihr nichts von dem Mädchen erzählt, denn angesichts unserer bedrängten Verhältnisse würde sie sicher sagen, ich solle mir solche Hoffnungen aus dem Kopf schlagen. Vielleicht hat sie aber meinen Kummer schon erraten.«

»Lieber Peter, ich halte Ihre Lage durchaus nicht für hoffnungslos. Erzählen Sie mir ein wenig von dem Mädchen! Ist sie wirklich sehr reich?«

»Ja sehr reich, viel zu reich für mich.«

»Verdient sie Ihre Gefühle?«

»Mein Herr, ich würde nie wagen, meiner Mutter ein unwürdiges Mädchen ins Haus zu führen.«

»Um so besser, Peter. Und wenn der Abgrund nun gar nicht so unüberbrückbar

wäre?«

»Herr Doktor, Sie sollten in mir nicht Wünsche wecken, die unerfüllbar sind!«

»Unerfüllbar!«

Doktor Antekirrt sprach das Wort mit so viel Verachtung aus, daß sich Peter Bathory plötzlich wie verwandelt fühlte. Ja, dieser Doktor Antekirrt hatte recht: Man mußte sich nur zum Herrn des eigenen Schicksals machen und die Zukunft fest in die Hand nehmen. Und so antwortete er auf die Frage nach dem Namen der jungen Dame ohne Hemmung: »Warum sollten Sie den Namen nicht erfahren? Das Mädchen heißt Sava Toronthal.«

Doktor Antekirrt fühlte sich wie vom Blitz getroffen. Doch dank seiner übermenschlichen Selbstbeherrschung verriet nicht einmal ein Zittern der Stimme, daß ihm die Nennung des verhaßten Namens Toronthal die Fassung raubte. Nur eine Sekunde schwieg er, dann sagte er beiläufig: »Ich werde über Ihren Fall nachdenken, Peter. Es ist gut, daß ich jetzt den Namen kenne.« Erleichtert bat der junge Mann gleich darauf, sich verabschieden zu dürfen. Er drückte dem Doktor dankbar die Hand, sprang die Stufen zum Deck hinauf, stieg sofort in das wartende Boot und war binnen kurzem wieder am Festland.

Sobald er den Heimweg nach Ragusa antrat, heftete sich die Spionin wieder an seine Fersen. Während seines Aufenthaltes auf der »Savarena« hatte sie ihren Späher-Posten keinen Augenblick verlassen.

Dem jungen Mann war so leicht ums Herz wie schon seit langem nicht mehr. Endlich hatte er sich einem Menschen anvertrauen können, der sein Freund oder mehr noch als ein Freund war! Das war einer jener herrlichen Glückstage, die im Leben so selten sind, und um das Glück vollkommen zu machen, sah er, wie sich der Vorhang am Erkerfenster von Toronthals Haus bei seinem Herannahen ein wenig hob und gleich wieder fallengelassen wurde!

Doch Peter Bathory war nicht der einzige Passant, der dieses kleine Manöver wahrgenommen hatte; der Marokkanerin war es auch nicht entgangen. Sobald der junge Mann in die Marinella-Straße abgebogen war, lief sie zum Telegraphenamt und gab eine Depesche auf. Der Text bestand aus dem einen Wort »Komm!« Die Adresse lautete: »Sarcany. Postlagernd. Syrakus/Sizilien!«

## VI

### Die Bucht von Cattaro

Der unglückliche Zufall, der den Gang der Welt so oft beeinflußt, spielte auch im Leben der Familien Bathory und Toronthal eine verhängnisvolle Rolle. Er hatte sie nicht nur beide nach Ragusa verschlagen, sondern obendrein ihre Kinder zusammengeführt. Sava Toronthal und Peter Bathory waren zufällig einander in der Stadt begegnet; sie waren aufeinander aufmerksam geworden; sie hatten sich ineinander verliebt – Peter, Sohn eines Mannes, der durch schändlichen Verrat ums Leben gekommen war, und Sava, Tochter des Mannes, der diesen Verrat verübt hatte.

Das alles schoß Doktor Antekirrt durch den Kopf, als er wieder allein im Salon der »Savarena« saß.

»Und ich, ausgerechnet ich muß Peter Bathory Hoffnungen machen!« sagte er immer wieder kopfschüttelnd. Doch bald hatte er sich wieder gefaßt. Ein Doktor Antekirrt beugte sich nicht widerstandslos dem Schicksal! Nein, er fühlte sich stark genug, auch Menschenschicksale nach seinem Willen zu lenken! »Und wenn es harte Kämpfe kostet!« rief er. »Ich werde verhindern, daß diese Liebe in Erfüllung geht! Sie ist ein Verbrechen; sie ist hassenswert! Wie könnte Peter Bathory noch seine Pflicht erfüllen und den Tod seines Vaters rächen, wenn er mit der Tochter des Verräters verheiratet wäre? Ich muß ihm die Augen öffnen, ehe es zu spät ist.« Sobald er diesen Entschluß gefaßt hatte, begann er zu überlegen, wie er Frau Bathory und ihrem Sohn die Wahrheit enthüllen könnte. Hatte er unwiderlegbare Beweise für Toronthals Schuld in der Hand? Nein, denn die drei Hauptzeugen der Tat, Mathias Sandorf, Ladislaus Zathmar und Stefan Bathory, konnten nicht mehr befragt werden. Wäre es also klüger, die Familie Bathory zunächst gar nicht zu unterrichten und stattdessen in der Stadt Gerüchte über die Tat des Bankiers kursieren zu lassen? Auf diese Weise würde zumindest der Abgrund zwischen Sava Toronthal und Peter Bathory noch vertieft, wenn nicht unüberbrückbar gemacht, doch gleichzeitig mußte man damit rechnen, daß der Bankier aus Ragusa floh. Und das widersprach den Absichten des Doktor Antekirrt: Der Verräter mußte greifbar sein, wenn ihn seine Richter zur Verantwortung ziehen wollten. So jedenfalls war es geplant, doch die Entwicklung der Dinge sollte schon in Kürze viel eigenwilliger verlaufen.

Da Doktor Antekirrt einsah, daß ihm noch die Mittel fehlten, um Silas Toronthal seiner Tat zu überführen, entschloß er sich, zunächst das Dringendste zu tun, nämlich Peter Bathory aus Ragusa fortzulocken. Der Name Bathory durfte nicht durch eine Verbindung mit der Familie Toronthal entehrt werden! Ja, er mußte Peter Bathory so weit fortbringen, daß niemand mehr seine Spur fand. Hatte er den jungen Mann erst in der Hand, würde er ihn über Toronthals und Sarcany's Verbrechen aufklären und ihn zum Mitstreiter in seinem Rachefeldzug machen. Doch Eile schien ihm geboten, und deshalb beorderte er eines seiner schnellsten Boote aus der südlich von Ragusa gelegenen Bucht von Cattaro nach Gravosa.

Es war eines jener berühmten Schnellboote von der englischen Thornycroft-Werft, die zum Vorläufer der modernen Torpedoboote wurden. Das schmale Schiff maß vierzig Meter; seine Wasserverdrängung betrug siebzig Tonnen; Masten und Schornstein fehlten. Auf der Oberseite des stählernen spindelförmigen Bootskörpers gab es lediglich eine Plattform, und darauf war das Steuerhaus errichtet. Es ähnelte einem metallenen Käfig mit linsenförmigen Fenstern, und es konnte bei hohem Seegang völlig wasserdicht verschlossen werden. Damit war das Schiff auch bei schlechtem Wetter gut manövrierbar; weder Sturm noch hoher Wellengang konnten ihm Zeitverluste oder Kursänderungen aufzwingen. Mit seiner Geschwindigkeit von fünfzig Kilometern in der Stunde übertraf es alle Torpedoboote der Alten und der Neuen Welt. Und dieser überragenden Schnelligkeit seiner Schiffe verdankte Doktor Antekirrt zum Teil wenigstens seinen legendären Ruf: Hatte man ihn soeben noch auf den Ionischen Inseln gesehen, so meldete man kurz darauf, er halte sich in der Kleinen oder Großen Syrte auf – er war allgegenwärtig!

Doch in einem wichtigen Punkt unterschied sich Doktor Antekirrts Boot von den Thornycroft-Schiffen: Während jene mit überhitztem Wasserdampf als Antriebskraft arbeiteten, nutzte er die Elektrizität. Er speicherte sie in mächtigen Akkumulatoren, die er selbst konstruiert hatte und die seine Schnellboote mit nahezu unbegrenzter Energie versorgten. Die Fahrzeuge trugen sogar den

Namen ihrer wunderbaren Energiequelle: Sie hießen alle »Electric« und waren nur zusätzlich numeriert. Es war die »Electric 2«, die Doktor Antekirrt von Cattaro nach Gravosa beordert hatte. Noch ehe sie eintraf, rief der Doktor Kap Pescada und Kap Matifu zu sich und stellte ihnen Arbeit in Aussicht. Endlich herrschte im Quartier der Artisten wieder Sonnenschein: Sie wurden gebraucht! Sie konnten sich ihrem Brotgeber erkenntlich zeigen! Ein klein wenig Schatten gab es dennoch: Kap Pescada erhielt den Auftrag, in Ragusa die Häuser des Bankiers Toronthal und der Witwe Bathory zu überwachen, während Kap Matifu den Doktor nach Cattaro begleiten wollte – und das hieß Trennung! Die erste Trennung, seitdem sie beschlossen hatten, ihr Elend gemeinsam zu tragen. Ohne Frage litt Kap Matifu schwerer unter dieser Entscheidung, doch Kap Pescada versuchte ihn zu trösten:

»Es ist doch nur für kurze Zeit«, sagte er, »gerade so lange, bis das Stück zu Ende ist. Und das darfst du mir glauben: Es wird ein großartiges Stück mit einem großartigen Schauspieldirektor und auch großartigen Rollen für uns beide.«

»Meinst du...?«

»Wenn ich es doch sage! Nun ja, der Liebhaber wäre wohl die falsche Rolle für dich, obwohl du verdammt gefühlvoll sein kannst; Verräter? Geht auch nicht: Du bist zu gutmütig und zu dick dafür. Ich hab's: Du bist der gute Geist, der am Schluß den Knoten löst, das Böse bestraft und das Gute belohnt.«

»Wie in der Pantomime?«

»Genau so. Ich sehe dich schon in der Rolle, mein Dicker: Wenn der Bösewicht nicht mehr damit rechnet, tauchst du plötzlich auf, und im Handumdrehen löst du den Knoten mit deinen mächtigen Pranken auf. Die Rolle ist nicht besonders groß, aber sie macht Eindruck auf die Zuschauer. Applaus, Applaus! Und obendrein noch eine Menge Geld!«

»Ich will dir ja gern glauben«, sagte Kap Matifu, »aber vor dem Applaus steht noch unsere Trennung.«

»Ich sag dir doch, es ist nur für ein paar Tage. Du mußt mir nur versprechen, nicht abzumagern. Sechs Mahlzeiten am Tag – und keine auslassen! Und nun, mein Dicker, umarme mich zum Abschied, aber, bitte, nur so tun als ob... Sonst zerquetschst du mich noch. Du weißt ja: Theaterspielen heißt unsere Devise! Adieu, Matifu, und vergiß deinen kleinen Pescada nicht!« So nahmen sie rührenden Abschied voneinander. Kap Matifu lag das Herz wie ein Stein im mächtigen Brustkasten, als er sich so mir nichts, dir nichts allein gelassen sah. Sein Kompagnon hatte sich nämlich augenblicklich nach Ragusa begeben müssen, um Silas Toronthal und Peter Bathory zu überwachen und sich über alle besonderen Vorkommnisse auf dem laufenden zu halten.

Daß Kap Pescada dabei nicht auf die Marokkanerin stieß, die offenbar ähnliche Aufgaben in der Marinella-Straße und im Stradone zu erfüllen hatte, lag an ihrer plötzlichen Abreise. Sobald die Depesche an Sarcany abgegangen war, hatte sie sich an einen vorher verabredeten Treffpunkt begeben, um die Ankunft des Tripolitaners abzuwarten. So konnte Kap Pescada ungehindert den Auftrag des Doktors erfüllen; daß er sich dabei geschickt anstellte, versteht sich von selbst. Peter Bathory ahnte nicht, daß man ihn überwachte, ja, sogar zweifach überwachte, wenn auch zu verschiedenen Zeitpunkten. Nach der offenherzigen Unterhaltung mit Doktor Antekirrt war sein Selbstvertrauen zurückgekehrt. Warum sollte er der Mutter noch verheimlichen, was er doch dem Fremden bekannt hatte? Ihr konnte ohnehin nicht lange entgehen, daß sich seine Niedergeschlagenheit in heitere Zuversicht verwandelt hatte. Und so erzählte er seiner Mutter, was Doktor Antekirrt schon wußte. Er nannte ihr den Namen des jungen Mädchens, um dessentwillen er in Ragusa bleiben wollte. Und was machte es schon, daß er arm war? Doktor Antekirrt hatte ja gesagt, er dürfe hoffen!

»Gott gebe, daß sich deine Hoffnungen erfüllen«, sagte Frau Bathory lächelnd.

Sie lebte vollkommen zurückgezogen in ihrem Häuschen und verließ es nur, wenn sie in Begleitung Boriks die Messe besuchte. Als Ungarin war sie gläubige Katholikin, die ihre religiösen Pflichten nie versäumte. Jedenfalls war es nicht verwunderlich, daß sie weder den Namen Toronthal noch das Stadtpalais kannte, an dem sie doch beim Gang zur Erlöserkirche schon so oft vorübergegangen war. Selbstverständlich hatte sie auch die Tochter des Bankiers noch nie gesehen, und so übernahm Peter jetzt die Aufgabe, der Mutter das junge Mädchen zu beschreiben. Daß er sie mit dem Eifer des Verliebten löste, versteht sich von selbst.

Frau Bathory erfuhr also, wie Sava Toronthal aussah und woran ihr Sohn erkannte, daß seine Liebe erwidert wurde. Doch sobald er den Reichtum des Bankiers erwähnte, konnte sie ihre Bedenken nicht verhehlen. Eine der reichsten Erbsinnen von Ragusa sollte ihren Sohn heiraten dürfen, der völlig mittellos war und vielleicht noch nicht einmal gute Zukunftsaussichten hatte? In seinem Überschwang hielt es Peter Bathory sogar für überflüssig, die Kälte, richtiger gesagt, die Verachtung zu erwähnen, mit der ihm Silas Toronthal bisher stets begegnet war. Um so eifriger erzählte er von der Hoffnung, die ihm Doktor Antekirrt gemacht hatte, und Frau Bathory hörte nur zu gern, daß sich ihr Gönner mit so viel väterlicher Anteilnahme für ihren Sohn einzusetzen versprochen hatte. So schien das ärmliche Haus in der Marinella-Straße endlich einmal ein Hauch von Glück zu streifen, ein Glück, an das Peter Bathory, seine Mutter und selbst der alte Borik, der eingeweiht war, nur allzu gerne glauben wollten.

Am folgenden Sonntag hatte der junge Mann sogar die Freude, Sava Toronthal in der Franziskanerkirche zu sehen. Die Miene des jungen Mädchens, die stets ein wenig traurig war, hellte sich beim Anblick Peter Bathorys sofort auf. Die jungen Leute verständigten sich mit Blicken, und Sava trug einen Abglanz von Peters Glück mit sich nach Hause.

Doch in der darauffolgenden Woche hatte Peter Bathory Grund genug, wieder unruhig zu werden. Doktor Antekirrt hatte nichts mehr von sich hören lassen, und der junge Mann tröstete sich nur mühselig mit allerlei Erklärungen für dieses unerwartete Verhalten seines väterlichen Freundes. Vielleicht hatte er Mühe, Erkundigungen über die Familie Toronthal einzuholen; vielleicht versuchte er sogar, persönlich Verbindung mit dem Bankier aufzunehmen und das junge Mädchen kennen zu lernen? Dennoch: Eine Zeile hätte er schreiben können oder auch nur zwei Worte, am besten die Worte: »Kommen Sie!« Peter Bathory wartete vergebens, und er ließ sich auch nicht mehr durch die Mutter beruhigen. Verzweiflung packte ihn, die sich bald auch auf Frau Bathory übertrug. Warum nur ließ sich der geheimnisvolle Fremde nicht mehr blicken, nachdem er zunächst so viel Interesse für ihre Familie bekundet hatte? Schließlich war Peters Geduld erschöpft. Am 7. Juni machte er sich schon um acht Uhr früh auf den Weg nach Gravosa. War er erst an Bord der »Savarena«, wollte er dem Doktor Antekirrt schon seine Besorgnis erklären; sein väterlicher Freund würde ihm sicher diese Ungeduld verzeihen.

Er lief im Sturmschritt, und ein Verfolger, der weniger flink war als Kap Pescada, hätte ihn bald aus den Augen verloren. Atemlos kam er am Quai von Gravosa an; er glaubte, seinen Augen nicht trauen zu dürfen: Die »Savarena« war nicht mehr da!

Er ließ den Blick über den ganzen Hafen schweifen: Vielleicht hatte die Yacht nur den Liegeplatz gewechselt? Nein, sie war fort! Unwiderruflich abgereist! Ein Matrose bestätigte ihm, daß das Schiff am Abend zuvor in See gestochen war. Peter Bathory war fassungslos: Die »Savarena« verschwunden; der Doktor Antekirrt verschwunden; so geheimnisvoll verschwunden, wie er vor kurzem aufgetaucht war! Hätte der junge Mann gewußt, daß der Schoner nach Cattaro unterwegs war, er wäre ihm auf der Stelle nachgereist. Und er hätte sich umsonst bemüht: Die »Savarena« war schon längst wieder mit unbekanntem Ziel in das Mittelmeer hinausgesegelt, nachdem Doktor Antekirrt und Kap Matifu in einem ihrer Beiboote an Land gerudert waren. In Europa, vielleicht sogar auf dem ganzen alten Kontinent bilden die »Bocche«, die »Mündungen« oder die Bucht von Cattaro eine einzigartige Naturerscheinung. Cattaro selbst ist nicht, wie der Name »Bocche di Cattaro« glauben macht, ein Fluß, sondern eine Kreisstadt mit bischöflichem Sitz. Mit den »Mündungen« sind sechs hinter einander liegende Ausbuchtungen oder Seen gemeint, die jeweils schmale Kanäle miteinander verbinden. Um die lange Wasserstraße zu passieren, an deren Ende schließlich die Stadt Cattaro oder Kotor liegt, braucht man mit einem gewöhnlichen Boot sechs Stunden. Das letzte Glied der Seenkette, zu Füßen des Berges Norri, bildet die Grenze zwischen Österreich und Montenegro, das zum türkischen Herrschaftsbereich gehört.

Noch draußen auf See, also außerhalb der ersten »Bucht«, waren Doktor Antekirrt und Kap Matifu von der »Savarena« auf ein kleines elektrisch angetriebenes Boot umgestiegen, das sie in rascher Fahrt vorbei an Castelnovo, Stolivo, Risano und dem berühmten Wallfahrtsort Perast zum letzten der sechs Seen gebracht hatte. Dort ankerte die »Electric 2« in Sichtweite von Cattaro auf der dunklen Wasserfläche, die an diesem schönen Juniabend

von keinem einzigen Lufthauch bewegt wurde. Offenbar wollte Doktor Antekirrt vermeiden, daß man ihn mit der ›Electric‹ in Verbindung brachte. Er ließ sich und Matifu in einem kleinen Boot zum Quai hinüberbringen, gab aber den Auftrag, die Jolle hinter einem Ufervorsprung den Blicken Neugieriger zu entziehen. In Cattaro selbst blieben die Fremden jedoch unbeachtet. Die Einwohner dieser reichen dalmatinischen Stadt, zumeist Leute slawischer Herkunft, kümmerten sich in erster Linie um ihre Geschäfte.

Betrachtet man Cattaro vom Seeufer aus, so scheint es in eine tiefe Aushöhlung des Berges Norri hineingebaut zu sein. Die vordere Häuserreihe steht allerdings noch auf einem Quai, der dem Wasser abgerungen wurde. Der See oder die Bucht selbst endet mit einem langen spitzen Ausläufer vor einem mächtigen Gebirgsmassiv im Rücken der Stadt. Dieser Trichter mit seinen prächtigen grünen Bäumen am Ufer und den Wiesenhängen im Hintergrund bietet einen hübschen Anblick. Die Paketboote des Lloyd und selbst größere Adria-Küstenfahrzeuge können bis hierher landeinwärts fahren. Doch Doktor Antekirrt hatte an diesem Abend keinen Blick übrig für die Schönheiten der Landschaft; er suchte ein Quartier, und Kap Matifu folgte ihm auf den Fersen, so, wie ein treuer Hund seinem Herrn folgt. Dem braven Burschen war es gleichgültig, ob man ihn in Dalmatien oder in China an Land gesetzt hatte; er betrachtete sich doch nur als Werkzeug, als Maschine, die der Doktor zum Drehen, Stoßen oder Bohren nach Belieben in Bewegung setzen konnte. Der Quai und der Stadtmauerring waren schnell passiert, und dann begaben sich die beiden Fremden in das Gewimmel der vielen schmalen, meist ansteigenden Straßen, in denen sich um diese Abendstunde ein großer Teil der viertausend bis fünftausend Einwohner von Cattaro drängte. Um acht Uhr schloß man schon das ›Meerestor‹, es sei denn, man mußte noch das Einlaufen eines Paketbootes abwarten.

Doktor Antekirrt entdeckte bald, daß Cattaro kein einziges Hotel besaß. Ihm blieb nichts anderes übrig, als in einem Privathaus um Quartier zu bitten – was man nur allzu gern gewährte; gegen gute Bezahlung natürlich.

Ein Vermieter und eine Unterkunft in einer recht ordentlichen Straße waren daher bald gefunden. Doktor Antekirrt und sein Begleiter konnten das Erdgeschoß eines kleinen Hauses beziehen. Man kam auch sogleich überein, daß die Verpflegung Matifus vom Vermieter übernommen wurde – allerdings angesichts der enormen Leibesfülle des Gastes nur gegen einen saftigen Aufpreis. Doktor Antekirrt selbst behielt sich das Recht vor, auswärts zu speisen.

Am nächsten Morgen erhielt Kap Matifu die Erlaubnis, sich nach Belieben in der Stadt umzusehen. Doktor Antekirrts erster Gang führte zur Post, doch es waren für ihn weder Briefe noch chiffrierte Depeschen eingetroffen. So hatte er Zeit und beschloß, einen Spaziergang in die Umgebung zu machen. Nicht weit vor der Stadt fand er eine freundliche Gastwirtschaft, in der sich die bessere Gesellschaft Cattaros zu treffen pflegte, zumeist österreichische Offiziere und Beamte, die sich auf diesem Grenzposten wie Verbannte vorkamen. Für die nächsten Tage hatte der Doktor einen Plan entworfen: Das Ziel war die Entführung des jungen Ingenieurs. Da Peter Bathory in Gravosa bekannt war, wollte man vorsichtshalber darauf verzichten, ihn mit der ›Savarena‹ aus Ragusa fortzuschaffen; sein Verschwinden hätte zu viel Aufmerksamkeit erregt und wäre sicher mit der Abreise der Yacht und ihres geheimnisvollen Besitzers in Verbindung gebracht worden. Außerdem war die ›Savarena‹ doch nur ein Segelschiff; wenn man ein Dampfschiff auf ihre Fährte setzte, war sie zu leicht einzuholen.

Cattaro bot ungleich günstigere Bedingungen für eine Entführung. Peter Bathory würde zweifellos einer Einladung dorthin nachkommen, und sobald er sich an Bord der ›Electric‹ befand, sollte er erfahren, welche Bewandnis es mit Silas Toronthal hatte.

Das Verbrechen des Bankiers würde bald alle Erinnerungen an seine Tochter verdunkeln, auslöschen. Nur zwei, drei Tage noch, und Sava Toronthal wäre für immer von Peter Bathory getrennt.

Am nächsten Morgen, dem 9. Juni, traf ein Brief von Kap Pescada ein. Vom Palais am Stradone gab es nicht Neues zu berichten. Auch Peter Bathory hatte sich seit dem Gang nach Gravosa nicht mehr in der Öffentlichkeit blicken lassen. Die Abreise der ›Savarena‹ hatte ihn offenbar sehr verstört. Doktor Antekirrt fand, daß es nun an der Zeit sei zu handeln. Er bat den jungen Ingenieur um einen Besuch in Cattaro. Doch so ausgeklügelt der Plan war, er wurde von unvorhergesehenen Ereignissen durchkreuzt, die allerdings auf Umwegen zum



gleichen Resultat führten.

Gegen acht Uhr abends ging Doktor Antekirrt am Quai von Cattaro spazieren, als das Einlaufen des Paketbootes ›Saxonia‹ angekündigt wurde. Das Schiff kam aus Brindisi, wo es Passagiere an Bord genommen hatte. Sein Ziel war Triest, doch der Fahrplan sah Zwischenaufenthalte in Ragusa, Zara und etlichen kleineren Häfen an der österreichischen Adria-Küste vor. Der Doktor stand in der Nähe der Anlegebrücke und schaute dem Aussteigen und Einsteigen der Passagiere zu. Plötzlich erstarrte er; sein Blick blieb an einem Reisenden hängen, dessen Gepäck gerade ausgeladen wurde. Der Mann war etwa vierzig Jahre alt, und sein hochmütiger, um nicht zu sagen, unverschämter Gesichtsausdruck paßte zu der lauten Stimme, mit der er den Gepäckträgern Befehle erteilte. Er gehörte offenbar zu jener Kategorie Menschen, die es für unnötig halten, ihren Mangel an Anstand und Bildung mit einer Höflichkeit zu kaschieren, die doch nur unaufrichtig wäre.

»Dieser Schurke... hier... in Cattaro!« Doktor Antekirrt hatte Mühe, die Worte nicht laut herauszuschreien, so sehr überwältigten ihn Zorn und Erregung.

Der Passagier war niemand anders als Sarcany. Fünfzehn Jahre lagen zwischen diesem Tag und den Wochen, als er in Zathmars Haus für den Grafen Sandorf als Buchhalter arbeitete. Äußerlich hatte er sich sehr verändert. Da gab es keine Spur mehr von dem theatralischen Kostüm des Abenteurers, dem wir auf dem Quai von Triest begegneten. Nein, dieser Sarcany hier trug zum eleganten Reiseanzug einen modischen Staubmantel, und seine metallbeschlagenen, Reisekoffer bekundeten, daß er sich inzwischen eine feinere Lebensart zugelegt hatte. Und dazu hatte ihm einzig und allein sein Anteil am Vermögen des Grafen Sandorf verholfen! Ob allerdings von der großen Summe noch etwas übrig war, hätten nicht einmal seine besten Freunde sagen können – vorausgesetzt, er hatte überhaupt Freunde. Doktor Antekirrt ließ den Tripolitaner nicht mehr aus den Augen. Woher der Bursche wohl kam? Und wohin mochte er reisen? Auf jeden Fall wirkte er trotz aller zur Schau getragenen Überheblichkeit unruhig und besorgt.

Die Frage nach dem Woher war rasch beantwortet. Der Zahlmeister der ›Saxonia‹ wußte, daß der Fahrgast in Brindisi zugestiegen war, doch woher er zugereist war, konnte er nicht sagen. Tatsächlich hatte Namirs Depesche den Adressaten in Syrakus erreicht. Sofort nach ihrem Eintreffen war Sarcany nach Cattaro abgereist, um dort mit seiner Informantin zusammenzutreffen.

Doktor Antekirrt beobachtete, daß 'die fremdländisch aussehende Frau auf Sarcany zueilte, und er hörte sie auf arabisch sagen, daß es höchste Zeit gewesen sei.

Sarcany sprach nicht; er nickte nur mit dem Kopf. Sobald sein Gepäck in das Zollhaus gebracht war, verließ er mit der Marokkanerin die Anlegestelle des Dampfers. Er schlug einen Weg außerhalb der Wallanlagen ein; offenbar wollte er nicht durch das Meerestor in die Stadt selbst gehen.

Doktor Antekirrt blieb einen Augenblick lang unschlüssig stehen. War ihm Sarcany entkommen? Sollte er ihn verfolgen? Als er sich ein wenig hilflos umschaute, fiel sein Blick auf Kap Matifu, der am Anlegesteg herumlungerte und sich langweilte. Ein Wink, und der Riese stand vor seinem Herrn. Doktor Antekirrt zeigte auf Sarcany und sagte: »Siehst du den Mann dort, Kap Matifu?«

»Ja.«

»Ob du ihn wohl überwältigen und fortschleppen könntest?«

»Ja.«

»Auch, wenn er sich wehrt?«

»Ja.«

»Aber ich will ihn lebendig haben; vergiß das nicht!«

»Ja.«

Wenn sich Kap Matifu auch nicht aufs Reden verstand, seine Antworten ließen an Klarheit nichts zu wünschen übrig. Doktor Antekirrt konnte sich auf ihn verlassen.

Die Marokkanerin war für ihn kein Problem. In irgendeiner dunklen Ecke würde er sie schon zu fassen bekommen und fesseln und knebeln, und, ehe sie Alarm schlagen konnte, wäre Sarcany längst auf die ›Electric‹ geschafft. Es war zwar noch nicht richtig dunkel, aber die Dämmerung genügte schon, um diese Arbeit zur Zufriedenheit des Doktors zu erledigen. Doch vorläufig ergab sich noch keine Gelegenheit, sein Vorhaben auszuführen. Sarcany und die Marokkanerin gingen immer noch am Seeufer entlang. Sie wechselten kein Wort und schienen einen Platz zu suchen, an dem sie vor Lauschern sicher sein konnten. So gelangten sie

schließlich zum Südtor von Cattaro, durch das man ins Gebirge und zur österreichischen Grenze gelangt.

Unmittelbar vor dem Tor liegt ein Marktplatz oder Basar, auf den viele Montenegriner ihre Waren zum Verkauf bringen. Die Bergbauern müssen ihre Geschäfte dort draußen betreiben, da man sie nur ungern in die Stadt hereinläßt und auch dann nur, wenn sie vorher alle Waffen abgegeben haben. Jeden Dienstag, Donnerstag und Samstag legen die Bewohner von Cetinje, Njegos und anderen kleinen Gebirgsorten den fünf- bis sechsstündigen Weg nach Cattaro zurück, um dort auf dem Markt Kartoffeln, Eier, Reis und Geflügel feilzuhalten. Der 10. Juni war ein Dienstag. Kleine Gruppen von Bauern, die erst am Abend ihre Geschäfte beendet hatten, richteten sich darauf ein, im Basar selbst zu übernachten. Manche der Bauern und Bäuerinnen gingen noch plaudernd auf und ab, einige stritten sich, andere hatten sich schon zum Schlafen auf dem Boden niedergelegt oder brieten noch auf albanische Art einen Hammel am Holzspieß.

Diesen Marktplatz hielten Sarcany und seine Begleiterin für einen geeigneten Ort, um ungestört ihre Gespräche zu führen. Da ihre Geschäfte offensichtlich geheimer Natur waren, hätten sie sich keinen besseren Platz zum Plaudern aussuchen können. Außerdem enthub sie die Wahl des Ortes der Notwendigkeit, sich in der Stadt ein festes Nachtquartier zu suchen. Doktor Antekirrt und Kap Matifu kamen getrennt auf dem Marktplatz an. Da die Feuer schon weit heruntergebrannt waren, lag der Platz in tiefem Dunkel, und die Entführung Sarcany's versprach schwierig zu werden. Doktor Antekirrt bedauerte, den Tripolitaner nicht schon auf der Uferstraße überwältigt zu haben, jetzt hieß es, mit Geduld einen günstigen Augenblick abzuwarten. Auf jeden Fall lag das Beiboot kaum zweihundert Schritt vom Marktplatz entfernt hinter seiner Felsklippe vor Anker, und nur zwei Ankerlängen weiter erkannte man undeutlich die Umrisse der »Electric«. Eine kleine Laterne am Bug markierte ihre Position.

Sarcany und die Marokkanerin hatten sich in einen besonders dunklen Winkel zurückgezogen. Da dort schon etliche Bergbauern auf dem Boden schliefen, hatte Doktor Antekirrt keine große Mühe, sich im Schutze seines weiten Mantels unter die Schlafenden zu mischen. Kap Matifu versteckte sich, so gut es eben gehen wollte. Er war hellwach und würde auf das leiseste Zeichen seines Herrn reagieren.

Sarcany und die Marokkanerin fühlten sich unter den schlafenden Bauern zwar sicher; aus übergroßer Vorsicht sprachen sie aber arabisch. Mit einem Lauscher wie Doktor Antekirrt, der alle wichtigen Sprachen des Orients und Nordafrikas beherrschte, konnten sie wahrhaftig nicht rechnen. »Du hast also meine Depesche in Syrakus erhalten«, sagte die Marokkanerin.

»Ja, Namir«, entgegnete Sarcany. »Ich bin schon am nächsten Morgen mit Zirone abgereist.«

»Wo ist er jetzt?«

»In der Nähe von Cattania. Er stellt eine neue Bande zusammen.«

»Du mußt morgen schon in Ragusa sein und Silas Toronthal aufsuchen, Sarcany.«

»Schon gut, Namir, aber ist es wirklich so eilig?«

»Ja. Die Tochter des Bankiers...«

»So, so, die Tochter des Bankiers!« Sarcany wiederholte die Worte in so höhnischem Tonfall, daß es Doktor Antekirrt kalt überlief.

»Die Tochter des Bankiers...«, fuhr die Marokkanerin fort. »... erlaubt sich, ihr Herz sprechen zu lassen, ohne daß ich es ausdrücklich gestattet habe?« Die Ironie in Sarcany's Worten war unüberhörbar, doch die Marokkanerin fuhr ungerührt fort: »Vielleicht überrascht es dich noch mehr, zu hören, wen sie heiraten will.«

»Vermutlich doch einen verarmten Adligen, der sich mit Hilfe von Toronthals Vermögen sanieren möchte.«

»Richtig geraten. Es ist ein junger Mann edler Herkunft, aber ohne Vermögen.«

»Und wie heißt der Unverschämte?«

»Peter Bathory.«

»Peter Bathory!« zischte Sarcany. »Peter Bathory will die Tochter von Silas Toronthal heiraten! Unglaublich!«

»Beruhige dich, Sarcany«, sagte die Marokkanerin, »noch ist es nicht so weit. Daß die jungen Leute verliebt sind, steht für mich außer Zweifel. Aber vielleicht ahnt Silas Toronthal noch gar nichts davon.«

»Silas Toronthal ist in solchen Fällen nie ahnungslos!«

»Und wenn schon! Er gäbe ja doch nicht die Einwilligung.«

»Silas Toronthal ist zu allem fähig, Namir, auch dazu, diese Heirat zu billigen, und wäre es nur, um sein Gewissen zu entlasten. Es könnte ja sein, daß es nach fünfzehn Jahren wieder erwacht ist. Aber laß nur: Ich werde ihm das Spiel verderben. Morgen schon bin ich in Ragusa.«

»Recht so«, sagte die Marokkanerin zufrieden. Offenbar ging von ihr ein beruhigender Einfluß auf Sarcany aus. Doch ehe sich Doktor Antekirrt fortschleichen konnte, fing er noch eine verräterische Mitteilung des Tripolitaners auf. Sarcany sagte: »Namir, niemand anders als ich selbst wird die Tochter Toronthals heiraten, denn mein Geld ist erschöpft, und ich brauche die Mitgift.«

Nun wußte Doktor Antekirrt genug. Was Sarcany jetzt noch sagen mochte, war für ihn belanglos. Es war kaum zu glauben: Ein Schurke wollte auf erpresserische Weise die Hand der Tochter eines anderen Schurken verlangen! So gab es doch noch eine, fast möchte man sagen, überirdische Gerechtigkeit. Doktor Antekirrt hatte gegen diese Entwicklung der Dinge nichts einzuwenden; als Rivale würde Sarcany mit Sicherheit Peter Bathory aus dem Felde schlagen. Es erübrigte sich, den jungen Ingenieur nach Cattaro zu rufen und zu entführen. Sollten sich die Schurken doch ruhig zu einer Familie verbinden! Ihr Richter konnte warten, ehe er zuschlug.

Der Doktor gab seinem Begleiter einen Wink, und sie traten den Rückweg an. Kap Matifu, der zuvor nicht gefragt hatte, warum er den Passagier der ›Saxonia‹ entführen sollte, fragte jetzt auch nicht, warum die Entführung nicht stattfand. Am nächsten Abend um halb acht Uhr wurde im Hause Toronthal in Ragusa die Salontür für einen Gast geöffnet. Der Diener meldete laut und vernehmlich: »Herr Sarcany!«

## VII

### Verwicklungen

Als sich Silas Toronthal vierzehn Jahre zuvor in dem prächtigen Palais am Stradone zu Ragusa niedergelassen hatte, fand niemand daran etwas Merkwürdiges. Der Bankier war ja gebürtiger Dalmatiner, und nun kehrte er nach der Aufgabe seines Bankhauses in Triest in die Heimat zurück. Die Verräter hatten ihr Geheimnis bisher gut gehütet. Der Preis für ihre schändliche Tat war ihnen schon vor fünfzehn Jahren auf Heller und Pfennig ausgezahlt worden, so daß beide wenigstens zunächst über ein beträchtliches Vermögen verfügten. Gleich nach der Hinrichtung von Ladislaus Zathmar und Stefan Bathory und nach dem Tod Sandorfs in der Adria war das Vermögen der Verschwörer konfisziert worden. Das Haus und das kleine Landgut Zathmars verfielen vollständig dem Staat; der Diener Borik blieb mittellos zurück. Ebenso erging es der Familie Bathorys, die in den letzten Jahren ohnehin nur von den Kolleggeldern des Familienoberhauptes gelebt hatte. Doch Graf Sandorfs Schloß Artenak mit seinen ausgedehnten Ländereien, die Bergwerke und die Jagdgründe des Magnaten stellten ein beträchtliches Vermögen dar. Es wurde geteilt: Eine Hälfte entfiel zu gleichen Teilen auf die beiden Denunzianten, die andere wurde der staatlichen Nachlaßverwaltung unterstellt. Sie sollte Graf Sandorfs Tochter am achtzehnten Geburtstag zufallen. Starb das Mädchen vorher, würde der Besitz dem Staat verfallen.

Die Anteile der Verräter betrugen nicht weniger als jeweils anderthalb Millionen Gulden. Über das Geld durfte frei verfügt werden.

Nach der Aufteilung des Raubgutes hatten Toronthal und Sarcany nur noch einen Gedanken: Sie wollten sich so rasch wie möglich trennen. Sarcany lag nichts daran, in Toronthals Reichweite zu bleiben, und der Bankier verzichtete nur allzugern auf seinen ehemaligen Agenten. Sarcany reiste ab, selbstverständlich in Gesellschaft des unvermeidlichen Zirone, der ihm in schlechten Tagen die Treue gehalten hatte und nun auch von den guten profitieren wollte.

Der Tripolitaner und der Sizilianer verschwanden spurlos, und Toronthal beruhigte sich mit der Erklärung, daß sie wohl in irgendeiner europäischen Hauptstadt untergetaucht seien. In solchen großen Menschenansammlungen fragt man nicht lange nach der Herkunft eines Fremden und schon gar nicht nach der Herkunft seines Geldes, Hauptsache, es wird großzügig ausgegeben.

Doch ganz und gar beruhigt war der Bankier noch immer nicht. Einem Mann wie Sarcany war zuzutrauen, daß er selbst ein großes Vermögen binnen kurzem verschleudert hatte und zu seinem Komplizen zurückkehrte, um ihn zu erpressen. Es hatte nur sechs Monate gedauert, bis das gefährdete Bankhaus Toronthal mit Hilfe des Sandorfschen Vermögens saniert war. Unmittelbar darauf liquidierte Silas Toronthal sein Geschäft und zog sich als Privatmann nach Ragusa zurück. Er hatte zwar vom Gouverneur von Triest keine Indiskretionen zu befürchten, doch war es ihm unangenehm, unter den Augen eines Mitwissers zu leben. Außerdem gab es für seinen Entschluß, Triest zu verlassen, noch einen zwingenderen Grund, von dem später ausführlich gesprochen werden soll. Nur so viel sei schon gesagt: Es handelte sich um einen Vorfall, der wiederum nur wenigen Personen bekannt war, darunter Silas Toronthal, seine Frau und – die Marokkanerin!

Ragusa hatte der Bankier schon als junger elternloser Mensch verlassen; dort kannte ihn niemand mehr. Doch da er als vermögender Bürger zurückkehrte, empfing ihn die Gesellschaft der Stadt mit offenen Armen. Er erwarb das Palais am eleganten Stradone, und er führte ein großes Haus, für das er zahlreiche neue Bediente einstellte; das Triester Personal hatte er ohne Ausnahme entlassen. Silas Toronthal empfing häufig Gäste und war selbst ein gerngesehener Gast; nichts fehlte also, um ihn unter die Glückskinder dieser Erde zählen zu können. Und da er so gut wie gar nicht an Gewissensbissen litt, hätte er mit seinem Leben zufrieden sein dürfen.

Doch an seiner Seite lebte – wie das Sinnbild eines ständigen Vorwurfs – die stille Frau Toronthal. Die Unglückliche war von Natur aus rechtschaffen, aber schwach. Sie kannte das Komplott, dem die drei Ungarn zum Opfer gefallen waren. Als ihrem Mann vor fünfzehn Jahren der Bankrott drohte, war ihm gelegentlich ein besorgtes Wort entschlüpft; er hatte seine Frau um

Unterschriften bitten müssen, und er hatte unvorsichtigerweise Hoffnungen geäußert, die mit dem Vermögen des Grafen Sandorf zusammenhingen. Schließlich hatte er seiner Frau sogar die Tat gestanden, und seither empfand sie eine unüberwindliche Abneigung gegen ihren Mann – um so mehr, als sie selbst aus Ungarn stammte. Dennoch brachte sie nicht die Kraft auf, sich von Silas Toronthal zu trennen. Doch sie erschien nur noch bei gesellschaftlichen Ereignissen an seiner Seite und lebte im übrigen völlig zurückgezogen, ausschließlich mit der Erziehung der Tochter beschäftigt. Im Umgang mit Sava versuchte sie, das Verbrechen ihres Mannes zu vergessen, ein unmögliches Unterfangen, da Silas Toronthal doch mit ihr unter einem Dach lebte. Die Familie Toronthal war schon seit zwei Jahren in Ragusa, als sich für Frau Toronthal neue seelische Qualen und für den Bankier zumindest ein neues Ärgernis anbahnte: Frau Bathory ließ sich mit ihrem Sohn Peter und dem Diener Borik ebenfalls in Ragusa nieder, da sie hier noch entfernte Verwandte hatte. Frau Bathory kannte den Bankier nicht. Sie ahnte also auch nicht, welche Beziehungen zwischen diesem Mann und den drei ungarischen Patrioten bestanden hatten, und da Stefan Bathory tot war, bestand auch keine Aussicht, daß sie jemals davon erfuhr.

Silas Toronthal kannte dagegen die Witwe seines Opfers recht gut. Es war ihm einfach lästig, der mittellosen Frau, die so hart für ihren Lebensunterhalt arbeiten mußte, immer wieder in den Straßen von Ragusa zu begegnen. Hätte sie sich gleich nach dem Tode ihres Mannes hier niedergelassen, wäre er sicher in eine andere Stadt gezogen. Doch dazu war es bei ihrer Ankunft zu spät. Der Bankier hatte bereits das Palais am Stradone erworben und spielte eine bedeutende Rolle im gesellschaftlichen Leben der Stadt.

»Der Mensch gewöhnt sich an alles«, sagte er sich schließlich und schloß einfach die Augen vor diesem lebendigen Mahnmal seines Verbrechens. Und er schloß nicht nur die Augen vor Frau Bathory, er stellte sich auch taub gegen die Stimme des eigenen Gewissens. Unangenehm war nur, daß seine Frau weder blind noch taub sein wollte. Sie versuchte sogar mehrmals, der Familie Bathory Geld zukommen zu lassen, doch die stolze Witwe Stefan Bathorys wies ihre Unterstützung genauso zurück wie alle anderen Gaben, die von anonymen Spendern kamen. Sie bat niemanden um Hilfe; sie nahm auch von niemandem Hilfe an. Für Frau Toronthal war damit aber das Maß der Leiden noch nicht voll; neue Verwicklungen sollten sie bald in noch größere Ängste stürzen.

Wir erwähnten schon, daß sie alle ihre Liebe auf die Tochter Sava übertrug. Als die Familie nach Ragusa kam, war das Mädchen erst zweieinhalb Jahre alt gewesen. Die nunmehr Siebzehnjährige war zu einer Schönheit herangewachsen. Sie verkörperte mit ihrem dunklen Teint, dem vollen schwarzen Haar und den feurigen, schön geschnittenen Augen eher den ungarischen als den dalmatinischen Typ. Sie war verhältnismäßig groß und schlank und elegant in Haltung und Bewegungen. Allein ihr Aussehen trug ihr viele bewundernde Blicke ein. Weniger oberflächliche Naturen fühlten sich dagegen vor allem von Savas Wesen angezogen. Das Mädchen war für sein Alter ungewöhnlich ernst, und es sah oft so nachdenklich, ja fast traurig aus, als hinge es geheimnisvollen, längst verblaßten Erinnerungen nach. Gleichzeitig erfüllte diese Melancholie Savas Bewunderer mit so viel Scheu, daß sie das Mädchen mit lästigen Nachstellungen verschonten.

Dennoch war die Tochter des reichen Bankiers eine begehrte Partie für die jungen Männer in Ragusa. Doch bisher hatte Sava selbst die ehrenhaftesten Heiratsanträge mit Billigung der Mutter ausgeschlagen. Der Vater mischte sich in diese persönlichen Angelegenheiten vorläufig nicht ein. Vielleicht hatte sich der Schwiegersohn, der ihm zusagte, noch nicht eingestellt. Um das Bild Sava Toronthals abzurunden, müssen wir noch eine auffallende Eigenschaft des Mädchens erwähnen: Es begeisterte sich in ungewöhnlichem Maß für Menschen, die sich mit Mut und Hingabe der Sache des Vaterlandes verschrieben. Vor allem verehrte sie jene Patrioten der jüngsten Geschichte, die sich für die Freiheit Ungarns geopfert hatten. Dabei mochte die ungarische Abstammung der Mutter eine Rolle spielen, denn daß solcher Patriotismus nicht durch Silas Toronthal gefördert wurde, versteht sich von selbst; doch in der Hauptsache waren diese Neigungen im Wesen des jungen Mädchens selbst begründet.

Selbstverständlich war es auch diese Begeisterung für die Sache Ungarns, die Sava Toronthal und Peter Bathory zusammengeführt hatte. Die Zwölfjährige hatte einmal auf der Straße eine Bemerkung über Peter Bathory aufgefangen. »Das ist der Sohn des ungarischen Freiheitskämpfers Bathory«, hatte ein

Passant gesagt, und diese Worte machten auf Sava einen unauslöschlichen Eindruck. So beschäftigte sie sich schon in Gedanken mit Peter Bathory, als der junge Mann noch gar keine Notiz von ihr nahm. Er sah stets so ernst, so traurig aus! Und er arbeitete so hart, um dem Namen seines Vaters Ehre zu machen! Es dauerte nicht lange, bis Sava alles herausgefunden hatte, was mit Peters Kindheit und seinem gegenwärtigen Tun und Treiben zusammenhing. Den Rest kennen wir schon: Eines Tages war Peter Bathorys Auge auf das hübsche junge Mädchen gefallen. Er spürte, daß sie beide die gleichen Ansichten und Neigungen hatten, und er war bereits hoffnungslos verliebt, ehe sich Sava über ihre Gefühle für den jungen Ingenieur klar wurde. Wir müssen noch einen Augenblick bei der Stellung verweilen, die Sava in ihrer eigenen Familie einnahm. Ihr Verhältnis zum Vater war auffallend kühl; es gab weder von seiner noch von ihrer Seite Zärtlichkeiten. Die Gefühllosigkeit des Bankiers lag in der Natur des Mannes begründet, doch in Savas Fall gab es nur eine Erklärung: Sie empfand und dachte in jeder Hinsicht anders als der Vater. Dennoch kam es nicht zu offenen Konflikten. Sie begegnete Silas Toronthal mit dem gebührenden Respekt einer Tochter, und er ließ sie gewähren. Zum Beispiel sah er es nicht einmal ungern, wenn sie sich mit viel Hingabe wohlthätigen Zwecken widmete; ein Abglanz ihres Tuns fiel ja auch auf seine eigene Person! Doch wer einen besseren Einblick in das Verhältnis zwischen Vater und Tochter hatte, mußte erkennen, daß der Gleichgültigkeit auf Seiten des Vaters Abneigung und sogar Abscheu auf Seiten der Tochter gegenüberstanden. Mit Frau Toronthal verbanden Sava dagegen herzliche Gefühle. Die Mutter ordnete sich zwar widerstandslos dem herrschsüchtigen Vater unter, der ihr obendrein nur wenig Achtung erwies, doch sie war eine gutmütige Natur und in ihrem Lebenswandel dem Mann moralisch weit überlegen.

Sie liebte die Tochter über alles, und sie hatte auch erkannt, daß sich hinter Savas Verschlossenheit viele gute Eigenschaften und echte Herzenswärme verbargen. Dennoch wirkte ihre Liebe fast unnatürlich, überspannt; sie war mit unverhohlener Bewunderung für die Tochter und auch ein wenig Furcht gepaart, vor allem, wenn Sava Gelegenheit hatte, ihre Geradheit und Unbeugsamkeit unter Beweis zu stellen.

Doch Sava erwiderte die Liebe Frau Toronthals, nicht nur, weil sie die Tochter war, sondern weil es Neigungen gab, die sie mit der Mutter aufs engste verbanden.

So hatte Frau Toronthal auch als erste erraten, was in Sava vorging, nachdem sie Peter Bathory begegnet war. Doch sie verriet mit keiner Silbe und keiner Geste, welche Angst ihr die Nennung dieses Namens einflößte. Als die Verliebtheit der Tochter unübersehbar wurde, sagte sie nur:

»Gott hat es so gefügt.«

Der Leser versteht – im Gegensatz zu Sava – den tieferen Sinn dieser Worte. Daß diese Liebe sogar eine doppelte Wiedergutmachung für erlittenes Unrecht war, sollte sich für – die Betroffenen erst sehr viel später zeigen.

Frau Toronthal war eine schlichte, fromme Seele. Sie sah in der Begegnung der jungen Leute ein Werk der Vorsehung, deren wunderbare Wege man nicht durchkreuzen dürfe. Und so hielt sie es sogar für ihre Pflicht, bei Silas Toronthal ein Wort für die Liebenden einzulegen. Doch kaum hatte sie das Gespräch eröffnet, als der Bankier schon vor Wut zu rasen begann: »Schweig!« schrie er, »hüte dich, mir noch einmal von solcher Verbindung zu sprechen; du könntest es bereuen!« Seine Frau war so entsetzt, daß sie stumm aus dem Zimmer floh. Silas Toronthal war fassungslos: So hatte das sogenannte Schicksal nicht nur die Familien Bathory und Toronthal an denselben Ort geleitet, sondern auch noch die Verbindung ihrer Kinder bewirkt!

Sobald er sich ein wenig beruhigt hatte, begann er aber, die Sache in einem anderen Licht zu sehen. Im Grunde konnte ihm die Ehe Savas mit Peter Bathory doch nur recht sein. Denn entdeckte man doch noch eines Tages in Silas Toronthal den Verräter Stefan Bathorys, so würde Peter schweigen: Er konnte sich seiner Frau zuliebe nicht zum Ankläger des Schwiegervaters machen! Leiden würde allenfalls Sava – die Tochter des Verräters, verheiratet mit dem Sohn seines Opfers. Er selbst, Silas Toronthal, käme wohl ungeschoren davon. Die Rechnung konnte aufgehen, wenn sie nicht von einem gewissen Sarcany durchkreuzt wurde. Dieser Schurke war durchaus imstande, plötzlich wiederaufzutauchen und aus der schwierigen Lage des Bankiers neuerlich Kapital zu schlagen. Es war übrigens nicht das erste Mal, daß sich Silas Toronthal seines Komplizen erinnerte, seitdem sich ihre Wege vor fünfzehn Jahren getrennt

hatten. Im eigenen Interesse hatte er immer wieder versucht, die Spuren des Tripolitaners zu entdecken – vergebens. Und so schwebte über ihm wie ein Damoklesschwert die Aussicht, daß sich der berufsmäßige Erpresser eines Tages wieder einstellte, es sei denn, er wäre tot. Ja, Silas Toronthal wünschte ohne Gewissensbisse den Tod seines Mitwissers herbei. In diesem Fall wäre er sogar bereit, die Verbindung zwischen Sava und Peter Bathory zu erwägen. Doch das waren alles nur Spekulationen; im Augenblick konnte man keinen Gedanken an solche Pläne verschwenden. Wichtiger war, die Tochter von nun an strenger zu überwachen. Dem jungen Ingenieur wollte der Bankier weiterhin so hochmütig begegnen, daß er Sava schließlich von allein aufgab, und Frau Toronthal sollte, wie immer bei wichtigen Angelegenheiten, in Unwissenheit gehalten werden.

So stand es um unsere Hauptpersonen, als der Diener Toronthals am Abend des 10. Juni einen Besucher namens Sarcany meldete.

Der Tripolitaner hatte am Morgen in Begleitung Namirs in Cattaro den Zug bestiegen. Nach seiner Ankunft in Ragusa war er in einem der ersten Hotels abgestiegen, hatte Toilette gemacht und sich sofort zum Haus seines ehemaligen Komplizen begeben.

Silas Toronthal empfing Sarcany und befahl gleichzeitig dem Diener, an diesem Abend alle anderen Besucher abzuweisen. Er wollte mit seinem Gast aus Tripolis allein sein. Und so wird auch der Leser nicht erfahren, was zwischen Sarcany und dem Bankier gesprochen wurde, ob der Tripolitaner so unverschämt wie in jüngeren Jahren auftrat, ob ihm Toronthal vielleicht doch noch auf die eine oder andere Art verpflichtet war, ob sie überhaupt das Vergangene erwähnten oder nur über Gegenwärtiges und Zukünftiges redeten. Wir kennen aber das Ergebnis der Verhandlungen:

Vierundzwanzig Stunden nach Sarcany's Besuch im Palais am Stradone machte eine Neuigkeit in der Stadt die Runde: Es hieß, ein vermögender Tripolitaner, ein gewisser Herr Sarcany, werde Fräulein Sava Toronthal heiraten. Also hatte sich der Bankier tatsächlich von seinem Mitwisser erpressen lassen! Weder inständige Bitten seiner Frau noch Savas unverhohlen geäußelter Widerwille gegen Sarcany konnten Silas Toronthal umstimmen: Er setzte die Hochzeit für den 6. Juli fest.

Sarcany hatte aus einem einfachen Grunde auf dieser Heirat bestanden: Er war bankrott. Das eine Viertel des Sandorfschen Vermögens hatte zwar ausgereicht, um den Kredit des Bankhauses Toronthal wiederherzustellen, das andere Viertel war aber nicht genug, um Sarcany's finanzielle Sorgen ein für allemal zu beheben. Seit seinem Verschwinden aus Triest war der Tripolitaner von einer europäischen Hauptstadt in die andere gereist; die großen Hotels von Paris, London, Berlin, Wien oder Rom hatten gar nicht genug Fenster für all das Geld, das Sarcany hinauszuerwerfen wünschte! Nachdem er alle Vergnügungen der Metropolen ausgekostet hatte, überließ er es wieder einmal dem Zufall, sein Glück oder, besser gesagt, seinen Ruin zu vollenden: Er besuchte nur noch Städte, in denen es Spielbanken gab. Und ob er sich nun die Zeit am Roulettetisch in der Schweiz, in Spanien oder im Fürstentum Monaco vertrieb, immer war Zirone dabei. Nach fünfzehn Jahren solchen Treibens waren von dem großen Vermögen schließlich nur noch einige tausend Gulden übriggeblieben, und die Komplizen zogen sich in Zirones Heimat, das östliche Sizilien, zurück. Dort blieben sie nicht untätig, doch was sie auch unternahmen, es galt dem einen Ziel: den Bankier Toronthal zu überwachen, damit man im geeigneten Augenblick zuschlagen und wieder Geld von ihm fordern konnte – und sei es über eine Eheschließung zwischen Sarcany und der Bankierstochter. Abschlagen konnte Toronthal dieses Ansinnen keinesfalls.

Um die Wahrheit zu sagen: Silas Toronthal machte erst gar keinen Versuch, Sarcany an der Werbung um Sava zu hindern; er fragte nicht einmal, warum der Tripolitaner auf der Heirat bestand.

Um so eindringlichere Fragen richtete dafür die Tochter an den Vater: Wie hatte er nur den Forderungen dieses Mannes nachgeben können! Was berechtigte ihn, so eigenmächtig über Sava zu verfügen? Silas Toronthals Antwort war knapp und eindeutig: »Meine Ehre hängt von der Einlösung dieses Eheversprechens ab; also wird es eingelöst!«

Als Sava der Mutter diesen Beschluß mitteilte, brach Frau Toronthal in Tränen der Verzweiflung aus. Ihr Mann hatte ja die Wahrheit gesagt! Es gab keinen anderen Weg; man mußte sich Sarcany's Forderungen fügen.

Der Leser wird sich vorstellen können, wie verzweifelt Peter Bathory auf diese Entwicklung seiner Herzensangelegenheit reagierte. Er wütete gegen das unbarmherzige Schicksal; er schloß sich tagelang in seinem Zimmer ein; dann

wieder lief er im Sturmschritt so weit in das Gebirge hinein, daß Frau Bathory fürchtete, er werde gar nicht mehr heimkommen. Doch wie sollte sie den Sohn trösten? Bisher hatte sich Peter trotz der abweisenden Haltung des Bankiers immer noch schwache Hoffnungen gemacht, aber mit Savas Heirat würde der Abgrund zwischen den beiden Liebenden für immer unüberbrückbar. Und nicht nur Sava schien sich von Peter abgewendet zu haben; auch Doktor Antekirrt hüllte sich schon seit etlichen Tagen in Schweigen.

Eines konnte Peter Bathory nicht begreifen: Er war sich der Zuneigung des jungen Mädchens so sicher gewesen, und er glaubte auch, ihren ehrlichen Charakter zu kennen. Warum also hatte sie der Verbindung mit dem Tripolitaner zugestimmt? Gab es ein Geheimnis, das auf dem strahlenden Haus am Stradone lastete? Sollte er vielleicht doch die Stadt verlassen und an einem weit entfernten Ort eine Stellung annehmen? »Nein!« rief er einmal über das andere, »nein, ich kann Sava nicht aufgeben; ich liebe sie doch!«

So war nach kurzem Sonnenschein wieder Traurigkeit in die Familie Bathory eingekehrt.

Kap Pescada, der unermüdlich für Doktor Antekirrt auf dem Posten war, erfuhr als erster von der neuen Wendung der Dinge, und er schickte unverzüglich einen Bericht nach Cattaro. Darin erwähnte er nicht nur die bevorstehende Heirat der Bankierstochter, sondern er beschrieb auch den jammervollen Zustand Peter Bathorys.

Doktor Antekirrt antwortete, er solle seine Beobachtungen fortsetzen und Cattaro auf dem laufenden halten. Je näher der 6. Juli rückte, desto verzweifelter gebärdete sich Peter Bathory. Seine Mutter wußte sich keinen Rat mehr, denn sie sah ein, daß Silas Toronthal von seinem Entschluß nicht mehr abzubringen war. Die Eile, mit der er diese Eheschließung betrieb, konnte doch nur bedeuten, daß er sich mit dem vermögenden Tripolitaner< schon seit langem einig war und daß der Fremde einen großen Einfluß auf den Bankier ausübte. Schließlich wagte Peter Bathory einen verzweifelten Schritt: Acht Tage vor der Hochzeit schrieb er an Silas Toronthal. Sein Brief blieb unbeantwortet.

Er beschloß, den Bankier auf der Straße anzusprechen. Es ergab sich keine Gelegenheit.

Er versuchte, in das Haus am Stradone einzudringen. Die Diener vertrieben ihn noch vor dem Tor.

Und Sava und ihre Mutter blieben die ganze Zeit über wie vom Erdboden verschluckt. Es gab keine Möglichkeit, mit ihnen selbst zu sprechen.

Dafür sah er den Tripolitaner um so häufiger. Sarcany erwiderte die haßerfüllten Blicke Peter Bathorys stets mit einem höhnischen Lächeln. Der junge Ingenieur verstieg sich sogar in den Gedanken, Sarcany derartig zu provozieren, daß ein Duell zwischen den Rivalen unausbleiblich wäre. Doch er fand keinen einleuchtenden Vorwand, und Sarcany dachte auch gar nicht daran, das eigene Leben am Vorabend der Heirat mit einer reichen Erbin aufs Spiel zu setzen.

So vergingen sechs Tage. Plötzlich, am Abend des 4. Juli, lief Peter Bathory aus dem Haus. Weder die flehentlichen Bitten der Mutter noch Boriks Ermahnungen hatten ihn zurückhalten können. Der besorgte Diener war ihm noch ein Stück des Weges gefolgt, hatte ihn aber bald aus den Augen verloren. Peter schien den Verstand verloren zu haben. Er hastete quer durch die Stadt bis in die entlegensten Straßen unten an der Stadtmauer.

Eine Stunde später brachte man ihn schwerverletzt in das Haus der Mutter zurück. Ein Messer hatte ihm den oberen Teil des linken Lungenflügels durchbohrt. Doch der Fall gab keine Rätsel auf: Peter Bathory hatte sich in seinem abgrundtiefen Kummer zu töten versucht.

Kap Pescada lief zum Telegraphenamt, sobald er von der Neuigkeit erfuhr, und eine Stunde später war Doktor Antekirrt in Cattaro vom Selbstmordversuch des jungen Ingenieurs unterrichtet.

Wir wollen darauf verzichten, Frau Bathorys Schmerz zu schildern, den sie angesichts des schwerverletzten Sohnes empfand. Doch ihr mütterlicher Instinkt war stärker als alle weibliche Schwäche: Jetzt galt es, alles Menschenmögliche für den Sohn zu tun; Tränen konnten später fließen.

Ein Arzt wurde gerufen. Er untersuchte den Verletzten; er zählte die schwachen, unregelmäßigen Atemzüge; er verband die Wunde und tat alles, was in seinen Kräften stand, doch er konnte Frau Bathory keine Hoffnungen machen. Fünfzehn Stunden später hatte sich Peter Bathorys Zustand weiter verschlimmert. Nach einem Blutsturz drohte der Atem des jungen Mannes jeden



Augenblick stillzustehen. Frau Bathory hatte sich vor sein Lager gekniet und betete für seine Errettung, als plötzlich die Tür aufging und Doktor Antekirrt hereintrat. Er wandte sich sofort dem Bett des Sterbenden zu. Frau Bathory wollte ihm in den Weg treten, doch er schob sie beiseite. Dann beugte er sich über Peter und heftete seinen Blick vollkommen starr auf das Antlitz des Kranken. Es war, als gingen von seinen Augen magnetische Kräfte aus, die sich auf das Gehirn des Patienten übertrugen und dessen eigene Gedanken und Willenskräfte verdrängten.

Plötzlich richtete sich Peter ein wenig auf; er öffnete die Augen, schaute Doktor Antekirrt an – und sank leblos in die Kissen. Frau Bathory warf sich mit einem Schrei über ihren Sohn. Dann wurde sie ohnmächtig, und Borik fing sie in seinen Armen auf.

In diesem Augenblick beugte sich Doktor Antekirrt wieder über Peter und schloß ihm die Augenlider. Danach verließ er sofort das Haus. Während er die Marinella-Straße hinunterschritt, murmelte er unentwegt einen Spruch aus der indischen Legende. Er hieß: »Der Tod zerstört nicht; er macht nur unsichtbar.«

## VIII

### Eine Begegnung auf dem Stradone

Peter Bathorys Selbstmord erregte in der Stadt großes Aufsehen. Niemand konnte sich den Grund dafür erklären, und schon gar niemand brachte die Herren Toronthal und Sarcany mit diesem Unglück in Verbindung.

Der junge Mann war am Vorabend von Sava Toronthals Hochzeit gestorben, doch die traurige Nachricht war weder bis zu der Braut noch bis zu ihrer Mutter durchgedrungen; dafür hatte Silas Toronthal in Übereinkunft mit Sarcany Sorge getragen. Auch in einem zweiten Punkt war man sich einig: Unter dem Vorwand eines Trauerfalls in Sarcany's Familie sollte die Hochzeit in aller Stille stattfinden. Obwohl Silas Toronthal sonst jede Gelegenheit wahrnahm, um seinen Reichtum zur Schau zu stellen, hielt er diesmal Zurückhaltung für geboten. Das junge Paar sollte kurz nach der Hochzeit nach Tripolis abreisen, wo Sarcany angeblich zu Hause war. Empfänge im Hause der Brauteltern wurden nicht vorgesehen. Bei der Verlesung des Ehekontraktes, der Sava ein beträchtliches Vermögen von Seiten ihres Vaters zusicherte, würden nur die Familienangehörigen zugegen sein. Dasselbe galt für die standesamtliche und die unmittelbar darauf folgende kirchliche Trauung in der Franziskaner-Kirche.

Während im Hause des Bankiers die letzten Vorbereitungen für die Hochzeit getroffen wurden, spazierten auf der gegenüberliegenden Straßenseite zwei Männer auf und ab: Kap Pescada und Kap Matifu hatten im Auftrag des Doktor Antekirrt ihre Wachtposten bezogen. Kap Matifu, der in Cattaro nicht mehr benötigt wurde, war überglücklich, mit seinem »Zwilling« wieder vereint zu sein. Doktor Antekirrt selbst hatte sich nach seinem Besuch im Hause Bathory in einem bescheidenen Hotel der Vorstadt Plocce einquartiert. Dort wollte er die Hochzeit Sava Toronthals abwarten, ehe er seine Pläne weiter vorantrieb. Er war übrigens noch ein zweites Mal in das Haus in der Marinella-Straße gegangen, um Frau Bathory beizustehen, während Peter in den Sarg gebettet wurde. Gleich darauf war er in sein Hotel zurückgekehrt, während die beiden Artisten ihren Wachdienst auf dem Stradone begannen.

Kap Pescada verstand es, auch dann noch »ganz Ohr und Auge« zu sein, wenn er mit Kap Matifu lebhaft plauderte. »Du hast ordentlich angesetzt«, sagte er, während er sich auf die Zehenspitzen stellte und anerkennend Kap Matifus gewölbten Brustkasten beklopfte.

»... und alles festes Fleisch!« entgegnete Kap Matifu stolz. »Das habe ich bei deiner Begrüßung gespürt!«

»Aber was aus dem Stück und meiner Rolle wird, kannst du mir wohl nicht sagen?«

»Es läuft doch längst, Kap Matifu. Es läuft und läuft. Nur ist die Handlung sehr verwickelt.«

»Verwickelt?«

»Und ob! Es ist ja schließlich ein Drama und keine simple Komödie. Ich finde schon den Anfang aufregend...« Kap Pescada unterbrach sich. Er hatte ein leichtes Coupe bemerkt, das rasch den Stradone herauf gerollt kam. Es hielt vor dem Palais Toronthal und ein Mann stieg sofort ein. Kap Pescada meinte, Sarcany erkannt zu haben.

»Ja... was sagte ich? Richtig: Aufregend fängt das Stück wahrhaftig an, und das garantiert schon den Publikumserfolg.«

»Aber der Bösewicht?« fragte Kap Matifu hartnäckig. Ihm lag offenbar nur dieser finstere Charakter am Herzen. »Der Bösewicht wird natürlich erst einmal siegen – wie in jedem ordentlichen Stück«, erklärte Kap Pescada. »Aber warte nur das Ende ab; dann bist du an der Reihe, und der Schurke bekommt seine Strafe.«

»In Cattaro habe ich doch wahrhaftig schon geglaubt, gleich käme meine Rolle dran«, sagte Kap Matifu, und er erzählte, wie er seine beiden Arme bei einer Entführung gebrauchen sollte und wie sie dann plötzlich doch nicht gebraucht wurden. »Na schön, dann war es eben noch zu früh für deinen Auftritt«, sagte Kap Pescada, während seine Augen rastlos von links nach rechts und von rechts nach links wanderten. »Du erscheinst erst im vierten oder fünften Akt oder überhaupt nur in der allerletzten Szene, aber die ist dann auch die beste!« Kap Pescada schwieg wieder, denn in diesem Augenblick hörte man ein seltsam unterdrücktes Stimmengewirr, das aus der Marinella-Straße zu kommen schien.

Ein Leichenzug bog in den Stradone ein und bewegte sich auf die Franziskaner-Kirche zu. Nur wenige Trauergäste folgten dem schlichten Sarg, der mit einem schwarzen Tuch bedeckt war.

Auch Kap Pescada hatte, wie die meisten Passanten, von dem kleinen Zug kaum Notiz genommen, als er plötzlich zusammenfuhr und nach Kap Matifu Arm griff. »Was ist dir?« fragte Kap Matifu verständnislos. »Ach... nichts. Es wäre zu umständlich, dir das alles zu erklären.« Er hatte Frau Bathory erkannt, die dem Sarg ihres Sohnes zur Franziskaner-Kirche folgte. Obwohl der Tote durch die eigene Hand gestorben war, wollte ihm die Kirche die letzten Gebete gewähren, und der Priester erwartete Frau Bathory am Kirchentor.

Die Mutter des jungen Toten schritt tränenlos hinter dem Sarg her. Sie konnte nicht mehr weinen. Manchmal schienen ihre weit aufgerissenen Augen das schwarze Tuch durchbohren zu wollen, unter dem ihr Sohn lag, doch meist starrten sie ins Leere. Der alte Borik schleppte sich an ihrer Seite dahin, auch er ein Bild des Jammers.

Kap Pescada kamen beinahe die Tränen, und hätte er nicht eine Pflicht zu erfüllen gehabt, so wäre er wohl aus reinem Mitleid in dem Trauerzug mitgelaufen.

Der Konvoi zog gerade am Palais Toronthal vorbei, als das große Hoftor aufging und den Blick auf zwei wartende Kutschen freigab. Im nächsten Augenblick rollte schon der erste Wagen auf den Stradone hinaus. Kap Pescada erkannte die Wageninsassen; es waren Silas Toronthal, seine hinfällige Frau und seine Tochter, die weißer aussah als ihr Brautschleier. Sarcany und einige Verwandte oder Freunde folgten sofort im zweiten Wagen. Dieser Hochzeitszug war auf andere Art genauso bescheiden wie der Leichenzug, und im einen wie im ändern herrschte dumpfe Trauer.

Kaum war der erste Wagen in den Stradone eingebogen, als man einen herzerreißenden Schrei hörte. Frau Bathory zuckte zusammen, zeigte mit der ausgestreckten Hand auf Sava Toronthal und verfluchte das Mädchen.

Es war die unglückliche Sava, die den Schrei ausgestoßen hatte! Frau Bathory in Trauerkleidern, der Sarg, die Trauergäste - Sava begriff sofort, was man ihr verheimlicht hatte: Peter war gestorben, zweifellos durch ihre Schuld, für sie allein. Und jetzt brachte man ihn zum Friedhof, während sie zu ihrer eigenen Hochzeit fuhr.

Sava fiel in Ohnmacht, und Frau Toronthal versuchte verzweifelt, die Tochter wieder zur Besinnung zu bringen; vergebens. Sava atmete nur schwach.

Silas Toronthal hatte Mühe, seinen Zorn zu bändigen, doch Sarcany, der zu Hilfe geeilt war, blieb Herr der Lage. Er sah ein, daß seine Braut in diesem Zustand nicht vor dem Standesbeamten erscheinen konnte, und er befahl den Kutschern, die Wagen in das Palais Toronthal zurückzulenken. Sava wurde in ihr Zimmer getragen und auf das Bett gelegt. Da sie noch immer bewußtlos war, rief man eilig einen Arzt herbei. Bis zu seinem Eintreffen blieb Frau Toronthal an der Seite der Tochter. Sie kniete neben dem Lager und hielt die Hand der Ohnmächtigen.

Währenddessen war der Trauerzug nach kurzem Halt in der Franziskaner-Kirche auf dem Weg zum Friedhof von Ragusa. Kap Pescada begriff, daß Doktor Antekirrt sofort über die Zwischenfälle auf dem Stradone unterrichtet werden mußte. »Bleib hier und halte die Augen offen!« sagte er zu Kap Matifu und eilte nach Plocce.

Doktor Antekirrt hörte seinen Bericht schweigend an. Er schien sich zu fragen, ob er nicht zu weit gegangen und einer Unschuldigen wehgetan hatte. Aber sie war ja gleichzeitig die Tochter Toronthals, und das rechtfertigte in seinen Augen auch unbillige Härten. Schließlich sagte er zu Kap Pescada: »Halte dich heute abend mit Kap Matifu bereit. Ich brauche euch.«

»Wann?«

»Um neun Uhr.«

»Und wo?«

»Am Friedhofstor.«

Kap Pescada kehrte zu Kap Matifu zurück, der seinen Wächterpflichten brav nachgekommen war.

Gegen acht Uhr abends ging Doktor Antekirrt, in einen weiten Mantel gehüllt, zum Hafen von Ragusa hinunter. Sein Ziel war eine kleine Felsenbucht außerhalb der eigentlichen Hafenanlage. Dort gab es weder Häuser noch Schiffe, nicht einmal Fischerboote; offenbar fürchtete man die zahlreichen Riffe der Bucht. Doktor Antekirrt sah sich sehr aufmerksam um. Dann stieß er einen Ruf aus, der

offenbar ein Signal war, denn in Sekundenschnelle tauchte neben ihm ein Matrose auf. »Zu Befehl, Doktor«, sagte er. »Liegt das Boot bereit, Pazzar?«

»Ja; hinter dem Felsvorsprung.«

»Es ist voll bemannt?«

»Ja.«

»Und die ›Electric?«

»Sie liegt etwa drei Kabellängen nördlich von hier außerhalb der Bucht.« Der Mann zeigte auf einen länglichen Körper, der weit draußen auf dem dunklen Wasser lag. Keine einzige Laterne verriet seine Position. »Wann ist sie aus Cattaro gekommen?«

»Vor kaum einer Stunde.«

»Und niemand hat sie kommen sehen?«

»Bestimmt niemand. Die Klippen hier bieten einen guten Sichtschutz.«

»Niemand darf seinen Posten verlassen, Pazzar. Notfalls soll man hier die ganze Nacht auf mich warten.«

»Zu Befehl, Doktor.«

Der Matrose kehrte zu dem kleinen Boot zurück, das von den Felsen am Ufer kaum zu unterscheiden war. Doktor Antekirrt wollte noch am Strand bleiben, bis es völlig dunkel war. Zeitweise wanderte er mit großen Schritten auf und ab, dann wieder blieb er stehen und hielt den Blick so starr auf die Adria gerichtet, als wolle er dem Meer seine geheimsten Gedanken anvertrauen.

Es war eine sternenklare, stille Neumondnacht; selbst die übliche Abendbrise warmer Sommernächte war kaum spürbar. Wolken bedeckten den Himmel fast bis zum westlichen Horizont, wo ein letzter heller Dunststreifen gerade vom Dunkel der Nacht aufgesogen wurde.

»Vorwärts!« sagte Doktor Antekirrt plötzlich mit fester Stimme und schlug den Weg zum Friedhof ein.

Vor dem Tor, gut versteckt hinter einem Baum, warteten schon Kap Matifu und Kap Pescada.

Zu dieser späten Stunde war das Tor längst verschlossen. Selbst die Lampe im Wärterhäuschen wurde gerade ausgelöscht; bis zum nächsten Morgen würde sich hier kein Mensch mehr zeigen.

Doktor Antekirrt schien mit dem Wegeplan des Friedhofes gut vertraut zu sein. Dennoch hatte er gar nicht die Absicht, durch das Tor in den Friedhof einzudringen; was er plante, mußte im Geheimen geschehen.

»Kommt mit!« flüsterte er Kap Pescada und Kap Matifu zu, und alle drei liefen an der Umfassungsmauer des Friedhofes entlang, die sich einen ziemlich steilen Hang hinaufzog. Nach einigen Minuten blieb Doktor Antekirrt stehen und zeigte auf eine Mauerbresche, die erst kürzlich entstanden sein konnte. »Folgt mir!« sagte er und schlüpfte als erster durch den Mauerspalt.

Unter den großen Bäumen zwischen den Grabmälern war es noch dunkler als draußen vor der Mauer. Doch Doktor Antekirrt kannte sich aus. Zielbewußt lief er zunächst eine der Hauptalleen entlang und bog schließlich in einen Nebenweg ein, der zum oberen Teil des Friedhofs führte. Einige Nachtvögel flüchteten erschrocken vor den drei Männern, doch außer diesen Eulen und Käuzchen gab es hier kein Lebewesen. Endlich machte Doktor Antekirrt vor einem kleinen kapellenähnlichen Bauwerk halt, dessen Gittertür unverschlossen war. Er stieß die Tür auf und schaltete eine kleine elektrische Lampe ein, die er mitgebracht hatte, doch er achtete darauf, daß ihr Lichtstrahl nicht nach draußen fiel. »Komm herein!« sagte er zu Kap Matifu. Kap Matifu trat ein und sah sich einer Mauer gegenüber, in die drei Marmortafeln eingelassen waren. Auf der mittleren Tafel stand:

*Stefan Bathory  
1867*

Die linke trug noch keine Inschrift, doch auf der rechten würde in Kürze Peters Name eingetragen sein. »Nimm die rechte Platte ab!« befahl Doktor Antekirrt. Kap Matifu hob die Marmortafel ohne sonderliche Anstrengung herunter, denn sie war noch nicht fest eingemauert. Die Öffnung gab den Blick auf ein kleines Gewölbe frei, in dem ein Sarg stand – Peter Bathorys Sarg.

»Zieh den Sarg heraus!« sagte Doktor Antekirrt zu Kap Matifu. Kap Matifu gehorchte. Mit seinen kräftigen Armen hob er den Sarg aus dem Gewölbe, trug ihn ins Freie und setzte ihn vorsichtig auf dem Rasen nieder.

»Hebe den Deckel ab!« sagte Doktor Antekirrt und reichte Kap Matifu einen

Schraubenzieher. Auch das war das Werk weniger Minuten. Doktor Antekirrt schlug das weiße Tuch zurück, mit dem Peter Bathory bedeckt war. Dann legte er das Ohr an die Brust des jungen Mannes, als wolle er seinen Herzschlag abhören. Er richtete sich wieder auf und sagte: »Nimm ihn heraus, Kap Matifu!«

Kap Matifu führte auch diesen Befehl aus. Weder er noch sein Gefährte erhoben Einspruch, obwohl es sich um eine streng verbotene Exhumierung handelte.

Sobald Peter Bathory auf dem Gras lag, wickelte ihn Kap Matifu auf Anweisung des Doktors wieder in das weiße Laken. Darüber warf Doktor Antekirrt seinen weiten Mantel. Das übrige war schnell getan. Kap Matifu schraubte den Sargdeckel wieder zu, schob den Sarg in die Gewölbeöffnung und fügte die Marmorplatte wieder in die Maueröffnung ein. Doktor Antekirrt schaltete seine Lampe aus; die Grabkapelle lag wie zuvor im nächtlichen Dunkel.

»Jetzt hebe ihn auf!« sagte der Doktor zu Kap Matifu, und der Riese nahm den Körper Peter Bathorys auf, als sei er so leicht wie ein Kind. Doktor Antekirrt schlug den Weg zur Mauerbresche ein; Kap Matifu folgte ihm mit seiner Last; Kap Pescada bildete den Schluß der kleinen Prozession. Fünf Minuten später waren sie schon außerhalb der Friedhofsmauer, und Doktor Antekirrt führte sie zum Strand hinunter, ohne die Stadt zu berühren.

Die Männer hatten seit dem Verlassen der Grabkapelle kein Wort mehr gewechselt. Kap Matifu fiel es nicht sonderlich schwer, überhaupt nichts zu denken, doch in Kap Pescadas Kopf überschlugen sich förmlich die Gedanken, aber Doktor Antekirrt machte keine Anstalten, das Schweigen zu brechen. Bisher war dem stillen Trupp noch kein Mensch begegnet, doch ausgerechnet an der Klippe, hinter der das Beiboot wartete, hatte sich ein Zöllner postiert. Doktor Antekirrt nahm keine Notiz von dem Beamten. Er ging bis zu dem Felsenvorsprung und stieß wieder den seltsamen Ruf aus, und wie beim ersten Mal war auch jetzt der Bootsführer sofort zur Stelle. Der Doktor gab Kap Matifu ein Zeichen; der Riese kletterte vorsichtig mit seinem Bündel über den Felsen und setzte schon einen Fuß in das Boot, als sich der Zöllner rührte. »Halt!« rief er. »Wer seid Ihr?«

»Leute, die Euch vor die Wahl stellen: Zwanzig Gulden auf die Hand oder zwanzig Fausthiebe von diesem Riesen da – auch auf die Hand!« Natürlich war es Kap Pescada, der so schlagfertig antwortete, und der Zöllner überlegte keine Sekunde; er wählte die zwanzig Gulden.

»Einsteigen!« befahl Doktor Antekirrt.

Im nächsten Augenblick schon hatte die Dunkelheit das Boot verschluckt. Fünf Minuten später legte es an dem spindelförmigen Bootskörper an, der von der Küste aus nicht mehr zu erkennen war. Das Boot wurde an Bord gehievt, und das geheimnisvolle Schiff glitt, getrieben von seiner lautlos arbeitenden Maschine, hinaus ins offene Meer.

Kap Matifu hatte den Körper Peter Bathorys in einer kleinen Kabine auf einen Diwan niedergelegt. Dieser Raum hatte keine Luke, so daß auch das Lampenlicht nicht nach draußen fallen konnte.

Doktor Antekirrt war mit Peter Bathory allein in der Kabine zurückgeblieben. Er beugte sich über ihn, drückte die Lippen auf die bleiche Stirn und sagte mit fester Stimme: »Wach jetzt auf, Peter! Ich befehle es dir!« Sofort öffnete Peter Bathory die Augen, als hätte er nur in einem hypnotischen Schlaf gelegen, der dem Todesschlaf so ähnlich sieht. Doch sobald er Doktor Antekirrt erkannte, drückte sein Gesicht Abwehr aus:

»Sie?« sagte er fast unhörbar. »Warum haben Sie mich so treulos verlassen?«

»Ja, ich bin es, Peter.«

»Wer sind Sie, Doktor Antekirrt?«

»Ein Toter – wie du.«

»Ein Toter?«

»Ich bin Graf Mathias Sandorf.«

# Dritter Teil

## I

### Herrliches Mittelmeer!

›Das Mittelmeer ist schön, vor allem wegen seiner harmonischen Gestade, seiner prickelnden Atmosphäre und der unvergleichlichen Transparenz von Luft und Licht. ‹ So beschrieb Michelet das Mittelmeer, und er beschrieb es treffend. Wir wollen hinzufügen, daß uns die Natur ein Geschenk machte, als sie in Ermangelung eines kräftigen Herkules eigenhändig die Felsen von Calpe und Abylas voneinander trennte und die Meerenge von Gibraltar schuf. Im Gegensatz zur Auffassung mancher Geologen wollen wir ruhig annehmen, daß diese schmale Wasserstraße schon seit Urzeiten existiert. Ohne sie gäbe es gar kein Mittelmeer, denn es verliert durch Verdunstung dreimal soviel Wasser, wie ihm die Küstenländer mit ihren Flüssen zuführen. Wäre nicht der Zufluß aus dem Atlantik, der ständig frisches Wasser hereinschleust, so läge seit Jahrhunderten schon zwischen Afrika und Europa ein zweites Totes Meer und keineswegs das überaus lebendige herrliche Mittelmeer. Außer unserem lateinischen Mittelmeer gibt es noch ein amerikanisches – bekannter unter dem Namen ›Golf von Mexiko‹. Der amerikanische Rivale ist sogar beträchtlich größer; er bedeckt 4 500 000 Quadratkilometer, der lateinische nur 2 825.522 Quadratkilometer. Dafür besitzt letzterer eine weit vielgestaltigere Küste, deren zahlreiche Golfe und Becken in sich schon wieder den Namen ›Meer‹ verdienen. Wir nennen als Beispiele nur den Griechischen Archipel, das Meer von Kreta nördlich der gleichnamigen Insel, das Meer von Libyen, das Adriatische Meer zwischen Italien, Österreich, der Türkei und Griechenland, das Ionische Meer zwischen Süditalien und den Inseln Korfu, Cephalaria und Zante, das Tyrrenische Meer vor der Westküste Italiens, das Äolische oder Liparische Meer nördlich von Sizilien, den Golfe du Lion südlich von Frankreich, den Golf von Genua im Winkel der Küsten Liguriens, den Golf von Gabes vor der tunesischen Küste und die Kleine und die Große Syrte, die sich tief in die Küsten Tunesiens, beziehungsweise Tripolitaniens eingraben.

Der Vielgestaltigkeit der Mittelmeerufer entspricht eine Vielzahl von Küstenvölkern und Rassen, die diesem Raum in einer mehr als zweitausendjährigen Geschichte ihren Stempel aufgedrückt haben. Im Laufe der Jahrhunderte war das Mittelmeer nicht nur ein Tummelplatz für seine Anrainer, die Franzosen, Italiener, Spanier, Österreicher, Türken, Griechen, Araber, Ägypter, Tripolitaner, Tunesier, Algerier und Marokkaner; selbst die Engländer haben dort durch ihre Beherrschung von Gibraltar, Malta und Zypern Fuß gefaßt. Um unsere geographischen Betrachtungen abzuschließen, müssen wir noch daran erinnern, daß nicht weniger als drei Kontinente – Europa, Asien und Afrika – die Ufer dieses Mittelmeers im wahrsten Sinne des Wortes bilden.

Und nun wird es Zeit, zur Hauptperson unserer Geschichte zurückzukehren: zum Grafen Mathias Sandorf alias Doktor Antekirrt, der sich irgendwo zwischen den Tausenden kleiner Mittelmeerinseln eine neue Heimat geschaffen hatte, die nur ihm allein gehörte. Peter Bathory sollte sie bald kennen lernen. Zunächst war der junge Ingenieur nur für wenige Augenblicke aus seiner Ohnmacht erwacht. Nachdem er Doktor Antekirrts wahren Namen erfahren hatte, fiel er wieder in tiefe Bewußtlosigkeit – in denselben Zustand, in dem ihn der Arzt in Ragusa für tot erklärt hatte. In Wahrheit hatte Doktor Antekirrt damals an dem Schwerverletzten eines jener erstaunlichen Experimente vollzogen, die auf der Übertragbarkeit von Willenskraft beruhen. Der Arzt verfügte über einen so stark hypnotischen Blick, daß er auf die üblichen Hilfsmittel, Magnesiumlicht oder ein glänzendes Metallpendel, verzichten konnte, um seinen Willen auf den Patienten zu übertragen. Peter, der durch den Blutsturz sehr geschwächt war, schien für einen uneingeweihten Betrachter tatsächlich gestorben zu sein; in Wahrheit war er nur auf Befehl des Doktors in einen tiefen Schlaf gefallen, aus dem ihn ein zweiter Befehl wieder aufweckte. Trotzdem war er noch nicht endgültig dem Leben wiedergegeben. Doktor Antekirrt mußte seine ganze ärztliche Kunst anwenden, um die bedrohlichen Folgen der sehr schweren Stichverletzung zu bekämpfen. »Er muß durchkommen... ich will es...« sagte Doktor Antekirrt immer wieder verbissen vor sich hin, wenn dem Patienten das Leben wieder zu

entgleiten drohte. Der Arzt quälte sich mit Selbstvorwürfen. Warum nur hatte er den jungen Mann nicht schon vor Sarcany's Ankunft aus Ragusa fortgeschafft? Längst wäre er das, was sich Doktor Antekirrt erträumte: die rechte Hand des Grafen Mathias Sandorf. Daß diese Pläne doch noch Wirklichkeit wurden, hing nun allein von seinem ärztlichen Können ab.

Seit fünfzehn Jahren war Doktor Antekirrt von einer Idee besessen: Er mußte Rache üben und der Gerechtigkeit zum Sieg verhelfen, und da er den Zeitpunkt für gekommen hielt, sein Richteramt auszuüben, war er mit der ›Savarena‹ nach Ragusa gereist. Er brauchte nun nicht mehr zu befürchten, daß man in ihm den ungarischen Freiheitskämpfer des Jahres 1867 wiedererkannte. Sein ehemals kräftiger Teint war inzwischen blaß und das dunkle Haar vollkommen weiß geworden. Seine schon immer eisenharte Natur war in dem langen Kampf um das Überleben nur noch geläutert und gestählt worden; Doktor Antekirrt zählte jetzt zu den Menschen, ›die die Magnetnadel schon von weitem zittern machen‹, wie es der Volksmund so treffend ausdrückt. Und nun hatte er keinen geringeren Wunsch, als den Sohn Stefan Bathorys nach dem eigenen Bilde zu formen. Mathias Sandorf war schon seit Jahren das letzte Glied einer einstmals großen Familie. Der Leser wird sich erinnern, daß er bei seiner Abreise nach Triest eine zweijährige Tochter Sava unter der Obhut der Verwaltersfrau Rosena Landeck zurückließ. Dieses Mädchen sollte an seinem achtzehnten Geburtstag Erbin der Hälfte des Sandorfschen Vermögens werden, während die andere Hälfte den Verrätern Toronthal und Sarcany zugefallen war. Der Verwalter Landeck durfte den verbliebenen Rest der Sandorfschen Güter in Siebenbürgen betreuen, und so lebte er mit seiner Frau und dem Kind des Grafen weiterhin auf Schloß Artenak. Doch über allen Sandorfs schien ein böses Geschick zu walten: Nur wenige Monate nach den Ereignissen von Triest verschwand das Kind spurlos. Sein Hütchen wurde am Ufer eines der zahlreichen Wasserläufe gefunden, die den Schloßpark durchzogen. Es gab keine andere Erklärung: Die Kleine war vom Wasser fortgerissen worden und in einer der Schluchten umgekommen, in die sich diese Karpathenflüsse stürzen. Gefunden wurde sie allerdings nie. Rosena Landeck starb kurz nach diesem schweren Schlag, doch der Staat verzichtete vorläufig darauf, die Güter einzuziehen; Sava Sandorf war ja noch nicht für tot erklärt.

Nach menschlichem Ermessen mußte die Familie Sandorf nun erloschen sein. Bald tat die Zeit ihr Werk, und das Verschwinden des kleinen Mädchens sowie alle Ereignisse, die mit den Vorgängen von Triest zusammenhingen, gerieten in Vergessenheit. Graf Sandorf lebte um diese Zeit unter strengem Inkognito in Otranto. Er verließ die Stadt, sobald er vom vermutlichen Tod der kleinen Sava unterrichtet war, der letzten Erinnerung an seine geliebte, frühverstorbene Frau. Niemand wußte, wohin sich der Fremde gewendet hatte.

Fortan lebte Graf Sandorf nur noch für seinen Racheplan. Er war besessen von dem Gedanken, die Schuldigen zu strafen und die Opfer, sofern sie noch lebten, zu entschädigen. Doch dazu brauchte er Macht – Macht, die ihm allein ein großes Vermögen verschaffen konnte. Folgerichtig widmete er die nächsten Jahre ausschließlich dem Erwerb dieses Vermögens; wir werden später mehr darüber erfahren. Als er schon über ausreichende finanzielle Mittel verfügte, begann er alle jene Menschen aufzuspüren, die in seine Geschichte verwickelt waren. In allen größeren Küstenstädten des Mittelmeers arbeiteten gutbezahlte, zuverlässige Agenten für seine Zwecke. Um schneller mit diesen Leuten Nachrichten austauschen zu können, ließ sich Doktor Antekirrt eine Flotte von Eilschiffen bauen – wir kennen bereits die ›Electric 2‹. Außerdem verfügte er zur Nachrichtenübermittlung über ein unterseeisches Kabel. Es verband seine Insel Antekirrt mit der Insel Malta und, über Malta, mit dem europäischen Festland.

Nach wenigen Jahren kannte Doktor Antekirrt die Aufenthaltsorte aller Personen, die mit seinem Schicksal verknüpft waren; er hatte sie auf Schritt und Tritt verfolgen lassen. So wußte er selbstverständlich, daß Silas Toronthal mit Frau und Tochter in dem Palais am Stradone wohnte; er registrierte Sarcany's Irrfahrten, die durch alle Hauptstädte Europas führten, um schließlich in Sizilien zu enden, wo der Intrigant neue gefährliche Pläne ausheckte; er wußte, das Carpena seinen Judaslohn teils in Italien, teils in Österreich verzehrte und sich dem Müßiggang hingab; er hätte auch von Herzen gern den aufrechten Fischer Andrea Ferrato aus dem Zuchthaus zu Stein in Niederösterreich befreit, doch der tapfere Mann war schon kurz nach dem Haftantritt durch den Tod von seinen Ketten erlöst worden. Nur im Falle der Kinder Ferratos hatten Doktor Antekirrt's Spione versagt: Maria und Luigi blieben unauffindbar. Daß der Doktor aber Frau

Bathory und ihren Sohn Peter nie aus den Augen verloren hatte, versteht sich von selbst. Wir wissen bereits, daß er der Witwe seines Kampfgefährten eine große Geldsumme zur Verfügung gestellt hatte, die aber nicht angenommen worden war. Und nun war endlich die Stunde gekommen, um den offenen Kampf gegen die Verräter von Triest zu beginnen und den Opfern zu ihrem Recht zu verhelfen – und da war es auch schon fast zu spät: Die Tochter des Schurken Toronthal und der Sohn eines der Opfer waren einander in Liebe zugetan, einer Liebe, die sich nie erfüllen durfte, solange ein Doktor Antekirrt lebte! Peter Bathory mußte endlich erfahren, wer am Tod seines Vaters Schuld trug, doch zuvor sollte er vollends gesunden. Und dieser Gesundung widmete sich der Arzt in den kommenden Tagen und Wochen.

Während der ersten Woche, die Peter Bathory auf der Insel Antekirrt verbrachte, schwebte er zwischen Leben und Tod; er war nicht nur schwer verletzt, sondern auch seelisch gebrochen. Sava, die nun schon mit Sarcany verheiratet sein mußte – Frau Bathory, die um den Sohn trauerte – die eigene Wiedererweckung durch Doktor Antekirrt, der obendrein vorgab, Graf Mathias Sandorf zu sein – alle diese bedrückenden und verwirrenden Vorstellungen hätten Peter Bathory auch in gesunden Tagen um den Verstand bringen müssen.

Der Arzt wick nicht vom Lager seines Patienten. Er hörte, wie der Kranke im Fieber immer wieder Savas Namen rief. Er erkannte, wie tief diese Liebe war, und er fragte sich, ob sie nicht sogar allen Enthüllungen über Silas Toronthal zum Trotz weiterbestehen werde. Wohl zwanzigmal glaubte auch Doktor Antekirrt, der Patient sei verloren, denn er erkannte nicht einmal mehr seinen Arzt. Doch endlich wurden alle Anstrengungen um das Leben Peter Bathorys belohnt; die Kraft der Jugend siegte über den kranken Körper, wenn auch nicht über die kranke Seele. Die Wunde begann zu vernarben, und der verletzte Lungenflügel nahm seine Tätigkeit wieder auf. Nach weiteren vierzehn Tagen hatte der Arzt die Gewißheit, daß der Patient überleben werde.

An diesem Tag erkannte Peter Bathory zum ersten Mal wieder seinen väterlichen Freund. Er nannte ihn bei seinem wirklichen Namen. Doch Mathias Sandorf blieb auf der Hut: »Ja, ich bin Mathias Sandorf, mein Sohn, aber nur für dich!« Und als Peter ihn verständnislos anschaute, fügte er hinzu: »Später; später sollst du alles erfahren.«

Die Tage der Genesung verbrachte Peter Bathory in einem hübschen, nach Nordosten gelegenen Zimmer, vor dessen Fenstern große Bäume angenehmen Schatten spendeten. Ein munter sprudelndes Gewässer sorgte dafür, daß ihr Laub auch in der Sommerhitze frisch grün blieb. Der freundliche Ausblick, die gesunde Meeresluft und die nie ermüdende Sorgfalt des Arztes beschleunigten den Gesundungsprozeß, so daß sich Doktor Antekirrt bald durch einen Pfleger ablösen lassen konnte. Dieser Pfleger war selbstverständlich eine vertrauenswürdige Person; er hieß – Kap Pescada! Der kleine Artist war seinem Patienten nicht weniger ergeben als seinem Brotherrn. Nach den Ereignissen in Ragusa fühlte er sich schon so tief in die Angelegenheiten Doktor Antekirrts verstrickt, als seien es seine eigenen. Peter Bathorys Liebe zu Sava Toronthal, das Zusammentreffen des Leichenzuges und der Hochzeitsgesellschaft auf dem Stradone, die Vorgänge in der Grabkapelle und die Reise nach Antekirrt hatten unauslöschlichen Eindruck auf Kap Pescada gemacht, und er mühte sich nach Kräften, Doktor Antekirrt bei der Verwirklichung seiner Pläne zu helfen, wenn er auch das Ziel nicht begriff.

Er versah nicht nur das Amt des Krankenpflegers; Doktor Antekirrt hatte ihm aufgetragen, auch für die Aufheiterung des Patienten zu sorgen, und das ließ er sich nicht zweimal sagen! Überdies betrachtete er sich seit dem Jahrmarkt von Gravosa immer noch als Schuldner des jungen Ingenieurs. Nun endlich hatte er Gelegenheit, sich wieder ehrlich zu machen. Und so plauderte und schwatzte er munter drauflos, damit Peter Bathory keine Zeit hatte, traurigen Gedanken nachzuhängen.

Während einer dieser Plauderstunden fragte der Kranke geradeheraus, wann denn Pescada die Bekanntschaft des Doktor Antekirrt gemacht habe.

»Als die Geschichte mit dem Trabaccolo passierte, Herr Peter; Sie erinnern sich doch: Kap Matifu wurde damals der Held des Tages!«

Peter Bathory hatte den Vorfall keineswegs vergessen; er hing ja mit der Ankunft der »Savarena« zusammen. Doch er erfuhr jetzt erst, daß die beiden Artisten bald darauf auf Vorschlag des Doktors ihre Artistenlaufbahn beendet hatten und in seine Dienste getreten waren.

»Ja, Kap Matifus Heldenstück hat uns Glück gebracht«, fuhr Kap Pescada fort.



»Wir verdanken Doktor Antekirrt sehr viel, aber wir haben auch nicht vergessen, daß wir Ihnen noch etwas schuldig sind.«

»Mir? Schuldig?«

»Ja, gewiß. Sie haben uns doch zwei Gulden gezahlt – allein dafür, daß Sie beinahe unser Zuschauer geworden wären; der einzige Zuschauer, um ehrlich zu sein. Verdient haben wir das Geld bis heute nicht. Unser Zuschauer hatte sich plötzlich in Luft aufgelöst.«

Peter Bathory war diese kleine Episode längst entfallen; jetzt mußte er darüber lächeln, doch es war gleich wieder ein trauriges Lächeln: Er war ja damals so eilig davongestürzt, weil er Sava Toronthal in der vorüberflutenden Menschenmenge entdeckt hatte.

Er schloß die Augen und hing wieder seinen Erinnerungen nach. Kap Pescada begriff, daß er ein ungeeignetes Gesprächsthema gewählt hatte. Er seufzte ein wenig und sagte sich: Was hat Doktor Antekirrt angeordnet? Einen halben Löffel Humor – alle fünf Minuten! Ein einfaches Rezept, aber schwer zu verabreichen, wenn der Patient Peter Bathory heißt. Nach einiger Zeit nahm Peter selbst das Gespräch wieder auf. »Vor dem Zwischenfall auf der Werft hattet ihr Doktor Antekirrt noch nie gesehen, Kap Pescada?« fragte er. »Noch nie, Herr Peter; ich schwöre es. Wir kannten nicht einmal den Namen.«

»Und seither habt ihr ihn nie wieder verlassen?«

»Nur, wenn wir für ihn Aufträge ausführen müssen.«

»Und in welchem Land befinden wir uns hier? Ob du es mir sagen darfst?«

»Mein Verstand sagt mir zumindest, daß wir auf einer Insel sitzen. Ringsherum gibt es ja nichts als Wasser.«

»Du wirst recht haben, Kap Pescada. Aber in welchem Winkel des Mittelmeers mag die Insel liegen?«

»Vielleicht in einem südlichen oder nördlichen oder westlichen, wenn nicht gar in einem östlichen. Rundheraus gesagt: Ich weiß es nicht, und es ist mir auch egal, solange Doktor Antekirrt da ist und wir gut gefüttert und gekleidet werden. Obendrein respektiert man uns sogar.«

»Kennst du wenigstens den Namen der Insel?« fragte Peter Bathory ein wenig ungeduldig.

»O ja«, sagte Kap Pescada. »Sie heißt natürlich Antekirrt.« Der junge Ingenieur dachte angestrengt nach: Nein, er hatte noch nie von einer Insel dieses Namens gehört. Doch Kap Pescada ließ ihm keine Zeit zum Grübeln; er plauderte schon wieder munter darauf los.

»Sie heißt, wie gesagt, Antekirrt. »Kap Pescada-Antekirrt/ Mittelmeer – Längen- und Breitengrad unbekannt« so müßte mein Onkel seine Briefe an mich adressieren, wenn ich einen Onkel hätte; doch bisher hat mir der Himmel diese Freude nicht vergönnt. Ich finde übrigens nichts Erstaunliches an dem Namen. Die Insel gehört doch unserem Doktor Antekirrt, und wenn er nicht seinen Namen von der Insel hat, so hat ihn die Insel von ihm. Aber ich weiß es nicht; ich wüßte es wohl auch nicht, wenn ich der Generalsekretär der Geographischen Gesellschaft wäre.«

Peter Bathorys Genesung machte Fortschritte. Alle befürchteten Komplikationen waren ausgeblieben, und dank einem sorgfältigen Speiseplan kam er wieder zu Kräften. Doktor Antekirrt kam täglich zu Besuch. Man plauderte über dieses und jenes, nur nicht über das eine Thema, das beide Männer am meisten bewegte. Doch Peter Bathory wollte den Doktor nicht zu vertraulichen Mitteilungen veranlassen, für die es vielleicht noch zu früh war.

Kap Pescada hatte dem Arzt getreulich berichtet, was in dem Patienten vorging. So wußte Doktor Antekirrt, daß er sich oft mit dem rätselhaften Namen seines Gastgebers und der nicht weniger rätselhaften Insel beschäftigte, auf die man ihn gebracht hatte. Und er wußte, daß Peter Bathory noch immer Tag und Nacht an Sava Toronthal dachte. Es wurde Zeit, dem jungen Mann die Augen zu öffnen. Peter sollte erfahren, wer Silas Toronthal war und wer den Tod Stefan Bathorys verschuldet hatte. Peter würde leiden, aber Doktor Antekirrt wollte sich wie ein operierender Chirurg taub gegen alle Wehrufe des Patienten stellen.

Wieder vergingen einige Tage; Peter Bathory durfte nun schon am Fenster sitzen. Die kräftige Mittelmeersonne und die frische Meeresbrise sorgten dafür, daß er sich wie neugeboren fühlte – wenigstens körperlich; sein Gemüt war nach wie vor krank. Stundenlang starrte er hinaus auf die grenzenlose Wasserfläche, und seine Augen durchbohrten den leeren Horizont, als suchten sie dahinter, was doch nicht mehr zu finden war. Dennoch konnte es nicht ausbleiben, daß er eine seltsame Entdeckung machte: Wenn überhaupt Schiffe

weit draußen vor der Insel vorüberfahren, waren es stets nur kleine Küstenfahrer – dreimastige Schebecken und Polacker oder Speronaren und Tartanen. Handelsschiffe oder Paketboote, die doch die Meere in allen Richtungen befuhren, gab es überhaupt nicht. Antekirrt schien am Ende der Welt zu liegen.

Für den 25. Juli wurde der erste Ausgang des Patienten festgesetzt, und Doktor Antekirrt erbot sich, Peter Bathory dabei zu begleiten.

»Wenn ich stark genug bin, auszugehen, so bin ich gewiß auch stark genug, Sie anzuhören, Herr Doktor«, sagte Peter beim Aufbruch.

»Mich anzuhören? Was willst du damit sagen, Peter?«

»Ich will damit sagen, daß Sie wohl meine Lebensgeschichte kennen, daß ich aber von Ihnen so gut wie gar nichts weiß.« Doktor Antekirrt schaute den jungen Mann prüfend an, nicht mehr wie ein Freund, sondern wie ein Arzt, der überlegt, mit welchem Instrument er seinem Patienten zu Leibe rücken darf, ohne allzu großen Schaden anzurichten. Dann setzte er sich kurz entschlossen neben Peter und sagte: »Nun gut, du sollst meine Geschichte hören.«

## II

### Von Vergangenem und Gegenwärtigem

»Beginnen wir mit Doktor Antekirrt. Er betritt die Szene im selben Augenblick, als sich Graf Mathias Sandorf von der Felsklippe bei Rovigno in die Adria stürzt.« Mit diesen Worten eröffnete der Arzt seine Erzählung. Dann fuhr er fort: »Wie durch ein Wunder war ich im Kugelhagel der österreichischen Polizei unverletzt geblieben. Vielleicht lag es auch an der Dunkelheit; man konnte mich wohl nicht mehr sehr deutlich erkennen. Überdies trug mich die starke Strömung sofort ins offene Meer hinaus. Zur Küste zurückzukehren war ausgeschlossen, selbst wenn ich es gewollt hätte; aber ich wollte es ja nicht. Lieber hier draußen sterben als wieder eingefangen und nach Pisino zurückgebracht werden! dachte ich. Wenn ich ertrank, war eben alles zu Ende. Konnte ich mich aber retten, so würden mich meine Verfolger sicher auch für tot halten, und ich hätte freie Bahn, meinen Gefährten und mir selbst Genugtuung zu verschaffen und der Gerechtigkeit zum Siege zu verhelfen.«

»Der Gerechtigkeit zum Siege verhelfen?« Peter Bathorys Interesse für die Erzählung schien lebhafter zu werden. »Ja, Peter«, entgegnete Doktor Antekirrt, »und du wirst mir dabei zur Seite stehen. Dafür habe ich dich aus der Grabkapelle in Ragusa holen und hierher bringen lassen – einen Toten, der ebensowenig tot ist wie Graf Mathias Sandorf. Doch laß mich fortfahren:

Vor mir, nach Westen hin, gab es bis zur italienischen Küste nichts als offenes Meer. Ich war wohl ein guter Schwimmer, aber ich wußte, daß diese fünfzig Meilen über meine Kräfte gingen. Vielleicht hatte ich das Glück, auf eine Holzplanke zu stoßen oder von einem ausländischen Schiff aufgenommen zu werden; sonst war ich verloren. Doch wer die Kraft hat, sein Leben für eine große Sache einzusetzen, der hat auch die Kraft, es bis zum äußersten zu verteidigen.

Anfangs mußte ich noch ein paarmal tauchen, denn die Polizisten gaben immer noch Schüsse auf mich ab. Später schwamm ich nur noch an der Oberfläche, und ich war froh, daß ich nur leichte Kleider trug; sie behinderten mich nicht sonderlich beim Schwimmen.

Nach meiner Berechnung war es jetzt halb zehn Uhr. Ich schwamm also schon eine Stunde in westlicher Richtung, und die Lichter von Rovigno waren nur noch als schwach leuchtende Pünktchen zu erkennen.

Du fragst dich sicher, ob ich mir in diesem Augenblick noch Hoffnung machte zu überleben. Nein, Peter, aber daß ich trotzdem weiterschwamm, verdankte ich allein meinem Willen, Rache an unseren Verrätern zu nehmen und die unschuldigen Opfer zu entschädigen. Dieser Gedanke gab mir ungeheure Kraft, und wäre jetzt ein Fischerboot aufgetaucht, so hätte ich mich nicht einmal bemerkbar gemacht. Die Gefahr, wieder an österreichfreundliche Verräter zu geraten, war allzu groß. Und gerade das geschah noch vor Ablauf der nächsten Stunde. Ich hatte mich wieder ein Stück auf dem Rücken treiben lassen, als unvermutet aus der Dunkelheit ein Boot auftauchte. Instinktiv warf ich mich herum und tauchte. Im nächsten Augenblick ließ auch schon ein Mann der Besatzung das Steuer herumwerfen; offenbar hatte man mich bemerkt. Doch ich hatte Glück: Das Boot glitt unmittelbar über meinen Kopf hinweg, und ich blieb unentdeckt. Als ich zum Luftholen wieder auftauchen mußte, hielt es schon auf die dalmatinische Küste zu. Je weiter die Nacht vorrückte, desto mehr legten sich Wind und Wellen. Ich wurde nur noch von der langen, flachen Dünung emporgehoben und vorwärtsgetragen.

So verging wieder eine Stunde zwischen Schwimmen und passivem Dahintreiben. Ich meinte, weit und breit das einzige Lebewesen zu sein, denn die meisten Vögel hatten längst ihre Schlafplätze in den Klippen der weit entfernten Küste aufgesucht. Nur Seemöwen schossen noch vereinzelt oder paarweise mit schrillum Schrei über meinen Kopf hin.

Ich war zwar fest entschlossen, alle Anzeichen der Erschöpfung nicht zur Kenntnis zu nehmen, doch mein Überforderter Körper zwang mich bald dazu. Meine Finger ließen sich nur noch mit äußerster Anstrengung schließen; mein Kopf lastete wie ein schweres Eisengewicht auf den Schultern, und ich konnte ihn kaum noch über Wasser halten. Dann begannen die Halluzinationen. Meine Gedanken verwirrten sich, in den Ohren rauschte es, und ich konnte nicht mehr deutlich sehen. So wußte ich zunächst nicht, ob es nur Wahnvorstellungen oder

wirkliche Lichter waren, die ich plötzlich zu sehen vermeinte. Das, was ich für das Geräusch einer Schiffsschraube hielt, konnte ebenso gut das Rauschen in meinen Ohren sein.

Ich versuchte, den Kopf in die Richtung des Lärms zu wenden; es gelang mir nur, indem ich mich zur Hälfte untersinken ließ. Doch dann riß ich mit Gewalt die schweren Augenlider auf: Es war ein Schiff! Ein Schiff, das von Osten kam und Kurs auf Italien hielt! Und das Licht war die Laterne am Stag des Fockmastes: Es konnte also nur ein Dampfer sein. Dann sah ich auch schon die Positionslichter: das rote auf Backbord, das grüne auf Steuerbord. Sie kamen beide mit gleicher Geschwindigkeit näher; also steuerte der Dampfer direkt auf mich zu. Ich mußte auf der Stelle eine Entscheidung treffen. Da das Schiff aus Triest kam, fuhr es vermutlich unter österreichischer Flagge. Sollte ich mich aufnehmen lassen? Niemals! Dann hätte ich mich ebenso gut der Polizei in Rovigno ergeben können. Ich beschloß also, mich auf keinen Fall bemerkbar zu machen – und trotzdem das Schiff als Rettungsmittel zu benutzen. Es war ein Schnelldampfer. Je näher er kam, desto riesiger wirkte der Schiffskörper, und ich sah, wie das Wasser unter dem Vordersteven mächtig aufschäumte. In weniger als zwei Minuten mußte er die Stelle passieren, an der ich fast reglos wartete. Ein österreichisches Schiff war es sicher, doch war es wirklich auf dem Weg nach Brindisi oder Otranto? Selbst in diesem günstigen Fall würde die Reise wenigstens vierundzwanzig Stunden dauern, vierundzwanzig Stunden noch ohne Trinkwasser und Nahrung! Doch mein Entschluß stand schon fest. Ich wartete auf das Schiff, und zwar in Fahrtrichtung. Wegen der Dunkelheit konnte ich damit rechnen, unbemerkt zu bleiben. Dann war es auch schon so weit: Der Bug des Dampfers türmte sich mehr als zwanzig Fuß hoch vor mir auf; die schäumende Bugwelle schlug über mir zusammen, riß mich aber nicht in die Tiefe. Im Vorbeigleiten drohte mich der Schiffskörper immer wieder zu streifen, doch ich stieß mich mit der Hand ab und hielt ausreichenden Abstand. In Sekundenschnelle tauchte das Heck auf und ich klammerte mich mit letzter Kraft an das Steuerruder, jeden Augenblick gewärtig, von der Schiffsschraube erfaßt zu werden. Doch wieder hatte ich Glück: Das Schiff hatte volle Ladung und infolgedessen so großen Tiefgang, daß die Schiffsschraube unter der Wasseroberfläche lag. Vom Heck hingen, wie bei allen Dampfern dieses Typs, zwei eiserne Ketten herab, die mit dem Steuerruder verbunden waren. Ich packte eine der Ketten und zog mich hinauf bis zu der Eisenkramme, mit der sie an der Heckwand festgehalten wurde. Dort, dicht am Hintersteven, brachte ich mich mehr schlecht als recht unter; ich war vorläufig in Sicherheit! Drei Stunden später wurde es hell. Wenn das Schiff tatsächlich nach Brindisi oder Otranto fuhr, mußte ich noch zwanzig Stunden in meinem Versteck ausharren. Ich machte mir keine Illusionen: Durst und Hunger würden mich schrecklich quälen, doch was zählten schon solche Beschwerden, solange man mich nicht entdeckte. Nicht einmal vom Rettungsboot aus, das auf dem Achterdeck in den Davits schaukelte, konnte man mich sehen. Meine einzige Sorge war im Augenblick, daß man mich von einem entgegenkommenden Schiff aus bemerkte. Doch die meisten Schiffe hielten weiten Abstand von uns, und es herrschte ohnehin wenig Verkehr auf der Strecke. Ich zog meine Kleider aus und trocknete sie in der Sonne. Den Gürtel des Fischers Ferrato mit den dreihundert Gulden trug ich immer noch. Das Geld würde mir die ersten Schritte in der Freiheit erleichtern. Hatte ich erst den Fuß auf italienischen Boden gesetzt, brauchte ich die österreichischen Agenten nicht mehr zu fürchten; es gab keine Verträge über die Auslieferung politischer Flüchtlinge. Doch ich erhoffte mir noch etwas anderes als die Freiheit: Ich wollte, daß mich die österreichischen Behörden für tot hielten, damit ich meine Pläne ungestört verfolgen konnte.

Alle meine Wünsche gingen in Erfüllung. Der Tag verlief ohne Zwischenfälle. Gegen zehn Uhr nachts sah ich im Südwesten in regelmäßigen Abständen ein Licht aufblitzen: das Leuchtfeuer von Brindisi! Zwei Stunden später nahm der Dampfer Kurs auf die Fahrwinde des Hafens, und für mich wurde es Zeit, mein Versteck zu verlassen; bald würde der Lotse an Bord genommen werden. Ich machte aus meinen Kleidern ein Bündel, band es mir um den Hals und ließ mich vorsichtig ins Wasser gleiten.

Eine Minute später hatte ich bereits das Schiff aus den Augen verloren; ich hörte nur noch das langgezogene Heulen der Schiffssirene.

Dreißig Minuten später ging ich bei ruhiger See an einem brandungsfreien Uferstreifen an Land. Ich zog mich sofort in den Schutz einiger Felsbrocken zurück und kleidete mich an. Dann spürte ich, daß meine Müdigkeit noch größer

war als der Hunger. Ich legte mich in eine Sandmulde, die mit trockenem Seetang gefüllt war, und schlief sofort ein.

Bei Tagesanbruch war ich schon wieder auf den Beinen und ging nach Brindisi. Ich quartierte mich in einem bescheidenen Hotel ein, um in Ruhe Pläne für meine Zukunft zu schmieden. Zwei Tage später entnahm ich der Zeitung, daß man in Österreich den Fall der Verschwörer von Triest für abgeschlossen hielt. Man hatte zwar die Leiche des Grafen Sandorf nicht gefunden, doch am Tod des Ungarn zweifelte niemand mehr. Man hielt mich also für tot – so tot, als wäre ich mit meinen Gefährten Ladislaus Zathmar und Stefan Bathory im Gefängnishof von Pisino erschossen worden! Graf Sandorf tot? Man sollte noch merken, daß ich lebte!« Peter Bathory hatte mit angehaltenem Atem Doktor Antekirrt zugehört. Ja, er wollte gerne glauben, daß es Graf Sandorf war, der hier zu ihm sprach. Da war nichts mehr von der Kälte, der Verslossenheit, die den Arzt so unnahbar machte. Hier sprach ein Mensch, der sich nach endlosen Jahren des Schweigens endlich einmal offenbaren durfte, ohne neuen Verrat zu befürchten. Doch noch hatte er mit keiner Silbe erwähnt, was er von dem Sohn Stefan Bathorys erwartete. Und Peter mußte sich sogar noch länger gedulden, denn Doktor Antekirrt wünschte offenbar seinen Bericht fortzusetzen. Wir wollen ihn dem Leser nicht vorenthalten:

Graf Sandorf wollte Brindisi so schnell wie möglich wieder verlassen. In dieser Zwischenstation auf der Schifffahrtsroute nach Indien herrschte zwar nur an ein, zwei Wochentagen reger Verkehr, vor allem, wenn die Dampfer der »Peninsular and Oriental Company« eintrafen, doch bei dieser Gelegenheit bestand durchaus die Möglichkeit, daß irgend jemand den Flüchtling erkannte. Man konnte ihm zwar nichts anhaben, doch er wollte ja für tot gelten.

Nur zwei Tage sah man ihn unterhalb der Terrasse mit der Kleopatra-Säule, dort, wo die antike Via Appia beginnt, Pläne schmiedend auf und ab spazieren. Dann war sein Beschluß gefaßt: Er würde in den Orient gehen und ein Vermögen erwerben, das ihm unbegrenzte Macht verschaffte. Für die Reise wollte er keinesfalls ein Paketboot mit dem unvermeidlich internationalen Publikum wählen; er mußte ein unauffälligeres Fahrzeug finden. Doch das gab es in Brindisi nicht, und so bestieg er am zweiten Abend den Zug nach Otranto. Die Fahrt in den Absatz des italienischen Stiefels dauerte nur anderthalb Stunden. In Otranto fand Graf Sandorf bald, was er gesucht hatte: eine Schebecke, die in Kürze nach Smyrna abgehen sollte, um eine Ladung unverkaufter kleiner albanischer Pferde dorthin zurückzubringen.

Als Graf Sandorf nun auch noch aus der Zeitung vom vermutlichen Tod seiner kleinen Tochter erfuhr, wurde er in dem Entschluß bestärkt, dem alten Europa endgültig den Rücken zu kehren. Er einigte sich mit dem Besitzer der Schebecke auf einen angemessenen Fahrpreis, und am nächsten Morgen schon stach das Schiff in See. Ohne Bedauern sah der Reisende zur Rechten das Leuchfeuer der Punta di Luca und zur Linken das albanische Kap Gossa im Fröhnebel versinken. Nach wenigen Tagen passierte die Schebecke das südgriechische Kap Matapan, und bald darauf lief sie in den Hafen von Smyrna ein.

Doktor Antekirrt hatte von diesem Teil seines Fluchtweges nur in knappen Worten berichtet. Nach kurzer Pause fuhr er mit viel größerer Wärme fort, von seinen Erlebnissen im Orient zu sprechen:

»Endlich, Peter, endlich war ich im Vorderen Orient angekommen, der mir für so viele Jahre zur Heimat werden sollte. Du weißt schon, daß ich in meiner Jugend vor allem bei deinem Vater Studien in Medizin, Biologie und anderen Naturwissenschaften betrieben hatte. Damals bezog ich aus diesen Fächern geistige Nahrung; jetzt sollten sie mich in der Praxis ernähren, und das gelang besser, als ich es erhofft hatte. Ich ließ mich schon bald in Smyrna als Arzt nieder, und mein guter Ruf verschaffte mir rasch einen großen Patientenkreis. Einige besonders spektakuläre Heilerfolge verschafften mir Zutritt zu den Häusern der einflußreichsten Persönlichkeiten des Landes. Da die medizinische Wissenschaft in jenem Teil der Erde noch in den Kinderschuhen steckt, beschloß ich, es den Ärzten früherer Jahrhunderte gleichzutun: Ich zog durch das Land, bald praktizierend, bald lehrend oder Praxis und Lehre verbindend. Gleichzeitig war ich selbst noch Schüler. Ich studierte die Methoden der Talebs in Kleinasien und der Pandits in Indien. An einem Ort blieb ich ein paar Wochen, an einem anderen wieder Monate. Ich praktizierte in Karaisah, in Binder, Adana und Haleb, ich reiste nach Damaskus und Tripolis, und immer ging mir der Ruf eines berühmten Arztes voraus. Immer auch konnte ich auf diesen Reisen meinen Reichtum mehren. Doch ich gab mich noch nicht zufrieden; ich wollte über so

grenzenlose Macht verfügen wie ein indischer Radscha. Die Gelegenheit, die dazu nötigen Mittel zu erwerben, bot sich schließlich auch. In Homs, in Nordsyrien, lebte ein hoher Regierungsbeamter, den eine schleichende Krankheit dahinzuraffen drohte. Da kein Arzt eine treffende Diagnose zu stellen vermochte, war man auch ratlos in der Anwendung der Heilmittel. Faz-Rhat, so hieß der Kranke, war erst fünfundvierzig Jahre alt, und er hing um so mehr am Leben, als ihm ein ungeheurer Reichtum die Erfüllung aller irdischen Wünsche gestattete. Und dieser Mann bat mich nun um Rat. Ich erfüllte seinen Wunsch und begab mich nach Homs.

»Doktor«, sagte Faz-Rhat gleich ohne Umschweife, »dir gehört die Hälfte meines Vermögens, wenn du mir das Leben rettetest.« Doch ich erwiderte:

»Behalte dein Geld. Ich kann dich nur heilen, wenn Gott es will.«

Darauf untersuchte ich den Kranken sehr gründlich, und ich hatte das Glück, tatsächlich die Ursache seines Leidens zu entdecken. Danach war es nicht schwer, eine erfolgreiche Behandlung einzuleiten. Binnen drei Wochen war Faz-Rhat wieder gesund. Als er mich überaus großzügig entlohnen wollte, nahm ich nur das übliche Arzthonorar an und verließ Homs. Drei Jahre später starb Faz-Rhat an den Folgen eines Jagdunfalls. Das Testament des kinderlos Verstorbenen sprach mir das gesamte Vermögen zu – es hatte einen Wert von etwa fünfzig Millionen Gulden.

Dreizehn Jahre waren es nun her, daß der Flüchtling aus der Festung von Pisino in Vorderasien Zuflucht gefunden hatte. Der Name des Doktor Antekirrt hatte auch schon in Europa einen legendären Ruf, ohne daß man den Arzt je zu Gesicht bekommen hätte. Und damit war die erste Stufe meines Plans erreicht; jetzt endlich konnte ich auf das Ziel losgehen. Dazu mußte ich entweder nach Europa zurückkehren oder doch wenigstens einen Stützpunkt am afrikanischen Ufer des Mittelmeers haben. Ich bereiste mehrmals die nordafrikanische Küste und konnte schließlich für einen hohen Preis eine schöne, fruchtbare Insel erwerben, die die Lebensbedürfnisse einer kleinen Kolonie befriedigen würde. Es war die Insel Antekirrt. Hier auf Antekirrt bin ich absoluter Herrscher, ein König ohne Untertanen, aber Herr einer kleinen Schar von Leuten, die mir mit Leib und Seele ergeben sind. Ich lasse jetzt Verteidigungsanlagen bauen, die jeden künftigen Angreifer abschrecken werden. Ich verfüge bereits über ein Leitungssystem, das mir Nachrichten aus dem ganzen Mittelmeerraum in kürzester Frist übermittelt, und ich habe eine Flottille, die so schnell ist, daß ich mich mit Fug und Recht als Herr dieses Meeres fühlen kann.«

»Wo aber liegt die Insel Antekirrt?« fragte Peter gespannt. »In der Großen Syrte«, entgegnete der Doktor. »Vielleicht weißt du, daß diese Bucht schon in der Antike einen denkbar schlechten Ruf hatte. Die Nordwinde machen sie selbst noch für moderne Schiffe gefährlich. Die Große Syrte ist übrigens ein Teil des Golfes von Sidar, der sich tief in die afrikanische Küste zwischen Tripolitaniens und der Cyrenaika eingräbt.« Schon vor Jahren war der Arzt auf einer seiner ruhelosen Wanderungen in die Cyrenaika gekommen. Er hatte den alten Hafen von Susa kennengelernt, das Land Barka und die vielen Orte, die auf den Mauern antiker Städte stehen. Diese Region hatte im Laufe der Zeiten in bunter Folge griechische, mazedonische, römische, sarazenische und arabische Herrscher gehabt und wurde jetzt vom Paschalik in Tripolis verwaltet. Da auch hier schon Doktor Antekirrts Ruf weit verbreitet war, blieb es nicht aus, daß man ihn auf diese oder jene der zahlreichen Inseln bat, die dem libyschen Festland vorgelagert sind. Auf einer dieser kleinen Schiffsreisen passierte er die Insel Antekirrt. Sie liegt etwa dreißig Meilen südwestlich von Bengasi, nicht allzu weit vom Festland entfernt, mitten in der Großen Syrte. Ihr Name ist schnell erklärt: Das lateinische Wort »ante« bedeutet ja »vor«, und sie ist tatsächlich den anderen Inseln der Syrten- oder Kyrtengruppe vorgelagert. Doktor Antekirrt besichtigte das Eiland, und von diesem Tage an war er von dem brennenden Wunsch besessen, Antekirrt in seinen Besitz zu bringen. Als wolle er diese Absicht bekräftigen, nannte er sich fortan Doktor Antekirrt.

Aus zwei Gründen entschied er sich für den Erwerb dieser Insel. Einmal war sie bei einem Umfang von achtzehn Meilen groß genug, um so viele Menschen aufzunehmen, wie er zur Ausführung seiner Pläne benötigen würde. Von einem achthundert Fuß hohen Felskegel bot sie einen guten Ausblick auf den Golf und die gegenüberliegende Küste der Cyrenaika. Kleine Wasserläufe gestatteten den Anbau von Nahrung für einige tausend Bewohner. Zum andern war sie vor möglichen Feinden hinreichend durch, ihre Lage in einer der gefährlichsten Buchten Nordafrikas geschützt. Schon den Argonauten waren die Stürme dieser

Bucht zum Verhängnis geworden, und viele Dichter und Geographen des Altertums, darunter Apollonius von Rhodos, Virgil, Seneca, Valerius, Flaccus, Lucanus, Sallust, Strabo und Prokop warnten die Schiffer vor den ›Herabziehendem‹, denn nichts anderes bedeutet das Wort Syrte. Die Insel bildete also eine kleine, auf sich allein gestellte Welt – gerade das, was sich Doktor Antekirrta erträumt hatte. Schließlich konnte er Antekirrta für einen hohen Preis als Alleinbesitzer erwerben, ohne irgendwelche Verpflichtungen als Grundherr übernehmen zu müssen. Die Kaufakte unterzeichnete der Sultan selbst; Doktor Antekirrta war souveräner Herrscher einer Insel!

Seit 1879 residierte er ständig auf Antekirrta. Fast dreihundert Familien europäischer und arabischer Herkunft hatten sich auf der Insel niedergelassen, da sie die Aussicht auf ein Leben lockte, das nach Doktor Antekirrta Versprechungen frei von Sorgen und Unterdrückung sein sollte. Insgesamt zählte die Inselbevölkerung etwa zweitausend Menschen. Doktor Antekirrta legte Wert darauf, daß sie sich nicht als seine Untertanen, sondern als treue Gefährten ihres Herrn betrachteten. Allmählich hatte man auch eine Verwaltung eingerichtet und eine kleine Verteidigungsmacht aufgestellt. In den Magistrat wurden nur die würdigsten Mitglieder der Kolonie gewählt, doch sie brauchten nur selten ihres Amtes zu walten. Kaum hatte sich Doktor Antekirrta auf der Insel niedergelassen, als er auch schon Schiffsbaupläne an die berühmtesten Werften in Frankreich, England und Amerika schickte. Bald war er Befehlshaber einer Flottille von Dampfbooten, Yachten und ›Electric‹-Booten, die es ihm erlaubten, in kürzester Frist das Mittelmeer von Ost nach West und von Süd nach Nord zu durchheilen. Gleichzeitig hatte auch der Ausbau der Befestigungsanlagen von Antekirrta begonnen. Sie waren noch nicht fertiggestellt, doch Doktor Antekirrta trieb die Arbeiten aus gutem Grund mit Nachdruck voran.

Obwohl das kleine Inselreich erst wenige Jahre alt war, hatte es doch schon einen gefährlichen Feind: Es handelte sich um die fanatische mohammedanische Bruderschaft des Sidi Mohammed ben Ali es Snussi, die im Jahre 1882 oder im Jahre 1300 der Hedschra fast drei Millionen Anhänger hatte. Die Ordenshäuser der Sekte, Zentren im Kampf gegen die Christen in Nordafrika, waren über ein riesiges Territorium verteilt. Man fand sie in Ägypten ebenso wie in der Türkei, in den Ländern der Baelen und Tubus, im östlichen Sudan, in Tunis, Algerien und Marokko, in der freien Sahara und im westlichen Sudan. Vor allem bildeten sie eine Bedrohung für das herrliche Algerien, das eines der reichsten Länder der Erde werden könnte. Und da das Hauptquartier dieser Fanatiker in der Cyrenaika lag, war es verständlich, daß Doktor Antekirrta die modernsten Verteidigungsmittel zum Schutz seiner Kolonie einsetzen wollte. Peter Bathory wußte nun endlich, wo er zu einem neuen Leben erwacht war – auf Antekirrta, Hunderte von Meilen von Ragusa entfernt, wo er die beiden Menschen zurück lassen mußte, die ihm am meisten bedeuteten.

Er begriff jetzt auch, warum die ›Savarena‹ unter so geheimnisvollen Umständen in Gravosa vor Anker gelegen hatte, welchen Sinn der Besuch des Doktor Antekirrta bei seiner Mutter gehabt hatte, auf welche Weise er in einen totenähnlichen Schlaf versetzt worden war und wie er schließlich aus der Grabkapelle befreit wurde. Alle Fragen, die dem jungen Mann auf der Seele gebrannt hatten, waren nun beantwortet. Jetzt war die Reihe an Doktor Antekirrta, eine Frage an den Patienten zu stellen. »Wie konntest du nur so kopflos sein und diesen Selbstmordversuch machen!« sagte der Arzt mißbilligend. Peter fuhr auf. Unwillig, fast beleidigt, entgegnete er: »Selbstmord? Sie glauben hoffentlich nicht, ich hätte selbst Hand an mich gelegt?«

»Es wäre zu verstehen gewesen, Peter«, sagte der Arzt beschwichtigend. »Ein Augenblick tiefster Verzweiflung, und schon...«

»Gewiß war ich verzweifelt. Ich glaubte ja auch, nicht nur Sava, sondern Sie, mein väterlicher Freund, hätten mich verlassen. Ich konnte es um so weniger begreifen, als Sie mir aus eigenem Antrieb noch kurz zuvor Versprechungen und Hoffnungen gemacht hatten. Ja, ich war verzweifelt, und ich bin es noch. Aber ich wußte nicht, daß Gott dem Verzweifelten erlaubt, Hand an sich zu legen. Nein, ich mußte leben, um mich zu rächen.«

»Um zu strafen, Peter«, verbesserte der Doktor. »Doch wer konnte ein Interesse daran haben, dich zu töten?«

»Ein Mann, den ich hasse. Ich traf ihn an jenem Abend zufällig in einem verlassenem Winkel an der Stadtmauer von Ragusa. Vielleicht glaubte er wirklich, ich wolle mich auf ihn stürzen und ihn angreifen. Wie dem auch sei, er

kam mir zuvor und stach mich sofort nieder. Er heißt Sarcany und er ist...« Peter konnte nicht weitersprechen. Die Erinnerung an den Schurken, der jetzt wohl schon mit Sava verheiratet war, erregte ihn so heftig, daß ihm für einen Augenblick die Sinne schwanden, doch Doktor Antekirrt brachte ihn rasch wieder zu sich. Er schlug aber eine Gesprächspause vor, doch davon wollte der junge Mann nichts wissen.

»Ihre Geschichte ist noch nicht beendet, Doktor«, sagte er ungeduldig. »Ich weiß nun zwar alles über den Doktor Antekirrt, aber noch viel zu wenig über den Grafen Sandorf.«

»Fühlst du dich kräftig genug, Dinge anzuhören, die dich sehr verletzen werden?«

»Sprechen Sie nur!«

»Vielleicht hast du recht«, sagte Doktor Antekirrt. »Es ist besser, du erfährst jetzt endlich, was ich dir bisher verheimlicht habe, und wir wollen später nie wieder davon reden.«

Du weißt, daß ich mit deinem Vater und Ladislaus Zathmar wenige Stunden vor unserem Hinrichtungstermin einen Ausbruchversuch gemacht habe. Zathmar wurde dabei von den Wärtern überrascht, während dein Vater und ich entkamen. Die Strömung der Foiba hatte uns mitgerissen, ehe man uns wieder einfangen konnte.

Als wir am Kanal von Lerne an Land gingen, wurden wir von einem Spanier, dem Schurken Carpena, beobachtet, der uns an die Polizei verriet. Man entdeckte uns im Hause des Fischers Ferrato in Rovigno. Wieder versuchten wir zu fliehen, doch dein Vater fiel in die Hände der Verfolger. Ich selbst war glücklicher: Ich entkam – wie, weißt du bereits. Was du aber nicht wissen kannst, ist, daß dein Vater, Ladislaus Zathmar und ich bereits in Triest durch Verräter in die Hände der Polizei gefallen waren.«

»Wie? Verräter?« rief Peter Bathory aufgeregt. »Ja, Verräter, aber zuerst sollst du hören, wie wir ihre Namen entdeckten«, sagte Doktor Antekirrt, und er erzählte von dem ungewöhnlichen akustischen Phänomen im Gefängnisturm zu Pisino. Doch Peter Bathory wurde ungeduldig. »So nennen Sie doch endlich die Namen!« drängte er. »Wer sind die Schurken?«

»Einer von den beiden ist derselbe Mann, der sich als Buchhalter in Zathmars Haus eingeschlichen hatte; es ist derselbe Mann, der dich töten wollte – Sarcany!«

»Sarcany!« schrie Peter fassungslos. Er sah aus, als wollte er alle Kraft zusammenraffen und sich auf Doktor Antekirrt stürzen. »Sarcany! Dieser Schuft! Und Sie? Sie wußten alles! Sie, der Freund meines Vaters, der Mann, der mich beschützen wollte, der Mann, dem ich das Geheimnis meiner Liebe zu Sava Toronthal anvertraut hatte – Sie haben ruhig zugesehen, wie sich der Verräter in die Familie Toronthal einschlich? Ein Wort von Ihnen hätte genügt, um den Verbrecher für immer zu vertreiben. Durch Ihr Schweigen haben Sie ihn statt dessen zu einer zweiten Untat ermutigt – denn etwas anderes als eine Untat ist seine Ehe mit Sava nicht.«

»Ja, Peter, das habe ich zu verantworten.«

»Und wie konnten Sie es verantworten?«

»Weil ich wußte, daß du Sava Toronthal nie heiraten wirst.«

»Aber warum denn nicht?«

»Weil diese Heirat ein neues Unrecht wäre. Sarcany hatte in Triest einen Komplizen. Ja, zwei Männer sind schuld am Tod deines Vaters, und der zweite heißt... Silas Toronthal!« Peter verstand blitzartig, was dieser Satz für ihn bedeutete. Sein Mund verzerrte sich, seine Pupillen erweiterten sich unnatürlich, und er wäre zu Boden gesunken, hätte ihn nicht eine seltsame Starre des Körpers aufrecht gehalten. Dieser Zustand dauerte nur Sekunden, doch Doktor Antekirrt fragte sich besorgt, ob sein Chirurgeninstrument nicht zu grob gewesen sei. Aber er täuschte sich: Peter besaß mehr Widerstandskraft, als der Arzt geglaubt hatte. Zwar traten ihm jetzt die Tränen in die Augen, doch er meisterte den inneren Aufruhr, lehnte sich im Sessel zurück und reichte Doktor Antekirrt die Hand.

»Peter«, sagte der Arzt, »für unsere Verwandten und Freunde sind wir beide tot. Ich stehe allein auf der Welt, seitdem auch meine Frau und mein Kind nicht mehr leben. Willst du von nun an mein Sohn sein?«

»Ja... Vater«, entgegnete Peter Bathory, und beide umarmten sich herzlich.



### III

## Was in Ragusa geschah

Während Peter Bathory auf der Insel Antekirrita langsam von seiner schweren Verletzung genas, überstürzten sich in Ragusa im Hause Toronthals die Ereignisse.

Frau Bathory befand sich nicht mehr in der Stadt. Nach dem Tod des Sohnes hatte man ernstlich für ihren Verstand fürchten müssen; die Ärzte rieten zu einem Aufenthalt auf dem Lande. Der alte Borik wollte Frau Bathory aber nicht verlassen, und so begleitete er seine Herrin nach Vinticello, wo sie bei Verwandten Aufnahme fand. Weder Frau Bathory noch Borik sprachen jemals wieder den Namen Sava Toronthals aus; sie wußten nicht einmal, daß die Hochzeit aufgeschoben war.

Savas Zustand war jammervoll. Der Kummer um Peter Bathory, der um ihretwillen gestorben war, raubte ihr fast den Verstand. Zehn Tage lang mußte man um ihr Leben bangen. Frau Toronthal wich in dieser schweren Zeit nicht von der Seite der Tochter. Es war der letzte Liebesdienst, den sie Sava erweisen konnte, denn kurz darauf erkrankte sie selbst schwer. Die Gespräche zwischen Mutter und Tochter kreisten immer wieder um Peter Bathory und Sarcany. Bald leise weinend, bald hemmungslos schluchzend verfluchte Sava den Tripolitaner, der in ihren Augen dafür verantwortlich war, daß an Peter nur noch eine Grabinschrift erinnerte.

Silas Toronthal war es unangenehm, bei diesen Gesprächen zwischen Mutter und Tochter zugegen zu sein. Er besuchte Sava nicht einmal, wenn sie allein war. Dennoch wagte Frau Toronthal einen letzten Vorstoß: Sie bat den Bankier inständig, Sava aus dem Eheversprechen zu lösen, da ihr schon der bloße Gedanke an Sarcany Widerwillen einflößte. Wie zu erwarten, stellte sich Silas Toronthal taub gegen diese Bitten. Insgeheim hatte er vielleicht sogar Verständnis für Savas Abneigung gegen den Tripolitaner, doch er war seinem Komplizen höriger, als er es sich eingestand. Und so blieb es bei dem Eheversprechen; sobald Sava wieder gesund wäre, würde man Hochzeit feiern.

Trotz aller Versprechungen überschüttete Sarcany den Bankier mit Vorwürfen. Was hieß denn Aufschub der Hochzeit? Hatte er nicht auch Pläne gemacht? Pläne, die keinen Aufschub duldeten?

Wenigstens machte sich Sarcany keine Illusionen über Savas Abneigung gegen seine Person; doch es kümmerte ihn nicht sonderlich. Er beglückwünschte sich übrigens dazu, daß er sich bei der erstbesten Gelegenheit des Rivalen entledigt hatte. Gewissensbisse kannte er nicht, und Gefühle der Menschlichkeit, sei es gegen Sava oder den jungen Mann, waren ihm völlig fremd. Doch sein Komplize Toronthal war ihm in Herzlosigkeit ebenbürtig. So sagte er eines Tages zu Sarcany: »Peter Bathory konnte mir keinen größeren Gefallen erweisen, als sich umzubringen. Je weniger Bathorys übrigbleiben, desto besser für uns. Ich glaube fast, der Himmel ist auf unserer Seite!«

Er schien recht zu haben: Von den drei Familien der Sandorfs, Zathmars und Bathorys war niemand mehr am Leben außer Frau Bathory, deren Tage offenbar auch schon gezählt waren. Ja, der Himmel hatte bisher die Hand über die beiden Komplizen gehalten, und er würde ihre immerwährende Dankbarkeit genießen, wenn auch noch die Heirat zwischen Sava und Sarcany zustande käme.

Doch in diesem letzten Punkt stellte sich der Himmel zunächst widerspenstig, denn sobald Sava das Bett verlassen konnte, erkrankte Frau Toronthal. Die Hochzeit wurde zum zweiten Mal aufgeschoben.

Die Lebenskraft der Bankiersfrau war nun endgültig erschöpft. Nach langen qualvollen Jahren an der Seite ihres unwürdigen Mannes bedurfte es nur noch der Aufregungen der letzten Tage, damit sie vollends zusammenbrach.

Vom ersten Tage ihrer Erkrankung an machten die Ärzte dem Bankier keine Hoffnung. Gegen diese Krankheit gab es auch kein Medikament. Nichts würde Frau Toronthal mehr retten, nicht einmal ein Peter Bathory, der aus dem Grabe aufstehen und Sava heiraten könnte.

Das junge Mädchen wich nicht mehr vom Krankenbett der Mutter. Alle Liebe, die es ein Leben lang von Frau Toronthal empfangen hatte, vergalt es durch diese letzte aufopfernde Pflege.

Sarcany hörte selbst jetzt nicht auf, Silas Toronthal zu bedrängen und zu beschimpfen, doch gegen das Schicksal waren beide machtlos.

Frau Toronthals Ende kam schnell. Einmal noch schien sie neue Kräfte zu sammeln, doch das war eine Täuschung: Ihre plötzliche Lebhaftigkeit rührte von einem Nervenfieber her, das nach Meinung der Ärzte innerhalb von achtundvierzig Stunden den Tod herbeiführen würde. Die Kranke begann auch bald zu phantasieren und unverständliche Sätze zu murmeln. Nur ein Wort, ein Name, machte Sava stutzig. Die Kranke sprach mit Frau Bathory und bat sie offenbar flehentlich um Verzeihung! Wofür? Sava wußte es nicht, doch sobald die Mutter einmal bei klarem Bewußtsein war, bat sie um eine Erklärung. Frau Toronthal geriet aber sofort in furchtbare Aufregung und rief: »Schweig, Sava! Kein Wort mehr darüber! Ich habe nichts gesagt... gar nichts.« Dann sank sie erschöpft auf die Kissen zurück.

Während der nächsten Tage veränderte sich der Zustand der Kranken nochmals. Die Fieberanfälle blieben aus, sie wirkte ruhig, und man durfte mit einem heilsamen Nachtschlaf rechnen.

Und wieder täuschte man sich: Nur ein letztes Aufflackern der Willenskraft hatte diesen Wechsel bewirkt. Die Kranke hatte ihren Frieden mit Gott gemacht und wollte ihr Erdenleben mit einer letzten guten Tat beschließen. Um diese Tat ausführen zu können, mußte sie aber unbeobachtet sein. Und so verlangte sie, daß sich Sava wenigstens für einige Stunden niederlegte und ausruhte. Das 'Mädchen' erfüllte die Bitte, da der Mutter so viel daran zu liegen schien.

Gegen elf Uhr, als sich Sava endlich zurückgezogen hatte, herrschte im Hause Totenstille – im wahrsten Sinne des Wortes. Frau Toronthal, die sich vor Schwäche seit Tagen kaum noch bewegt hatte, verließ plötzlich das Bett und kleidete sich an. Dann setzte sie sich an ihren Schreibtisch und schrieb mit zitternder Hand einen kurzen Brief. Sie schob den Bogen in einen Umschlag, den sie sorgfältig versiegelte und an »Frau Bathory - Marinella-Straße/Ragusa« adressierte.

Frau Toronthal war nun vollends erschöpft, doch noch einmal bewirkte ihr Wille ein Wunder. Sie vermochte sich zu erheben, das Zimmer zu verlassen, die große Treppe hinunterzusteigen und über den Hof bis hinaus auf den Stradone zu gehen. Mit unsicheren Schritten schleppte sie sich bis zum nächsten Briefkasten, der kaum fünfzig Meter vom Hoftor entfernt war. Sie warf auch den Brief noch ein und trat den Rückweg an, doch auf der Schwelle des Hoftors brach sie zusammen. Dort fanden sie Silas Toronthal und Sava gegen ein Uhr morgens. Man trug die Ohnmächtige in ihr Zimmer; sie blieb für die nächsten vierundzwanzig Stunden bewußtlos.

Am Morgen besprach Silas Toronthal mit Sarcany die unverständlichen Vorgänge der letzten Nacht. Beide waren höchst beunruhigt, obwohl sie nicht den leisesten Verdacht hatten, daß Frau Toronthal einen Brief abgeschickt haben könnte. Die Kranke mußte sich noch einen Tag und eine Nacht lang quälen. Nur leichte, krampfartige Zuckungen verrieten, daß sie noch lebte. Sava hatte die Hand der Mutter ergriffen, als könnte sie auf diese Weise ihre einzige Stütze auf Erden festhalten. In der nächsten Nacht gegen drei Uhr bewegte sich die Kranke. Sie öffnete mit großer Anstrengung die Augen und schaute Sava bittend an.

»Mutter«, flüsterte Sava, »hast du einen Wunsch?« Die Sterbende schien mit dem Kopf zu nicken. »Du möchtest mir etwas sagen?«

»Ja«, erwiderte Frau Toronthal plötzlich mit klarer Stimme, und sie bat die Tochter durch ein Handzeichen, sich tiefer zu ihr herabzubeugen. Dann sagte sie mühsam: »Es geht zu Ende, mein Kind.«

»Mutter! .-. Mutter!« rief Sava.

»Leise, Kind«, sagte Frau Toronthal bittend. »Niemand darf uns hören.« Einen Augenblick lang schwieg sie erschöpft; dann hatte sie wieder genug Kraft gesammelt, um weiterzusprechen. »Sava«, sagte sie, »verzeih mir für alles, was ich dir angetan habe. Ich war zu schwach, die Untat zu verhindern.«

»Du, Mutter, solltest mir etwas angetan haben? Ich soll dir etwas verzeihen?«

»Ja, Sava. Bitte, einen letzten Kuß noch als Zeichen, daß du mir vergibst!«

Das Mädchen drückte die Lippen auf die bleiche Stirn der Mutter, und in diesem Moment schlang Frau Toronthal den Arm um den Hals der Tochter und richtete sich noch einmal halb auf. Den Blick starr auf das Gesicht des Mädchens geheftet keuchte sie:

»Sava, Silas Toronthal ist nicht dein Vater, und ich bin nicht deine Mutter. Dein Vater heißt...«

Die Stimme brach, der Körper bäumte sich noch einmal auf und sank leblos in die Kissen zurück.

Sava warf sich über die Tote und versuchte verzweifelt, sie ins Leben zurückzuholen. Vergebens. Dann begann sie, laut um Hilfe zu rufen.

Silas Toronthal war schon zur Stelle, ehe die Bedienten angelaufen kamen. Bei seinem Anblick fuhr Sava zurück; sie gab sich keine Mühe mehr, ihren Widerwillen gegen diesen Mann zu verbergen. Die Mutter hatte es ja gestanden: Er war nicht ihr Vater! Und der Sterbenden durfte man glauben.

Im nächsten Augenblick schon stürzte Sava aus dem Zimmer. Was ihr Frau Toronthal gestanden hatte, war bestürzend genug. Was sie nicht mehr gestehen konnte, war aber vielleicht noch furchtbarer!

Zwei Tage später wurde die Frau des Bankiers mit gebührendem Pomp zu Grabe getragen. Jeder, der sich gern zu den Freunden eines sehr reichen Mannes zählte, nahm an dem Leichenzug teil. Sarcany hielt sich dabei selbstverständlich in der Nähe des Witwers. Damit zeigte er, daß er durchaus nicht die Absicht aufgegeben hatte, in die Familie Toronthal einzuheiraten.

Zunächst mußte sich der Tripolitaner aber wieder in Geduld fassen. Die Schicklichkeit verlangte, daß man einige Trauermonate abwartete, ehe man an die Hochzeit denken konnte. Selbstverständlich gab es auch darüber wieder erregte Debatten mit dem Bankier, doch Silas Toronthal beendete sie stets mit dem gleichen Satz:

»Ich kann daran nichts ändern, und ich begreife nicht, warum' Sie eine Wartefrist von höchstens fünf Monaten so sehr beunruhigt«, pflegte er zu sagen.

Doch Sarcany plagte nicht nur die Ungeduld. Immer wieder mußte er an das seltsame Verhalten der sterbenskranken Frau Toronthal denken, und er kam sogar darauf, daß ihr Ziel vielleicht der Briefkasten auf dem Stradone gewesen sei. Auch Silas Toronthal mochte diese Möglichkeit nicht ausschließen.

»Wenn es so ist, sind wir beide in größter Gefahr«, sagte Sarcany. »Vielleicht hat Ihre Frau im letzten Augenblick noch die Kraft aufgebracht, irgend jemandem brieflich unser Geheimnis zu verraten. Silas Toronthal, ich beschwöre Sie! Wir sollten unseren Verstand sprechen lassen und sofort abreisen. Wir haben in Ragusa nichts mehr verloren.« Doch Silas Toronthal war unschlüssig.

»Wenn es den verräterischen Brief wirklich gäbe, hätte er längst Folgen gehabt«, sagte er. »Bis jetzt habe ich aber noch keinerlei Feindseligkeiten zu spüren bekommen.«

Sarcany beugte sich schließlich diesem Argument. War wirklich Gefahr im Verzug, konnte man immer noch abreisen. Diese Gefahr ließ allerdings nicht lange auf sich warten. Schon zwei Wochen später kündigte sie sich an, wenn auch auf andere Art, als es Sarcany erwartet hatte.

Seit dem Tod der Mutter hatte Sava Toronthal kaum noch ihr Zimmer verlassen; selbst die Mahlzeiten nahm sie dort allein ein, und Silas Toronthal erhob keinen Einspruch. Er scheute vielmehr die Begegnung mit dem jungen Mädchen und zog sich in seine Zimmer in einem anderen Flügel des Hauses zurück. Sarcany machte ihm auch deswegen wieder Vorhaltungen. Ihm war ja auf diese Weise jede Möglichkeit genommen, mit Sava zusammenzutreffen. Das Mädchen sollte aber keinen Augenblick lang glauben, er hätte seine Heiratspläne aufgegeben. Schließlich wußte sich Silas Toronthal nicht mehr zu helfen: Er befahl Sava, sich am Abend des 16. August zu einem Gespräch im Salon einzufinden. Er verheimlichte auch nicht, daß Sarcany zugegen sein werde, doch zu seinem Erstaunen ließ Sava durch den Diener antworten, daß sie selbstverständlich kommen wolle.

Am Abend des 16. August warteten die beiden Männer im Salon ungeduldig auf Savas Erscheinen. Silas Toronthal war fest entschlossen, von seinen Vaterrechten Gebrauch zu machen: Er wollte Sava zwingen, das Heiratsversprechen zu bekräftigen. Sarcany hatte noch mehr im Sinn. Er würde mehr zuhören als reden und dabei herausfinden, was in dem jungen Mädchen vorging, was es wußte und was es verheimlichte. Er traute ihm nicht.

Sava erschien pünktlich im Salon, und Sarcany hatte sich höflich grüßend erhoben, doch sie dankte ihm nicht einmal mit einem Kopfnicken. Als Toronthal ihr einen Stuhl anbot, setzte sie sich stumm, mit völlig unbewegter Miene. Durch die schwarze Trauerkleidung sah sie noch blasser als gewöhnlich aus.

»Sava«, sagte Silas Toronthal, »ich respektiere deine Trauer um die Mutter und störe nur ungern deine Zurückgezogenheit. Es ist aber an der Zeit, über gewisse Dinge zu sprechen, die mit dem Hinscheiden deiner Mutter zusammenhängen. Anders gesagt: Du sollst heute schon erfahren, wie groß dein Erbteil ist, das dir bei Erreichung der Volljährigkeit zufällt.« Sava ließ ihn nicht weitersprechen. Kühl sagte sie: »Wenn es sich um Vermögensangelegenheiten

handelt, ist jedes weitere Wort überflüssig. Ich erhebe keinen Anspruch auf die Erbschaft.«

Sarcany machte eine heftige Bewegung, die Enttäuschung, aber auch Überraschung, wenn nicht sogar Besorgnis ausdrückte. Silas Toronthal wurde ärgerlich.

»Sava, du begreifst nicht die Tragweite deiner Worte«, sagte er streng. »Außerdem sind deine eigenen Wünsche gegenstandslos. Das Gesetz zwingt mich, dir auch gegen deinen Willen bei Erreichung der Großjährigkeit das mütterliche Erbteil auszuhändigen.«

»Und wenn ich das Erbe ausschlage?« entgegnete Sava. »Ich wüßte gern, warum du es ausschlagen willst.«

»Ich glaube nicht, daß ich ein Anrecht darauf habe.« Der Bankier fuhr aus dem Sessel auf. Diese Erklärung kam für ihn allzu unerwartet. Doch Sarcany verhielt sich weiterhin abwartend, still. Er zweifelte nicht mehr, daß Sava ein wohlüberlegtes Spiel mit ihnen trieb. Man mußte ihr erst in die Karten schauen, ehe man Gegenmaßnahmen ergriff. Die kaltblütige Haltung der Tochter brachte das Gemüt des Bankiers allmählich zum Sieden.

»Ich weiß nicht, was hinter deinen Worten steckt, Sava«, sagte er aufgebracht. »Ich habe auch keine Lust, mit dir juristische Spitzfindigkeiten zu erörtern. Vergiß nicht, daß ich dein Vormund bin. Du selbst hast kein Recht, das Erbe anzunehmen oder auszuschlagen. Vorläufig hast du dich der Autorität deines Vaters zu unterwerfen, und die wirst du wohl nicht in Abrede stellen wollen.«

»Vielleicht doch?«

Der Bankier verlor vollends die Beherrschung. »Vielleicht doch? Sava, bist du von Sinnen?« schrie er. »Du sprichst drei Jahre zu früh! Bis dahin vertrete ich deine Interessen so, wie ich es für richtig halte.«

»Ich kann warten«, entgegnete Sava gelassen. »Ich wüßte nicht, worauf!« schrie der Bankier erregt. »Du vergißt, daß sich deine Stellung ändern wird, sobald die Trauerzeit vorüber ist. Als zukünftige Ehefrau hast du schon gar keinen Anlaß, ein Vermögen auszuschlagen. Bei diesem Geschäft geht es nicht mehr allein um deine Interessen...«

»Bei diesem Geschäft...!« wiederholte Sava verächtlich.

Sarcany spürte, daß Savas Worte auf ihn gemünzt waren, und er sagte beschwichtigend:

»Fräulein Sava, Sie dürfen mir glauben, daß mich edlere Motive bewegten, als ich um Ihre Hand anhielt.« Doch Sava hörte diese Worte gar nicht. Sie hielt den Blick starr auf Silas Toronthal gerichtet, der nun schon unsicherer fortfuhr: »Es geht nicht mehr allein um deine Interessen, denn der Tod deiner Mutter hat an unseren Absichten nichts geändert.«

»An welchen Absichten?«

»Aus Herrn Sarcany meinen Schwiegersohn zu machen. Es nützt dir nichts, wenn du vorgibst, das Eheversprechen vergessen zu haben.«

»Ich bin nicht sicher, daß aus Herrn Sarcany der Schwiegersohn des Herrn Toronthal wird.«

Savas Worte kamen einer unverhohlenen Drohung gleich. Silas Toronthal wäre am liebsten aus dem Salon gelaufen, um draußen, ohne Zeugen, erst die Fassung wiederzugewinnen, doch Sarcany hielt ihn zurück. Er wenigstens wollte wissen, was Sava im Schilde führte. Und dieser Wunsch wurde ihm bald erfüllt.

»Herr Sarcany gibt vor, mich um meiner selbst willen heiraten zu wollen«, sagte Sava. »Ich aber behaupte, er ist nur an meinem Vermögen interessiert, das ich hiermit nochmals ausschlage. Er hat mich an mein Heiratsversprechen erinnert. Ich leugne nicht, daß ich es gegeben habe, aber nur, weil ich damals glaubte, die Ehre meines Vaters stehe auf dem Spiel. Sie beide, meine Herren, wissen, daß mein Vater mit Ihrem schändlichen Handel nichts zu tun haben kann. Wenn der Bankier Toronthal dem Herrn Sarcany zu Reichtum verhelfen möchte, kann er ihm ja sein eigenes Vermögen vermachen. Mehr verlangt Herr Sarcany gar nicht.« Mit diesen Worten hatte sich das junge Mädchen erhoben. Sie ging auf die Tür zu, doch Silas Toronthal trat ihr in den Weg. »Sava«, rief er, »du redest so wirr, als wüßtest du selbst nicht mehr, was du sagst. Vielleicht haben deine Nerven allzu sehr unter dem Tod deiner Mutter gelitten und...«

»Meiner Mutter?« wiederholte das Mädchen leise, »nein, nicht meiner Mutter, aber meiner mütterlichen Freundin.«

»... und du hast den Verstand verloren!« schrie der Bankier, der nur noch sich selbst zu hören schien.

»Den Verstand verloren? Ich?« entgegnete Sava scharf. »Ach, lassen wir das«,

sagte Silas Toronthal. »Binnen sechs Monaten bist du jedenfalls mit Sarcany verheiratet.«

»Nein.«

»Ich kann dich dazu zwingen.«

»Mit welchem Recht?« Zum erstenmal schlug Savas Kälte in helle Empörung um.

»Mit dem Recht meiner väterlichen Erziehungsgewalt.«

»Ich spreche Ihnen jede Gewalt über mich ab, mein Herr. Sie sind nicht mein Vater! Und ich heiße nicht Sava Toronthal!« Savas Worte raubten Silas Toronthal die Sprache. Er wich zurück, und das Mädchen verließ den Salon, ohne den Bankier noch eines Blickes zu würdigen.

Sarcany blieb die Gelassenheit in Person. Er hatte genügend düstere Vorahnungen gehabt und war von diesem Verlauf der Unterredung keineswegs überrascht worden. Sava wußte also, daß sie eine Fremde in der Familie Toronthal war! Silas Toronthal traf der Schlag dafür um so heftiger. In der Aufregung seines Streits mit Sava hatte er nicht gespürt, was sich anbahnte. Nun war er so kopflos, daß er Sarcany alle weiteren Entscheidungen überlassen mußte.

Der Tripolitaner faßte die Situation mit gewohnter Präzision zusammen, und da seine Argumente wie stets sehr überzeugend klangen, brauchte ihm Silas Toronthal nur durch ein Kopfnicken zuzustimmen.

»Sava wird der Heirat nicht mehr zustimmen, jedenfalls nicht freiwillig«, begann Sarcany. »Aus Gründen, die nur uns beiden bekannt sind, muß ich das Mädchen dennoch heiraten. Doch fragen wir uns zunächst, was Sava über unsere Vergangenheit weiß. Ich meine: nichts! Andernfalls hätte sie längst von ihrem Wissen Gebrauch gemacht. Sie weiß zwar, daß sie nicht Ihre Tochter ist, aber das ist auch schon alles. Sie kennt nicht einmal den Namen ihres Vaters. Den hätte sie uns gewiß als erstes an den Kopf geworfen. Und seit wann ist sie über ihre wahre Rolle in der Familie Toronthal informiert? Keinesfalls seit langem. Vielleicht hat sie die Wahrheit erst aus dem Munde Ihrer sterbenden Frau erfahren. Aber offensichtlich hatte Frau Toronthal keine Gelegenheit mehr, unsere Geheimnisse auszuplaudern.« Sarcany's Argumente leuchteten Silas Toronthal ein. Auch der Leser weiß, daß alles, was der Tripolitaner nur vermuten konnte, in jeder Hinsicht zutraf.

»Also kommen wir zur Schlußfolgerung«, fuhr Sarcany fort. »Savas Kenntnisse sind zwar begrenzt, aber für uns beide gefährlich genug. Sie kann Ihrer angesehenen Stellung in Ragusa und auch meinen finanziellen Interessen schaden. Um beides zu verhindern, gibt es nur eine Lösung: Wir verlassen Ragusa noch heute – natürlich in Savas Begleitung – und wir kehren erst zurück, wenn die Eheschließung vollzogen ist. Als Frau Sarcany wird Sava wohl im eigenen Interesse über ihr Wissen Stillschweigen bewahren. Ist sie erst im Ausland und von allen Verbindungen zur alten Heimat getrennt, bildet sie für uns keine Gefahr mehr. Und ihre Einwilligung in die Ehe wird sie mir auch geben; es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn ich das nicht erreiche. Daß meine finanziellen Interessen bei diesem Ehevertrag gesichert werden, versteht sich von selbst.« Silas Toronthal hatte Sarcany's Ausführungen nichts mehr hinzuzufügen. Ein Protest wäre sinnlos gewesen, und er wollte gar nicht protestieren. Sava war ihm zeitlebens voller Abneigung begegnet, und er selbst hatte das Mädchen auch nie gemocht. Noch am selben Abend, ehe etwa Sava das Haus verlassen konnte, wollte man abreisen. Silas Toronthal und Sarcany trennten sich nur für die kurze Zeit der Reisevorbereitungen. Daß Eile geboten war, wird der Leser bald begreifen. Nur zwei Tage später kehrte Frau Bathory vorübergehend nach Ragusa zurück. Sie wollte mit Boriks Hilfe den Haushalt in der Marinella-Straße auflösen und nie wieder an den Ort so schmerzlicher Erinnerungen zurückkehren. Borik entdeckte im Briefkasten ein Schreiben, das an Frau Bathory adressiert war – Frau Toronthals Brief! Frau Bathory betrachtete das Schreiben zunächst unschlüssig. Dann entdeckte sie die Unterschrift und überflog hastig die wenigen Zeilen, in denen das Geheimnis von Savas Herkunft aufgedeckt wurde. Wie ein Blitz durchfuhr es die bedauernswerte Frau. Sava! dachte sie, und Peter! Sava und Peter! Sie stieß den überraschten Borik beiseite und stürzte aus dem Haus. Atemlos hastete sie die Marinella-Straße hinunter, bog in den Stradone ein und blieb erst vor dem Palais Toronthal stehen. Borik folgte ihr in weitem Abstand.

Begriff Frau Bathory denn nicht, daß ihre Kopflösigkeit und ihre Übereilung Sava nur schaden konnten? Sie war zu keinem klaren Gedanken mehr fähig; sie

hörte nur die Stimme Peters, die ihr zurief: »Rette Sava! Rette sie!« und so hämmerte sie mit den Fäusten an die Eingangstür des Palais. Ein Diener öffnete und fragte nach ihren Wünschen.

Sie verlangte Sava zu sprechen.

»Das gnädige Fräulein ist abgereist«, hieß es.

Frau Bathory verlangte den Bankier zu sprechen.

»Der Bankier ist ebenfalls abgereist«, lautete die Auskunft, aber seine Adresse sei nicht bekannt, und selbstverständlich habe er das gnädige Fräulein mitgenommen.

Frau Bathory schwankte, drohte umzusinken und wurde gerade noch von Boriks Armen aufgefangen. Der alte Mann führte die erschöpfte Frau zurück in die Marinella-Straße. Als sie das Haus betrat, sagte sie:

»Borik, morgen gehen wir beide zur Hochzeit von Sava und Peter.«

Frau Bathory hatte den Verstand verloren.

## IV

### In den Gewässern Maltas

Während Savas Schicksal in Ragusa eine neue Wendung nahm, verlebte Peter Bathory auf Antekirrt ruhige Tage der Genesung. Sein Wohlbefinden wurde allerdings häufig durch den Gedanken an seine Mutter und an Sava beeinträchtigt. Frau Bathory durfte nicht länger im Glauben gelassen werden, daß sie den Sohn unwiederbringlich verloren habe. Doch wollte man ihr die Nachricht von Peters Überleben möglichst schonend beibringen, ehe man Mutter und Sohn auf Antekirrt zusammenführte. Ein Agent des Doktors erhielt den Auftrag, Frau Bathory nicht mehr aus den Augen zu lassen, bis Peters Zustand ihre Übersiedlung nach Antekirrt gestattete. Lange konnte es nicht mehr dauern.

Über Sava mochte der junge Mann dagegen nicht mehr sprechen; er erwähnte den Namen nie wieder vor Doktor Antekirrt. Vergessen hatte er das Mädchen selbstverständlich nicht, auch nicht, obwohl sie längst schon die Frau Sarcany's sein mußte. Er liebte sie auch nicht weniger, seitdem er wußte, daß der Bankier Toronthal am Tode Stefan Bathory's Schuld trug; die Tochter konnte man nicht für die Taten des Vaters verantwortlich machen. Und doch fühlte sich Peter so sehr im Zwiespalt der Gefühle hin- und hergerissen, daß Doktor Antekirrt beschloß, die Gedanken des jungen Mannes auf andere Bahnen zu lenken. Er begann, von seinem Vergeltungsfeldzug gegen die Verräter von Triest zu sprechen.

»Tausend Wege gibt es, aber nur ein Ziel«, pflegte der Doktor zu sagen, und er war durchaus der Mann dazu, notfalls jeden der tausend Wege auszuprobieren, um ans Ziel zu gelangen. Während der letzten Tage seiner Genesung begann Peter Bathory die Insel zu 'erforschen. Manchmal ging er dabei zu Fuß, oft nahm er auch einen Wagen. Und er wurde nicht müde, die blühende kleine Welt zu bewundern, die hier unter Doktor Antekirrt's Anleitung entstanden war.

Im Augenblick arbeitete man allerdings vornehmlich an den Verteidigungsanlagen, die die kleine Stadt am Fuße des Felskegels, ihren Hafen und letztlich die ganze Insel schützen sollten. Auf den Batterien waren bereits so viele Geschütze postiert, daß ihr Kreuzfeuer von keinem feindlichen Schiff durchbrochen werden konnte.

Im gesamten Verteidigungssystem spielte die Elektrizität eine herausragende Rolle. Doktor Antekirrt hatte erkannt, daß dieser Energiequelle die Zukunft gehörte. Teils sollte sie zum Abfeuern der Geschütze benutzt werden, teils auch zum Zünden der Torpedos, mit denen die Fahrwinne bestückt war. Es gab auf Antekirrt schon eine Zentralstation, in der eine Reihe großer Dampfmaschinen zwanzig mächtige Generatoren modernster Bauart antrieben. Der elektrische Strom, den sie erzeugten, wurde über Akkumulatoren für viele Lebensbereiche der Insel nutzbar gemacht.

Dank dieser Erfindung gab es auf Antekirrt ein elektrisch angetriebenes Bewässerungssystem, elektrisches Licht für die Stadt, Telegraf- und Telefonleitungen, ja sogar eine elektrische Eisenbahn, die das Inselinnere mit jedem Punkt der Peripherie verband. So hatte sich Doktor Antekirrt den Jugendtraum seiner Generation erfüllt: Mit Hilfe der Elektrizität vermochte er, Kraft auf weit entfernte Punkte zu übertragen. Dasselbe Wundermittel hatte er auch beim Bau seiner »Electric«-Boote eingesetzt, die ihn mit der Geschwindigkeit eines Expresszuges vom einen Ende des Mittelmeers zum andern beförderten. Steinkohle, die für den Betrieb der Dampfmaschinen unentbehrlich war, lagerte in großen Mengen in den Magazinen von Antekirrt. Ein bestimmtes Schiff der Flottille hatte keine andere Aufgabe, als ständig für Nachschub des Brennstoffs zu sorgen. Es holte die Kohle aus den Bergwerken von Cardiff und Swansea in England.

Für den Inselhafen hatte man natürliche Gegebenheiten ausgenutzt, aber noch viele Verbesserungen vorgenommen. So gab es jetzt zwei Quais, eine Mole und einen Wellenbrecher, Einrichtungen, die den Hafen bei jedem Wetter benutzbar machten. Das Hafenbecken war so tief ausgebaggert, daß es selbst noch unmittelbar vor der Quaimauer das Ankern gestattete. Zur Flottille von Antekirrt gehörten die »Savarena«, das Dampfschiff für den Kohlentransport, eine Motoryacht, die auf den Namen »Ferrato« getauft war, und die drei

›Electric‹-Boote, von denen zwei für den Verteidigungsfall mit Torpedos ausgerüstet werden konnten.

Der Umsicht des Doktors war es zu verdanken, daß sich die Verteidigungskraft der Insel von Tag zu Tag verbesserte. Und das wußten auch die Anhänger der Senussi-Bruderschaft in Tripolitanien und der Cyrenaika. Ihnen war die Ansiedlung Doktor Antekirrts ein Dorn im Auge. Sie hätten die Insel allzugern erobert, zumal sie in den Plänen des derzeitigen Ordensgroßmeisters Sidi Mohammed el-Mahdi als strategisch wichtiger Punkt galt. Da der Großmeister aber über die Verteidigungsanlagen von Antekirrta unterrichtet war, wollte er geduldig einen günstigen Zeitpunkt für die Eroberung der Insel abwarten. Geduld ist nicht umsonst eine der Haupttugenden des Arabers! Doch Doktor Antekirrta brauchte Sidi Mahdi kaum noch zu fürchten. Wer die Insel angreifen wollte, mußte schon über modernste Waffen und Sprengstoffe verfügen, und daran mangelte es den Senussi gewiß.

Um die Wehrhaftigkeit von Antekirrta noch zu verbessern, waren alle Männer zwischen achtzehn und vierzig Jahren zu Kompanien zusammengefaßt. Sie wurden mit Schnellfeuergewehren ausgerüstet und in der Bedienung der Geschütze unterwiesen. Insgesamt verfügte Antekirrta nun schon über fünfhundert bis sechshundert ausgebildete Soldaten, auf die es sich verlassen konnte.

Nur wenige Kolonisten lebten auf landwirtschaftlichen Anwesen; die meisten bewohnten die kleine Stadt, die in Erinnerung an Graf Sandorfs siebenbürgisches Karpatschloß den Namen Artenak erhalten hatte.

Es war eine malerische Ortschaft; die Bezeichnung ›Stadt‹ wäre nicht recht zutreffend gewesen, denn es gab nur einige hundert Häuser, die keineswegs in amerikanischer Siedlungsmanier an schnurgeraden Straßen aufgereiht waren; sie verteilten sich vielmehr zwanglos über das hügelige Gelände. Fast alle Gebäude standen inmitten blühender Gärten und im Schatten herrlicher Bäume. Ihre Bauformen verrieten jeweils die europäische oder arabische Herkunft der Bewohner. Dank seiner zahlreichen Kanäle, die durch elektrisch betriebene Pumpen dazu gebracht wurden, das ganze Jahr über munter dahinzuplättschern, machte Artenak einen frischen, ja, fast einen verführerischen Eindruck. Seine Bewohner schätzten sich glücklich, in einer festgefügtten Gemeinschaft zu leben und dennoch die Ruhe und die Freuden einer eigenen Häuslichkeit genießen zu dürfen. ›Ubi bene, ibi patria‹ – ›Wo es gut ist, da ist mein Vaterland‹ – diese Devise mag unpatriotisch klingen, aber sie paßte ausgezeichnet auf das kleine Volk von Antekirrta, das sein Elend in der alten Heimat gegen das Glück des Insellebens vertauscht hatte. Der Wohnsitz Doktor Antekirrts hieß im Volksmund das ›Stadthaus‹. Er lebte dort nicht als Herr der Inselbewohner, sondern als Erster unter Gleichen. Es war ein prächtiges Anwesen in maurischem Stil, mit einem Arkadenhof, Bogenfenstern, kunstvollem Gitterwerk, offenen Galerien und schönen Fontänen. Den Salon und die Ruheräume hatten geschickte arabische Kunsthandwerker dekoriert, und für das ganze Gebäude waren nur kostbare Materialien verwendet worden, vor allem Marmor und Onyx vom Filfila-Gebirge am Numidischen Golf in Nordafrika. Dieser Werkstoff hatte sich in bewundernswerter Weise den phantasievollen Entwürfen des Architekten angepaßt und schon jenen herrlichen Goldton angenommen, den nur die Sonne Nordafrikas hervorzubringen vermag. Doktor Antekirrts ›Stadthaus‹ bildete einen Vorposten von Artenak. Die im Hintergrund liegende Ortschaft überragte der elegante Glockenturm einer kleinen Kirche, die ebenfalls aus dem hellen und dunklen Marmor des Filfila-Gebirges erbaut war. Auch hier hatten Architekten und Bildhauer wahre Wunder aus dem bläulich- und gelb-geäderten Stein geschaffen, die den Vergleich mit älteren Kunstwerken aus Carrara- und Parosmarmor nicht zu scheuen brauchten.

Außerhalb von Artenak, im benachbarten Hügelland, gab es noch hier und da größere Anwesen, darunter einige Landhäuser und, in höherer Lage, die viel frische Luft garantierte, auch ein kleines Krankenhaus. Doktor Antekirrta, der einzige Arzt auf der Insel, wollte dort seine Kranken versorgen, doch erfreulicherweise gab es vorläufig noch keine Patienten auf Antekirrta. Auf einem schräg zum Meer hin abfallenden Terrain war ein kleiner Badeort mit hübschen Sommerhäusern angelegt worden. Eines der komfortabelsten war ein Blockhaus neben dem Tor, das zur Mole führte. Es hätte ›Villa Pescada und Matifu‹ heißen müssen, denn die beiden Unzertrennlichen waren dort mitsamt einem ägyptischen Diener untergebracht worden. Ja, sie hatten sogar einen Diener! Von so viel Luxus hätten sie vor kurzem noch nicht einmal zu träumen gewagt.



»Hier läßt es sich gut leben«, wurde Kap Matifus Lieblingsausspruch. Und jedesmal antwortete Kap Pescada: »Viel zu gut, mein lieber Kap, jedenfalls für Leute unserer Herkunft. Um hierher zu passen, müßte man ein studierter Mensch sein... mit akademischen Titeln und Auszeichnungen.«

»Als wenn du nicht schon gebildet genug wärst, Kap Pescada«, sagte Kap Matifu verständnislos. »Du kannst lesen, schreiben, rechnen...«

Gewiß war Kap Pescada im Vergleich mit seinem Gefährten ein wahrer Gelehrter. Aber er wußte sehr gut, woran es ihm fehlte; seine hohe Schule war doch nur die Straße gewesen, wie er oft zu sagen pflegte. Doch das sollte sich ändern: Er wurde zum eifrigsten Besucher der Bibliothek von Artenak. Er lernte, er las und büffelte, während Kap Matifu mit Erlaubnis des Doktors unten am Strand Sand und Felsbrocken hin- und herkarre und einen kleinen Fischereihafen anlegte.

Peter Bathory wurde zum Mentor Kap Pescadas. Da er die hohe Intelligenz des kleinen Provenzalen erkannt hatte, ließ er es sich angelegen sein, sie in die richtigen Bahnen zu lenken; er sorgte dafür, daß Kap Pescada ein solides Grundwissen erwarb. Außerdem fühlte er sich dem munteren Burschen noch auf andere Art Verbunden: Immer wieder ließ er sich erzählen, wie man in Doktor Antekirrt Auftrag das Palais Toronthal überwacht hatte, wie der Leichenzug und der Hochzeitszug auf dem Stradone zusammen getroffen waren und wie man die ohnmächtige Sava in das väterliche Palais zurückgebracht hatte. Inzwischen sah Doktor Antekirrt sein Ziel in greifbare Nähe gerückt; es hieß wie eh und je: die Verräter bestrafen, die unschuldigen Opfer entschädigen. Nur wußte er trotz großer Anstrengungen seiner Agenten noch immer nichts über den Verbleib von Maria und Luigi Ferrato. Daß sie Rovigno verlassen hatten, stand fest, mehr nicht. Doktor Antekirrt befahl, die Nachforschungen fortzusetzen.

Peter Bathorys sehnlichster Wunsch war selbstverständlich, endlich die Mutter nach Antekirrt holen zu dürfen. Doch Doktor Antekirrt wünschte offensichtlich, diesen Augenblick noch hinauszuschieben. Für die Ausführung seines Planes war es besser, wenn Peter, ebenso wie er selbst, noch für tot galt. Außerdem sollte der junge Mann noch Kräfte sammeln, um am Rachefeldzug gegen die Verräter teilnehmen zu können. Vor allem aber sollte Sava erst mit Sarcany verheiratet sein, denn daß die Hochzeit mehrmals aufgeschoben wurde, wußte Doktor Antekirrt selbstverständlich.

So lagen im Augenblick die Dinge, und Doktor Antekirrt hätte ihre Entwicklung gern ein wenig beschleunigt. Dieser Wunsch sollte in Erfüllung gehen.

Am 20. August traf über Malta eine Depesche aus Ragusa ein. Ein Agent meldete, daß Silas Toronthal, Sarcany und Sava aus der Stadt abgereist und daß auch Frau Bathory und Borik verschwunden seien. Ihre derzeitigen Adressen hatte man noch nicht ausfindig machen können.

Doktor Antekirrt rief Peter Bathory sofort zu sich, um ihn über den Inhalt der Depesche zu informieren. Welchen Schlag für den jungen Mann: die Mutter verschwunden und Sava entführt, wenn nicht gar in der Gewalt Sarcany! »Morgen früh reisen wir ab«, sagte Doktor Antekirrt. »Heute noch!« rief Peter. »Aber wo sollten wir meine Mutter suchen? Wo denn, wenn vielleicht...« Er brach ab, und Doktor Antekirrt führte den Satz zu Ende: »... wenn vielleicht zwischen ihrem Verschwinden und der Abreise von Toronthal und Sarcany ein Zusammenhang besteht? Sorg dich nicht; uns bleibt nichts verborgen. Doch zunächst müssen wir uns mit den beiden Schurken befassen.«

»Aber wo finden wir sie?«

»In Sizilien – das hoffe ich wenigstens.« Der Leser wird sich erinnern, daß Graf Sandorf im Gefängnisturm von Pisino ein Gespräch zwischen Sarcany und einem Wärter belauschte. Darin war von einem gewissen Zirone die Rede, der offenbar am liebsten in seiner Heimat Sizilien zweifelhaftes Heldentat vollbrachte. Sarcany hatte ihm damals dorthin folgen wollen. Doktor Antekirrt war noch jedes Wort dieses aufschlußreichen Gesprächs gegenwärtig. Gewiß, »Zirone« und »Sizilien« waren nur schwache Anhaltspunkte, doch man mußte sie nutzen, solange man keine besseren hatte. Doktor Antekirrt erfüllte Peters Bitte: Die Reisevorbereitungen sollten sofort beginnen. Auch Kap Pescada und Kap Matifu erhielten Order, sich bereitzuhalten. Kap Pescada wurde in Eile über die Rollen Toronthals, Sarcany und Carpenas aufgeklärt. »Schufte, alle drei!« sagte er lakonisch. »Ich habe es mir schon gedacht.« Und zu Kap Matifu gewendet sagte er: »Paß auf, jetzt bekommst du deinen Auftritt.«

»Bald?«

»Ja, aber dein Stichwort mußt du noch abwarten.« Die »Ferrato« lag stets

abfahrtbereit im Hafen. Noch am Nachmittag schafften Matrosen Proviant an Bord. Die Kohlenbunker wurden gefüllt und die Kompassse reguliert. Um acht Uhr stand das Schiff voll unter Dampf.

Zwischen Antekirra und der Südspitze Siziliens, dem Kap Portio di Palo, liegen ungefähr neunhundertfünfzig Meilen. Die schnelle Motoryacht mit ihrer Durchschnittsgeschwindigkeit von achtzehn Meilen pro Stunde konnte die Distanz also in anderthalb Tagen bewältigen.

Die ›Ferrato‹, der Kreuzer der Flottile von Antekirra, war ein hervorragendes Schiff, das die Loire-Werften in Frankreich gebaut hatten. Sie konnte bis zu eintausendfünfhundert Pferdestärken entwickeln. In ihrem sogenannten Röhrendampfkessel, der nach dem Belleville-System konstruiert war, wurden nicht die heißen Gase des Feuers, sondern das Wasser selbst durch enge Röhren geleitet und bei geringem Kohlenverbrauch sehr rasch erhitzt. Obwohl der so erzeugte Dampf einen Druck von vierzehn bis fünfzehn Kilogramm hatte, bestand doch keine Explosionsgefahr. Man leitete ihn anschließend sogar noch durch einen Überhitzer und verfügte auf diese Weise über eine unvergleichlich starke Antriebskraft für die Maschinen. Kein Wunder also, daß die ›Ferrato‹ mit den schnellen Avisos, den modernen Zweischraubenschiffen der europäischen Flotten, konkurrieren konnte.

Die ›Ferrato‹ bot ihren Passagieren nicht weniger Komfort als die ›Savarena‹. Doch der Kreuzer war kein Luxussschiff. Man hatte ihn mit vier Hinterladergeschützen, zwei Hotchkiss-Kanonen und zwei Maschinengewehren vom Typ Gatling ausgestattet. Im Bug war außerdem ein Jagdgeschütz untergebracht, das ein kegelförmiges 13-cm-Projektil über eine Distanz von sechs Kilometern schießen konnte.

An der Spitze der Schiffsbesatzung standen Kapitän Kostrik, ein Dalmatiner, ein Maat und zwei Leutnants. Die Maschinen wurden von einem Ersten und einem Zweiten Mechaniker, ferner von vier Heizern und zwei Gehilfen bedient. Dreißig Matrosen, zwei Quartiermeister, zwei Köche und drei Saiks vervollständigten die Besatzung, die somit siebenundvierzig Leute zählte.

Während der ersten Nachtstunden machte die ›Ferrato‹ trotz kräftigen Gegenwindes aus nordwestlicher Richtung gute Fahrt. Allerdings konnte man ihre Segel – Focksegel, Vorstagsegel, quadratische Segel des Fockmastes und Rutensegel vom Haupt- und Besanmast – wegen der widrigen Winde nicht setzen. Die Nacht verbrachten Doktor Antekirra, Peter Bathory und die beiden Provenzen in Kabinen unter Deck. Doch während Kap Pescada und Kap Matifu den Schlaf der Gerechten schliefen, waren der Doktor und Peter Bathory viel zu unruhig, um überhaupt einzuschlafen.

Als die Passagiere zwölf Stunden später wieder an Deck erschienen, hatte die ›Ferrato‹ bereits einhundertfünfzig Meilen zurückgelegt. Der Wind kam immer noch aus Nordwest, doch er hatte weiter aufgefrischt. Die Sonne stand schon ein Stück über dem Horizont, an dem sich Wolkenberge aufzutürmen begannen, und es war bereits drückend schwül. Ein Unwetter kündigte sich an.

Kap Pescada und Kap Matifu wünschten Doktor Antekirra und – Peter Bathory einen guten Morgen. »Habt ihr gut geschlafen?« fragte der Doktor. »Wie die Murmeltiere«, erwiderte Kap Pescada. »Und Kap Matifu hat schon sein erstes Frühstück bekommen?«

»Ja, Herr Doktor, eine Suppenschüssel voll schwarzen Kaffee und zwei Kilogramm Schiffszwieback.«

»Eine reichlich harte Kost...«

»Aber nicht für einen Mann, der früher Kieselsteine zu essen pflegte... wenigstens als Zwischenmahlzeit.« Kap Matifu hatte während dieses Dialogs nur immer wieder mit dem Kopf genickt, seine gewohnte Art, Kap Pescadas Behauptungen zu bekräftigen.

Die ›Ferrato‹ fuhr auf Anordnung des Doktors immer noch unter Volldampf, und hinter ihrem Heck zeichneten sich die breiten Schaumstreifen des Kielwassers ab. Eile war tatsächlich geboten, denn das Wetter verschlechterte sich zusehends. Kapitän Kostrik hatte Doktor Antekirra schon mehrmals darauf hingewiesen, und er überlegte nun, ob man nicht lieber in Malta vor Anker gehen sollte, dessen Leuchtfeuer gegen acht Uhr abends auftauchen mußte.

Trotz des Westwindes, der bei Sonnenuntergang noch auffrischte, schoben sich von Osten her immer bedrohlichere Wolkenberge über den Himmel; er war bereits zu drei Vierteln bedeckt. Dicht über dem Wasserspiegel lagerte eine bleigraue Dunstschicht, die sich immer dann tintenschwarz verfärbte, wenn ein Sonnenstrahl über sie hinstrich. Schon zuckten lautlose Blitze aus den elektrisch

aufgeladenen Wolken, die sich immer höher übereinander türmten, ohne ihre Konturen zu verändern. Zwischen Ost- und Westwind schien ein Kampf entbrannt zu sein, der für die Menschen zwar nicht hörbar, aber um so spürbarer war, denn er übertrug sich auf die Wassermassen. Die gegeneinander anrennenden Wellen wurden zu Sturzseen, die das Deck der »Ferrato« überspülten. Gegen sechs Uhr nachmittags war die Wolkendecke geschlossen. Es wurde stockfinster; Donnergrollen und grelle Blitze erfüllten die Atmosphäre.

»Manövrieren Sie nach Gutdünken«, sagte Doktor Antekirrt zum Kapitän, und Kostrik erwiderte:

»Uns bleibt auch nichts anderes übrig, Herr Doktor. Sie wissen doch, daß sich Ostwind und Westwind in dieser Region oft in den Haaren liegen. Kommt noch ein Gewitter dazu, siegt meist der Ostwind. Vor Gozzo und Malta müssen wir mit schwerer See rechnen. Wir brauchen nicht gerade im Hafen von La Valetta vor Anker zu gehen, aber es wäre doch sicherlich gut, wenn wir hinter der Westküste einer der beiden Inseln Schutz suchten.«

»Tun Sie, was nötig ist«, sagte Doktor Antekirrt. Die Motoryacht befand sich jetzt dreißig Meilen westlich von Malta. Nordwestlich von der Insel, nur durch zwei schmale Meeresarme von ihr getrennt, die ein kleines Eiland einschließen, liegt die Insel Gozzo. Und auf Gozzo gab es ein Leuchtfeuer erster Ordnung, das eine Reichweite von siebenundzwanzig Meilen hatte. Die »Ferrato« mußte etwa in einer Stunde in seinen Bereich geraten.

Fortan galt die ganze Aufmerksamkeit der Matrosen diesem Leuchtfeuer. Man wollte zwar Kurs darauf nehmen, aber nicht zu nahe an die klippenreiche Küste herankommen. Kapitän Kostrik ließ deshalb schon die Maschine ein wenig drosseln. Doch so angestrengt er selbst und seine Leute auch Ausschau hielten, das Leuchtfeuer war nicht zu sehen.

Inzwischen erreichte das Gewitter seinen Höhepunkt. Warmer Regen prasselte auf das Deck der »Ferrato« nieder; der Sturm jagte die Wolken vor sich her über den Himmel, und sobald die Wolkendecke einmal zerriß, sah man helle Sterne am Firmament funkeln. Immer wieder schlugen dreifache Blitze an drei Punkten zugleich in das aufgewühlte Meer ein und hüllten die Yacht in ihr grelles Licht. Die Luft dröhnte vom ununterbrochenen Donnergrollen.

Bisher war die Lage unangenehm gewesen; jetzt wurde sie gefährlich. Kapitän Kostrik wagte nicht, noch näher an die Küste Heran zu steuern. Seiner Berechnung nach mußte das Leuchtfeuer von Gozzo zwar noch zwanzig Meilen entfernt sein, doch vielleicht täuschte man sich und fuhr schon so dicht unter der Küste, daß die hohen Felswände einfach den Blick darauf verstellten. In diesem Fall bestand große Gefahr, auf eine der Klippen im Küstenbereich aufzulaufen.

Gegen halb zehn Uhr ließ Kapitän Kostrik die Maschine noch stärker drosseln. Die Schraube machte nur noch wenige Umdrehungen in der Minute, und die »Ferrato« begann sofort heftiger zu rollen, doch sie gehorchte besser den Bewegungen des Steuerruders.

Bis Mitternacht blieb die Lage unverändert. Dann verschlechterte sie sich dramatisch. Wie so häufig bei Gewitterstürmen hörte auch diesmal unvermittelt der Kampf zwischen Ost- und Westwind auf. Der Wind blies wieder aus derselben Richtung, aus der er den ganzen Tag über gekommen war, nur sehr viel heftiger.

»Leuchtfeuer auf Steuerbord!« meldete plötzlich die Wache am Bugspriet.

»Auf Gegenkurs gehen!« schrie Kapitän Kostrik. Der Befehl kam buchstäblich im letzten Augenblick. Was der Kapitän gefürchtet hatte, war wirklich eingetreten: Die »Ferrato« befand sich nur noch zwei Meilen vor dem Leuchtfeuer von Gozzo, also im gefährlichen Klippenbereich. Und dann bahnte sich auch schon eine Katastrophe an: Der Kapitän hatte »Volldampf« befohlen, doch statt mit erhöhter Geschwindigkeit abzuweichen, wurde das Schiff immer langsamer; die Maschine ächzte, setzte aus.

Die plötzliche Stille unter Deck trieb Doktor Antekirrt, Peter Bathory und einen großen Teil der Mannschaft auf die Brücke. Ein Maschinenschaden! In diesem Augenblick! Die Ventile der Luftpumpe klemmten, der Kondensator arbeitete kaum noch, und an eine Reparatur war während des Unwetters gar nicht zu denken. Man hätte ja die Pumpe herausmontieren müssen, und das wäre das Werk von Stunden gewesen – von Stunden, wenn das Schiff doch schon in den nächsten Minuten Gefahr lief, an der Felsküste zu zerschellen!

»Sturmsegel setzen!«

»Focksegel setzen!«

»Marssegel setzen!« Die Befehle jagten einander. Kapitän Kostrik wollte versuchen, die »Ferrato« mit Hilfe der Segel aus der Gefahrenzone zu bringen. Die Besatzung führte seine Befehle mit höchster Präzision aus, und selbstverständlich beteiligten sich auch der geschickte Kap Pescada und der bärenstarke Kap Matifu an allen Manövern. Kap Matifu konnte sich besonders nützlich machen: Er hielt die Tauenden so fest in seinen Pranken, daß die Leinen eher gerissen, als ihm entglitten wären.

Doch trotz aller Anstrengungen war die »Ferrato« noch keineswegs gerettet. Eine Motoryacht mit ihrem schlanken Rumpf, ihrem mäßigen Tiefgang und ihrer relativ kleinen Segelfläche ist nicht dazu geschaffen, frontal oder auch nur schräg gegen den Wind gesteuert zu werden. Selbst bei mäßigem Gegenwind läuft sie schon Gefahr, die Bewegungsfreiheit der Ankerwinde einzubüßen und hilflos dem Meer ausgeliefert zu werden. Die Schwächen dieses Bootstyps drohten auch der »Ferrato« zum Verhängnis zu werden. Einmal war es außerordentlich schwierig, überhaupt Segel zu setzen, zum andern ließ sie sich nicht mehr auf westlichen Kurs bringen. Dazu kam die schlechte Sicht dieser Sturmnacht: Kapitän Kostrik konnte die Einfahrt zu den beiden Meerarmen zwischen Gozzo und Malta nicht erkennen. Irgendwo in dem undurchdringlichen Dunkel lagen der Nördliche und der Südliche Comino-Kanal, doch ohne die Hilfe eines erfahrenen Lotsen war es ein halbsbrecherisches Unternehmen, das Schiff bei fehlender Sicht in die Richtung der Kanaleingänge zu steuern; es konnte jede Sekunde auf eine Klippe auflaufen. Kapitän Kostrik wagte auch nicht zu hoffen, daß in dieser Sturm- und Nebelnacht ein einheimischer Fischer der »Ferrato« zu Hilfe kommen werde. Dennoch ließ er die Schiffspfeife gellende Notsignale ausschicken und die Kanone in kurzen Abständen drei Schüsse abfeuern. Und dann geschah ein Wunder: Von Osten her tauchte aus der Nebelwand ein dunkler tanzender Punkt auf; ein kleines Fischerboot mit gerefftem Segel hielt auf die »Ferrato« zu! Vermutlich hatte sich der Fischer vor dem Sturm in die Bucht von Melliha geflüchtet, deren herrliche Kalypso-Grotte oft mit der Fingals-Höhle auf den Hebriden verglichen wird. Das Fischerboot kam langsam, vorsichtig näher. Auf dem Deck der »Ferrato« stand ein Matrose mit einem Tau in der Hand an der Reling. Man wollte es dem Fischer zuwerfen, sobald er nahe genug herangekommen wäre. Doch die wenigen Minuten wurden den Männern auf der Yacht zur Ewigkeit. Schon war die »Ferrato« nur noch eine halbe Ankerlänge von der Felswand entfernt. Mit weitausholender Armbewegung warf der Matrose dem Fischer das Tau zu, doch im gleichen Augenblick hob eine riesige Welle das kleine Fahrzeug wie ein Spielzeugboot in die Höhe; es zerschmetterte an der Seitenwand der Yacht. Aber Kap Matifu hatte im Bruchteil einer Sekunde den Fischer beim Arm gepackt und ihn an Bord der »Ferrato« gezogen.

Im nächsten Augenblick war der Gerettete schon auf der Kommandobrücke. Er warf das Steuerrad herum, und gehorsam glitt die Yacht mit Rückenwind in den Nördlichen Camino-Kanal. Kaum zwanzig Minuten später tauchte die Ostküste Maltas auf. Bei weitaus ruhigerer See konnte die »Ferrato« jetzt ungefährdet in einer Distanz von nur noch einer halben Meile unter der Küste entlangsegeln. Gegen vier Uhr morgens, beim ersten Tageslicht, hatte sie das Fahrwasser von La Valetta erreicht, und kurz darauf ging sie am Senglea-Quai, nahe am Marine-Hafen, vor Anker.

Jetzt erst stieg Doktor Antekirrt zur Kommandobrücke hinauf. »Sie haben uns gerettet, mein Freund«, sagte er zu dem jungen Fischer.

»Es war meine Pflicht«, erwiderte dieser bescheiden. »Sind Sie Lotse?«

»Nein, mein Herr, ich bin nur Fischer.«

»Wie heißen Sie?«

»Luigi Ferrato.«

## V

### Malta

Luigi Ferrato, Sohn des Fischers von Rovigno! Eine Fügung des Himmels hatte bewirkt, daß Andrea Ferratos Sohn Doktor Antekirrt und seine Schiffsbesatzung vor dem Tod des Ertrinkens bewahrte!

Fast wäre der Doktor einem Impuls gefolgt und hätte Luigi herzlich umarmt. Doch er besann sich rechtzeitig: Noch durfte sich Graf Sandorf nicht zu erkennen geben, auch nicht vor dem Sohn Andrea Ferratos.

Peter Bathory, der durch Doktor Antekirrt die Geschichte der Familie Ferrato kannte, hätte beinahe alle Vorsicht vergessen, doch ein Blick des Doktors warnte ihn, als er gerade zu sprechen -. anfang. Er brach ab und ging mit Doktor Antekirrt und ihrem Retter in den Salon.

Sie setzten sich, und der Doktor sagte beiläufig: »Sind Sie der Sohn eines gewissen Andrea Ferrato aus Rovigno?«

»Ja, mein Herr«, entgegnete Luigi ungläubig. »Sie haben doch eine Schwester?«

»Ja, ich wohne zusammen mit Maria in La Valetta«, erwiderte Luigi, und zögernd setzte er hinzu:

»Vermutlich haben Sie meinen Vater gekannt?« Doch Doktor Antekirrt antwortete ausweichend:

»Ich war nur mit zwei Männern befreundet, denen Ihr Vater vor fünfzehn Jahren in seinem Hause Asyl gewährte. Die Männer wurden entdeckt, und Andrea Ferrato hat seine Großmut mit dem Leben bezahlt. Er ist im Zuchthaus zu Stein gestorben.«

»Aber bis zu seinem Tode hat er diese Tat nie bereut«, sagte Luigi.

Doktor Antekirrt drückte dem jungen Mann die Hand und fuhr fort:

»Ich erfülle den Wunsch meiner Freunde, wenn ich die Kinder Andrea Ferratos für alles Unrecht entschädige, das ihrer Familie von einem Verräter angetan wurde. Seit Jahren suche ich vergeblich den Aufenthaltsort von Maria und Luigi Ferrato. Eine Schicksalsfügung hat Sie, Luigi, zu unserem Retter werden lassen; zum Retter der »Ferrato« und ihrer Mannschaft! Den Namen trägt das Schiff zur Erinnerung an Ihren Vater. Lassen Sie sich umarmen, mein Freund!«

Luigi konnte nur mit Mühe die Tränen unterdrücken, und Peter Bathory folgte einer Regung des Herzens, als er den jungen Fischer um das brüderliche Du bat. »Umarme mich!« bat er, »ich bin der Sohn Stefan Bathorys!«

Nun war ihm doch das Geheimnis entschlüpft, aber Doktor Antekirrt schien ihm nicht zu zürnen. Er vertraute Luigi so, wie er seinem Vater vertraut hatte, und er erzählte dem jungen Mann von den Ereignissen in Triest und Rovigno. Selbst über seine gegenwärtigen Pläne sprach er offen wie zu einem Freund. Doch in einem Punkt bewahrte er Stillschweigen: Als Graf Mathias Sandorf gab er sich nicht zu erkennen. Im Augenblick hatte der Doktor nur einen Wunsch: Er wollte Maria Ferrato wiedersehen und aus ihrem Munde erfahren, wie sie ihr schweres Schicksal gemeistert hatte. »Einverstanden, Herr Doktor«, sagte Luigi. »Wir wollen gleich an Land gehen. Maria ist über mein langes Ausbleiben sicher schon beunruhigt. Ich bin vor achtundvierzig Stunden zum Fischfang aufgebrochen und wurde in der Melliha-Bucht vom Unwetter überrascht. Dort hörte ich auch Ihre Kanonenschüsse.«

»Sie lieben Ihre Schwester?« fragte Doktor Antekirrt. »Maria ist mir Mutter und Schwester zugleich.« Die Insel Malta liegt einhundert Kilometer südlich von Sizilien, und die Geographen sind sich nicht einig, ob sie zu Afrika oder zu Europa gehört. Um so klarer stehen ihre historischen Daten in den Geschichtsbüchern: Karl V. schenkte Malta 1530 dem Johanniterorden, den Sultan Soliman aus Rhodos vertrieben hatte, und die Ritter nannten sich fortan Malteser. 1798 wurde die Insel von Napoleon und 1800 von den Engländern erobert, die trotz der Bestimmungen des Friedens von Amiens keine Neigung zeigten, sie jemals wieder herzugeben. Malta ist nur achtundzwanzig Kilometer lang und sechzehn Kilometer breit. La Valetta und etliche Ortschaften, die sich eng daran anlehnen, bilden die Hauptstadt. Von den übrigen Städten sollte man noch Citta Vecchia nennen – als ehemaliger Bischofssitz eine Art heiliger Stadt von Malta – ferner Dingli, Zebbug, Ittard, Birtschircara, Luca und Farrugi. So fruchtbar der Osten Maltas ist, so dürr ist sein Westen, und dieser Naturgegebenheit entspricht die Verteilung der Bevölkerung: Von den insgesamt

ein hundredttausend Maltesern lebt der weitaus größere Teil im Osten.

In einem Punkt hat es die Natur mit der Insel besonders gut gemeint: Sie besitzt zahlreiche Buchten, die sich zur Anlage von Häfen geradezu anbieten. Außerdem gibt es ebenso zahlreiche Kaps und Anhöhen, die zur Aufnahme von Forts und Batterien wie geschaffen sind. Malta war schon unter den Johannitern eine kaum einnehmbare Festung, und die Engländer haben es vollends uneinnehmbar gemacht. Kein feindliches Kriegsschiff wäre in der Lage, in den Quarantäne-Hafen oder in die Große Marsa einzudringen. Wenn es überhaupt bis in Küstennähe vorstoßen könnte, wäre ihm ein heißer Empfang gewiß: In den Häfen sind Einhundert-Tonnen-Geschütze postiert, die ein neunhundert Kilogramm schweres Geschloß über eine Distanz von fünfzehn Kilometern schießen können – eine unmißverständliche Warnung an alle Nationen, die den Briten die Beherrschung dieser strategisch so wichtigen Mittelmeerinsel neiden. Natürlich trifft man auf Malta viele Engländer. Es gibt einen britischen Generalgouverneur, der im ehemaligen Palast der Ordensgroßmeister residiert, einen Admiral, dem die Marine und die Häfen unterstehen sowie eine Garnison von vier- bis fünftausend Mann. Auch Italienern begegnet man häufig und dazu noch einem kosmopolitischen Völkergemisch, wie es auch auf Gibraltar anzutreffen ist.

Doch die stärkste Gruppe sind immer noch die Malteser, Menschen afrikanischer Abstammung. Alle Häfen Maltas werden von ihren farbenprächtigen Fischerbooten belebt; im Binnenland kutschieren sie ihre Pferdefuhrwerke mit großer Geschicklichkeit über atemberaubend steile Pfade und Straßen; auf den Märkten aber sind sie erst vollends in ihrem Element. Mit ohrenbetäubendem Geschrei halten sie unter bunten Heiligenstatuen ihre Ware, vor allem Obst, Gemüse, Fleisch und Fische, feil.

Als Fremder möchte man meinen, alle männlichen Malteser sahen gleich aus. Alle haben einen dunklen Teint, schwarzes, leicht gekraustes Haar, feurige Augen und eine mittelgroße, kräftige Gestalt. Auch die Frauen könnten als Schwestern gelten, denn eine wie die andere hat dunkle Haare, schöne Augen mit langen Wimpern, zierliche Hände und Füße und eine biegsame Gestalt. Allen ist eine gewisse Weichheit der Bewegungen eigentümlich. Die Frauen wachen übrigens eifersüchtig über ihren hellen Teint. Um ihn vor der Sonne zu schützen, tragen sie die ›falzetta‹, einen schwarzseidenen Umhang nach tunesischer Art, der bald als Kopftuch, bald als Schultertuch oder sogar als Fächer dient.

Die Malteser sind begabte Händler; wo etwas zu verkaufen ist oder gekauft wird, sind sie dabei. Vom einfachen Volk, das der Fremde stets leichter als die gehobenen Klassen beobachten kann, läßt sich verallgemeinernd sagen, es sei fleißig, sparsam und nüchtern, aber auch heftig, rachsüchtig und eifersüchtig. Die maltesische Sprache ist ein neuarabischer Dialekt, in den sich italienische und noch andere Elemente mischen, ein Erbe aus der Zeit der arabischen Herrschaft, die 870 n. Chr. die römische ablöste. Es ist eine lebhaft, malerische Sprache voller Metaphern und Bilder – wie geschaffen für die Poesie. Als Matrosen haben die Malteser einen guten Ruf; man muß sie nur zu disziplinieren verstehen. Und da sie dank der Lage ihrer Insel an Stürme und Unwetter gewöhnt sind, gelten sie auch als besonders mutige Fischer.

Luigi Ferrato war zwar in Rovigno geboren, doch er übte das gefährliche Fischerhandwerk mit der gleichen Kaltblütigkeit aus wie die gebürtigen Malteser, unter denen er mit seiner Schwester seit fast fünfzehn Jahren lebte.

Wir sprachen vorhin schon von La Valetta und etlichen dazugehörenden Ortschaften; genaugenommen sind es sechs, die sich mit insgesamt fünf und zwanzigtausend Einwohnern um zwei Häfen, die Große Marsa und den Quarantäne-Hafen, gruppieren. Sowohl Floriana, La Senglea und La Cospicua wie auch La Vittoriosa, La Sliema und La Misida sind keine Vorstädte oder gar Armenviertel. Alle sechs bilden in sich kleine Städte mit Kirchen, Hotels und schönen Wohnhäusern. Dort findet man auch die palastartigen ›Ritter-Herbergen‹, die nach den verschiedenen ›Zungen‹ des Ordens Herberge der Provence, der Auvergne, Herberge Italiens, Frankreichs oder Kastiliens heißen. Luigi Ferrato drückte sich ein wenig ungenau aus, als er sagte, er wohne in La Valetta. Tatsächlich lebte er in einer Art Unterstadt, dem Manderaggio, dessen Eingang in der Strada San Marco liegt. Maria und Luigi waren glücklich, dort eine Unterkunft gefunden zu haben, die für ihr geringes Einkommen erschwinglich war. Und in diese Unterstadt, fast möchte man sagen, Unterwelt, führte Luigi Ferrato nun Doktor Antekirrt und Stefan Bathory.

Die drei Männer waren mit einem Boot der ›Ferrato‹ zum Quai übergesetzt,

obwohl sich Hunderte maltesischer Barken für den Fährdienst angeboten hatten. Die Männer wurden von dem ohrenbetäubenden Tönen und Dröhnen der zahllosen Kirchenglocken von La Valetta empfangen. Luigi führte seine Gäste durch die Porta della Marina, vorbei am Fort mit seinem Doppelring von Kasematten, hinauf zur Kathedrale des hl. Johannes. Die Häuser zu beiden Seiten der Straßen und Gassen waren verhältnismäßig hoch. Fast alle hatten grün angestrichene Erker und einen Nischenheiligen, zu dessen Füßen ein Ewiges Licht brannte.

Sobald die Männer hinter der Kathedrale den Hügelkamm erreicht hatten, ging der Weg wieder abwärts in die Richtung des Quarantäne-Hafens. Sie hatten die Strada San Marco erst zur Hälfte zurückgelegt, als Luigi zu einer Treppe abbog, die in die Unterstadt führte.

Der Manderaggio dehnte sich aus bis zu den Festungswällen. In seine engen Straßen fiel niemals ein Sonnenstrahl. Die fahlgelben Häuser hatten nicht einmal Fenster; sie begnügten sich mit einfachen Öffnungen, die bestenfalls vergittert waren. Überall führten Wendeltreppen zu schmutzig-feuchten Löchern, in denen Menschen unter unwürdigen Lebensbedingungen hausten. Selbst die Haustüren waren morsch und verschimmelt und so niedrig wie in den Häusern einer nordafrikanischen Kashah. Und alles, was hier den Namen einer Gasse oder Straße trug, war nichts anderes als ein Laufgraben, ein finsterer Tunnel.

Vor allen Fensterhöhlen und Luftlöchern, auf schiefgetretenen Treppenabsätzen und unebenen Stufen saß, stand, hockte ein Heer jammervoller Gestalten: alte Frauen mit hexenhaften Gesichtern, bleiche, ausgemergelte junge Frauen, halbwüchsige Mädchen in schäbigen Lumpen, halbnackte Knaben, die sich im Schmutz wälzten, Bettler, die aus Erwerbsgründen die scheußlichsten Schwären und Abnormitäten zur Schau stellten. Dazwischen sah man auch Männer, die wohl Fischer oder Lastträger im Hafen sein mochten, die aber oft so verwüstete Gesichtszüge hatten, daß man ihnen alles zutraute. Und mitten in diesem Gewühl stolzierten hochehobenen Hauptes ein paar Polizisten. Fast sah es so aus, als sei ihnen dieses Elendsquartier nicht nur ein vertrauter Anblick, sondern ein Viertel, in dem sie sich wohl fühlten.

Maria Ferrato und Luigi wohnten also mitten im Manderaggio, in einem Haus, dessen Schäbigkeit Doktor Antekirrt erschreckte. Doch die beiden Zimmer der kleinen Wohnung waren nicht weniger sauber und ordentlich gehalten als das Fischerhaus in Rovigno. Maria war auch im Elend eine sorgsame Haushälterin geblieben.

Beim Eintreten der drei Männer sprang die junge Frau auf. »Luigi!« rief sie erschrocken und erleichtert zugleich, denn sie hatte die Nacht in großer Sorge um den Bruder verbracht. Luigi umarmte die Schwester und stellte ihr die Fremden vor. Doktor Antekirrt beschrieb ihr mit wenigen Worten, wie Luigi zum Retter der Motoryacht geworden war. Dann nannte er noch einmal den Namen seines Begleiters: Peter Bathory! Maria warf Doktor Antekirrt einen prüfenden Blick zu, so daß er schon glaubte, sie hätte in ihm den Grafen Mathias Sandorf wiedererkannt. Doch es war wohl nur ein flüchtiger Gedanke der jungen Frau gewesen. Wie sollte sie auch einen Mann wiedererkennen, der vor fünfzehn Jahren nur wenige Stunden im Hause ihres Vaters verbracht hatte.

Maria war inzwischen dreiunddreißig Jahre alt. Sie hatte sich ihre fast klassische Schönheit bewahrt. Die weißen Strähnen in ihrem dunklen Haar rührten nicht vom Alter, sondern vom Übermaß der Sorgen und Nöte her, mit denen die Kinder Andrea Ferratos jahrelang zu kämpfen hatten. »In Zukunft werde ich für Sie und Ihren Bruder sorgen, Maria!« Mit diesen Worten beendete Doktor Antekirrt seinen Bericht über das Zusammentreffen mit Luigi. Und als Antwort auf Marias fragenden Blick fügte er hinzu:

»Diese Sorgspflicht betrachte ich als Vermächtnis meiner toten Freunde... und als Dankesschuld gegenüber dem Mann, der...«

Er unterbrach sich, denn wieder hatte ihn Maria mit einem merkwürdig durchdringenden Blick gemustert. Schon glaubte er sich durchschaut, als ihm Peter Bathory zu Hilfe kam. »Maria«, sagte er bittend, »Sie haben doch nichts dagegen einzuwenden, daß ich Luigi als meinen Bruder betrachte?« und Doktor Antekirrt fügte rasch hinzu:

»... und ich Sie selbst als meine Tochter?« Und bei diesen Worten drückte er der jungen Frau herzlich die Hand. Endlich erfuhr Doktor Antekirrt, warum er die Kinder Andrea Ferratos jahrelang vergebens gesucht hatte. Sie waren sofort nach der Verhaftung des Vaters aus Rovigno fortgezogen, da ihnen die österreichische Polizei unerträgliche Schwierigkeiten machte. Maria hatte damals

die Insel Malta als Ziel gewählt, weil der Bruder dort die Ausbildung zum Fischer beenden konnte, die er schon unter dem Vater begonnen hatte. Während dieser ersten Jahre hatten die beiden Waisen hart um ihr tägliches Brot kämpfen müssen, denn ihre kleine Barschaft war rasch aufgezehrt.

Glücklicherweise verstand sich Luigi auf das Fischereihandwerk bald genauso gut wie die gebürtigen Malteser, und das will viel heißen. Er war auch ein hervorragender Schwimmer; vielleicht hätte er sich sogar mit dem berühmten Nicola Pescei aus Malta messen können, der einmal Depeschen aus Neapel nach Palermo beförderte und dabei angeblich das Äolische Meer durchschwamm. Marias Bruder war nicht nur ein guter Fischer und Schwimmer; er verstand sich auch auf die Vogeljagd. Er fing Brachschnepfen, aber auch jene Wildtauben, deren Nester im Innern gefährlicher Grotten versteckt sind, gefährlich, weil dort bei Flut der Wasserspiegel hoch ansteigt. Leider sind die Fanggründe vor Malta allzu reich mit Fischen und Mollusken besetzt, und auch die Vogeljagd bringt überreichliche Beute. Infolgedessen trägt die Ware der Fischer und Jäger nur wenig Gewinn ein. Auch bei Andrea Ferratos Kindern herrschte Armut, und Maria mußte das schmale Haushaltsbudget durch Nährarbeiten aufbessern. Aus Geldmangel hatten sie sich auch mit der Behausung im Manderaggio zufriedengeben müssen.

Während Maria noch diesen Bericht beendete, holte Luigi aus dem Nebenzimmer einen Brief, den letzten Gruß des Fischers Ferrato an seine Kinder. Er lautete:

»Liebe Maria, ich übertrage Dir nun die Sorgepflicht für Deinen Bruder. Bald wird er niemanden mehr als Dich auf Erden haben. Ich bereue keinen Augenblick, was ich getan habe. Ich bedaure nur, daß ich die beiden Männer, die sich meinem Schutz anvertraut hatten, auch nicht durch die Hingabe von Freiheit und Leben retten konnte. Vergeßt Euren Vater nicht. Er wird bis zum letzten Atemzug in Gedanken bei Euch sein. Andrea Ferrato.«

Peter Bathory war von diesen schlichten Zeilen tief ergriffen, und auch Doktor Antekirrt wendete den Kopf ab, um seine Rührung vor Maria zu verbergen. Betont forsch sagte er gleich darauf:

»Luigi, Sie haben Ihr Boot bei der Rettung meiner Yacht eingebüßt. Sie müssen mir erlauben, daß ich Sie für den Verlust entschädige.«

»Entschädigen? Noch dazu für ein altes Boot, das diesen Namen kaum noch verdiente?«

»Ja, Luigi. Möchten Sie Erster Offizier auf der »Ferrato« werden? Ich brauche dort einen tüchtigen jungen Mann, der etwas von der Seefahrt versteht.«

»Sag ja, Luigi, bitte, sag ja«, bat Peter Bathory. »Aber meine Schwester...?«

»Maria kann Mitglied der großen Familie werden, die auf meiner Insel Antekirrt lebt. Von nun an bin ich für das Leben der Kinder Andrea Ferratos verantwortlich. Ihr werdet so glücklich sein wie nie zuvor, wenn man von den Jahren im Hause eures Vaters absieht.«

Luigi beugte sich impulsiv über die Hände Doktor Antekirrts und küßte sie, während Maria ihre Dankbarkeit nur durch Tränen ausdrücken konnte.

»Ich erwarte euch morgen an Bord der Ferrato, meine Kinder«, sagte Doktor Antekirrt und wendete sich hastig dem Ausgang zu, um seine Rührung nicht zeigen zu müssen. Draußen, auf der Gasse, sagte er zu Peter Bathory: »Es ist schön, Unrecht gutmachen zu können.«

»Schöner als strafen«, setzte Peter hinzu. »Und doch müssen wir strafen«, sagte Doktor Antekirrt mit harter Stimme.

Inzwischen hatte Kapitän Kostrik die Reparatur der Dampfmaschine in die Wege geleitet. Die Firma Samuel Grech & Cie, Vertragspartner der Reederei Strada Levante, bei der das Schiff eingetragen war, wollte die Arbeiten so schnell wie möglich ausführen, doch sie würden fünf bis sechs Tage Liegezeit für die »Ferrato« bedeuten. Doktor Antekirrt war unzufrieden; er wollte ja so rasch wie möglich in Sizilien sein, und so erwog er schon, die »Savarena« nach Malta zu beordern, doch er ließ den Plan wieder fallen. Für die Sizilien-Expedition brauchte er ein Schiff, das robust und gut bewaffnet war. Vorsichtshalber schickte er eine Depesche nach Antekirrt. Darin wurde die »Electric 2« nach Kap Portio di Palo befohlen. Sie sollte dort vor der sizilianischen Küste kreuzen.

Um neun Uhr morgens trafen die Geschwister Ferrato auf der Yacht ein. Doktor Antekirrt begrüßte sie herzlich und führte Luigi beim Kapitän und der übrigen Schiffsbesatzung ein. Sein Vorgänger auf dem Posten des Ersten Offiziers sollte auf die »Electric 2« überwechseln, sobald das Schnellboot vor Sizilien eintreffen würde.



Luigi sah man auf den ersten Blick an, daß er mit Leib und Seele Seemann war. Erst vor sechsunddreißig Stunden hatte er sein hervorragendes Können als Lotse unter Beweis gestellt, und jetzt fragte er eifrig nach allen technischen Einzelheiten, die sein neues Wirkungsfeld betrafen.

Währenddessen unterhielt sich Doktor Antekirrt mit Maria. Er spendete ihrem Bruder großes Lob, und sie sagte stolz: »Ja, Luigi schlägt unserem Vater nach.«

Dann stellte Doktor Antekirrt die junge Frau vor die Wahl, während der Sizilienreise an Bord zu bleiben oder sich bei Gelegenheit mit einem Schiff des Doktors nach Antekirrta bringen zu lassen. Maria entschied sich für das Verbleiben an Bord. Sie mußte nur ihren kleinen Haushalt auflösen, und das konnte während der Reparaturarbeiten an der »Ferrato« geschehen. Doktor Antekirrt schenkte ihr über seine Pläne reinen Wein ein. Der erste Teil war ja schon erfüllt: Er hatte die Kinder Andrea Ferratos gefunden und das Werk der Wiedergutmachung an ihnen begonnen. Nun hieß es, Sarcany und Silas Toronthal wiederzufinden und Carpena überhaupt erst aufzuspüren. »Dazu muß ich Ihnen etwas mitteilen, Herr Doktor«, sagte Maria. »Aber ich möchte nicht, daß Luigi uns hört. Er könnte sonst die Beherrschung verlieren und nur neues Unheil über uns heraufbeschwören.«

»Luigi besichtigt gerade die Mannschaftsquartiere. Wir wollen in den Salon gehen; dort sind wir ungestört«, entgegnete Doktor Antekirrt.

Sie nahmen im Salon auf einem Diwan Platz und Maria sagte: »Carpena ist hier, Herr Doktor.«

»In Malta?«

»Ja, seit längerem schon.«

»In La Valetta?«

»Sogar im Manderaggio.«

Doktor Antekirrt sah überrascht, aber auch sehr zufrieden aus. Um sicherzugehen, fragte er noch einmal eindringlich: »Sie kennen Carpena so gut, daß ein Irrtum ausgeschlossen ist, Maria?«

»Dieses Gesicht könnte ich nicht einmal in hundert Jahren vergessen.«

»Und Luigi ahnt nichts von seiner Anwesenheit?«

»Nein, Herr Doktor, und Sie werden verstehen, daß ich geschwiegen habe: Luigi hätte Carpena gestellt, ihn provoziert, und vielleicht wäre er...«

»Sie haben vernünftig gehandelt, Maria. Carpena gehört mir! Ob er Sie wohl erkannt hat?«

»Vielleicht, Herr Doktor. Zwei-, dreimal ist er mir begegnet, und ich spürte, daß er mir höhnisch nachschaute. Falls er mir bis zu meiner Wohnung gefolgt ist, hat er sich auch nach meinem Namen erkundigt.«

»Aber er hat Sie niemals angesprochen?«

»Nie.«

»Ahnen Sie, was er in La Valetta treibt?«

»Ich weiß nur, daß er sich mit den verrufensten Leuten des Manderaggio in üblen Wirtshäusern trifft. Er wirft dabei mit Geld um sich, und es sollte mich nicht wundern, wenn er eine Banditengruppe anwirbt. Vielleicht führt er ein neues Verbrechen im Schilde.«

»Hier... in La Valetta?«

»Das weiß ich nicht, Herr Doktor.«

»Ich werde es in Kürze wissen.«

In diesem Augenblick betraten Luigi und Peter Bathory den Salon, und der Doktor wendete sich an den jungen Fischer. »Wie gefällt Ihnen die Yacht, Luigi?« sagte er. »Sie ist ein Prachtschiff, Herr Doktor.«

»Das freut mich für Sie, Luigi. Vielleicht werden Sie eines Tages ihr Kapitän sein.«

»Herr Doktor...!«

»Lieber Luigi, bei Doktor Antekirrt ist nichts unmöglich«, sagte Peter Bathory lachend.

»Ja, mir ist alles möglich, wenn Gott mir beisteht«, sagte Doktor Antekirrt schlicht.

Die Geschwister verabschiedeten sich, und man kam überein, daß Luigi erst den Dienst antreten sollte, sobald der Haushalt aufgelöst war. Doktor Antekirrt wollte damit verhindern, daß Maria allein im Manderaggio zurückblieb und vielleicht den Nachstellungen Carpenas ausgesetzt wäre. Sobald die Gäste fort waren, rief Doktor Antekirrt Kap Pescada zu sich.

»Kap Pescada«, sagte er, »ich brauche dich.«

»Und Kap Matifu nicht?«

»Nein, diesmal nicht.«

»Was habe ich zu tun?«

»Du läßt dich an Land bringen, gehst in den Manderaggio und nimmst in einer unauffälligen Herberge Quartier, vielleicht auch nur in einer billigen Kammer.«

»Ja...?«

»Dann bewachst du einen Mann, den wir nie mehr aus den Augen verlieren dürfen. Notfalls verkleidest du dich.«

»Mit Vergnügen.«

»Dieser Mann ist offenbar damit beschäftigt, gegen Handgeld aus den schlimmsten Burschen des Manderaggio eine Bande zusammenzustellen. Du sollst herausfinden, auf wessen Rechnung und zu welchem Zweck die Banditen angeworben werden.«

»Sie können sich auf mich verlassen, Herr Doktor.«

»Kehre aber nicht auf die ›Ferrato‹ zurück, sobald du alles Wichtige in Erfahrung gebracht hast; man könnte dich verfolgen. Schicke mir eine schriftliche Nachricht; ich treffe dich dann am Ausgang von La Senglea.«

»Verstanden. Aber wie erkenne ich meinen Mann?«

»Das bleibt deiner Intelligenz überlassen, Kap Pescada.«

»Kann ich wenigstens den Namen des feinen Herrn erfahren?«

»Carpena!« Kaum hatte Doktor Antekirrt den Namen genannt, als Kap Pescada rief:

»Höre ich richtig? Der Spanier ist in La Valetta?«

»Mehr noch: Er wohnt im selben Viertel wie die Kinder seines Opfers!«

Doktor Antekirrt erzählte, was er von Maria erfahren hatte, und Kap Pescada begriff, wie wichtig sein Auftrag war. Sicher brütete der Schurke in den Verbrecherhöhlen des Manderaggio eine neue Untat aus!

Die Unterstadt von La Valetta war zur Rekrutierung von Ganovenbanden wie geschaffen. Zwischen den Einwohnern trieben sich ja ständig zwielichtige Existenzen aus aller Herren Länder herum, Deserteure von Kriegs- und Handelsschiffen und würdige Nachfolger jener Piraten, die zum Teil wenigstens die Stammväter der echten Malteser waren. Carpena brauchte nicht lange zu suchen, wenn er eine Handvoll Burschen anwerben wollte, die zu allem bereit waren. In den Schenken bot sich stets eine große Auswahl an.

Das hatte auch Kap Pescada bald herausgefunden. Er war Carpena im Handumdrehen auf der Spur, nur mußte er noch herausbekommen, in wessen Auftrag der Spanier mit Geld um sich warf; denn daß der Schurke nicht auf eigene Rechnung arbeitete, lag auf der Hand: Von den fünftausend Gulden des österreichischen Kopfgeldes für Mathias Sandorf und Stefan Bathory war sicher längst nichts mehr übrig. Carpena hatte diesen unerwarteten Reichtum tatsächlich in kürzester Frist durchgebracht, und wenn er vor dem Verrat schon ein übler Bursche war, so sank er danach nur noch tiefer; mit anderen Worten: Er arbeitete als Werber für eine Räuberbande, die Nachschub in ihren Reihen brauchte, sobald der Arm der Gerechtigkeit wieder einmal einige Mitglieder erwischt hatte. Allein zu diesem Zweck hielt sich Carpena im Manderaggio auf. Seinen frischangeworbenen Leuten verriet er beileibe nicht, wohin die Reise gehen sollte, doch diese Burschen stellten nie überflüssige Fragen. Solange man ihnen ein gutes Handgeld zahlte und reichen Beuteanteil versprach, gingen sie auch bis ans Ende der Welt. Carpena war übrigens nicht wenig überrascht gewesen, Maria Ferrato in La Valetta zu treffen. Obwohl fünfzehn Jahre seit ihrer letzten Begegnung vergangen waren, hatte er sie sofort erkannt. Es behagte ihm nicht, daß sie außerdem sein Treiben im Manderaggio zu durchschauen schien, und so versuchte er, seinen Werbefeldzug so gut wie möglich zu verschleiern. Aus diesem Grund hatte wiederum Kap Pescada Schwierigkeiten, sich in das Vertrauen Carpenas einzuschleichen, aber zu guter Letzt ging der Spanier dem Provenzal den Leim auf. Wie hätte Carpena auch ahnen sollen, daß ausgerechnet dieses Musterexemplar eines Banditen ein Spitzel war! Kap Pescada spielte seine Rolle hervorragend: Er brüstete sich damit, schon zahllose Untaten begangen zu haben, von denen die geringste genügte, um ihn in Malta an den Strick, in Spanien an die Garrote und in Frankreich auf die Guillotine zu bringen. Er, der Oberbandit, stellte sich gar nicht erst auf eine Stufe mit den Memmen aus dem Manderaggio, denen das Herz schon in die Hose rutschte, wenn ein Polizist um die Straßenecke bog! Carpena mit seinem guten Riecher für Ganoven konnte gar nicht anders: Er mußte dieses Prachtstück eines Berufsverbrechers sofort anwerben.

Kap Pescadas falsches Spiel führte schnell zu den erwünschten Resultaten.

Schon am 26. August empfing Doktor Antekirrt von ihm einen Brief, in dem er noch für denselben Abend ein Treffen in La Senglea vorschlug.

Die Reparaturarbeiten an der »Ferrato« waren gut vorangegangen, und in drei Tagen wollte man wieder in See stechen. Doch zunächst ging Doktor Antekirrt an Land, um Kap Pescada auf einem kleinen Platz in La Senglea zu treffen, auf dem auch um die achte Abendstunde noch ein reges Markttreiben herrschte. Doktor Antekirrt ging ein wenig zwischen den Ständen auf und ab, als sich plötzlich eine Hand auf seinen Arm legte.

Ein scheußlich anzusehender Ganove in schmutzigen Lumpen und verbeultem Hut schwenkte vor den Augen des Doktors ein Taschentuch und krächzte dazu: »Das habe ich Eurer Exzellenz eben gestohlen. Sie sollte auf ihre Rocktaschen besser achtgeben!«

»Ein schlechter Scherz«, sagte Doktor Antekirrt ärgerlich.

»Ein Scherz schon, aber kein schlechter, Herr Doktor!«

Jetzt erst erkannte Doktor Antekirrt Kap Pescada, und er mußte wider Willen lachen. Doch er wurde sofort wieder ernst, als er nach Carpena fragte.

»Er ist wirklich dabei, ein Dutzend der übelsten Burschen aus dem Manderaggio anzuwerben«, sagte Kap Pescada.

»Aber für wen?«

»Für einen gewissen Zirone.«

Doktor Antekirrt horchte auf: Für den Sizilianer Zirone, den Kompagnon Sarcany's? Welche Beziehung mochte wohl zwischen den beiden Ganoven und dem Spanier Carpena bestehen? Nach einigen Überlegungen kam Doktor Antekirrt zu einem Schluß, der in allen Punkten der Wahrheit entsprach. Tatsächlich ahnte Sarcany gleich nach der Verhaftung der Flüchtlinge in Rovigno, daß ein weiterer Verräter die Hand im Spiel gehabt haben mußte. Er kam Carpena aber erst auf die Spur, als der Spanier schon wieder in jämmerlichen Verhältnissen lebte, und er machte aus ihm einen Werber für Zirones Ganovenbande.

Und mit Carpena kam nun zum erstenmal Licht in einen Weg, der für Doktor Antekirrt bisher noch völlig im Dunkeln gelegen hatte!

»Weißt du, wozu der Spanier die Leute anheuert?« fragte er. »Sie sollen Mitglieder einer sizilianischen Bande werden.«

»Das hätte ich mir denken können. Und in welchem Teil Siziliens sollen sie arbeiten?«

»In Ostsizilien... zwischen Syrakus und Catania.« Für Doktor Antekirrt gab es keinen Zweifel mehr: Auch Sarcany's Spur war wiedergefunden!

»Woher hast du deine Informationen?« fragte Doktor Antekirrt. »Von meinem persönlichen Freund Carpena, den ich Eurer Exzellenz wärmstens empfehle.«

Doktor Antekirrt ging auf den Scherz nicht ein. Er nickte nur und sagte:

»Schon gut. Du kannst wieder an Bord gehen und ordentliche Kleider anziehen.«

Doch Kap Pescada hatte andere Pläne.

»Vorläufig muß ich diese Uniform noch anbehalten«, sagte er. »Weshalb denn?«

»Weil ich die Ehre habe, neues Mitglied von Zirones Bande zu sein.«

»Gib nur acht auf dich, mein Freund. Es ist kein lustiges Spiel, und du riskierst dabei das Leben...«

»... in Ihrem Dienst, Herr Doktor, und das bin ich Ihnen schuldig.«

»Du bist ein tüchtiger Kerl, Kap Pescada...«

»... und ein durchtriebener dazu. Ich will mich nicht vorzeitig rühmen, aber ich glaube, ich kann diese Schurken ordentlich hereinlegen.«

Doktor Antekirrt sah ein, daß ihm Kap Pescadas gewagtes Spiel sehr nützlich sein konnte, und so ließ er seinem Helfer freie Hand.

Fünf Minuten später trennten sich die beiden Männer schon wieder; sie wollten nicht zusammen gesehen werden. Kap Pescada lief vorsichtshalber bis zum Ende des Quais von La Senglea, ehe er ein Boot rief, um zum Manderaggio zurückzufahren. Doktor Antekirrt war inzwischen schon wieder an Bord der »Ferrato«. Zunächst erzählte er Peter Bathory, was er durch Kap Pescada erfahren hatte; dann rief er Kap Matifu und teilte ihm mit, daß sich sein Gefährte zum Nutzen der Freunde auf eine gefährliche Mission begeben werde.

Der Herkules schüttelte mißbilligend den Kopf und öffnete und schloß dreimal hintereinander die mächtigen Fäuste. Und dabei murmelte er:

»Wehe, wenn sie meinem kleinen Pescada ein Haar krümmen. Dann...«

Das Wörtchen »dann...« drückte mehr aus als alle Sätze, die sich Kap Matifu

hätte abringen können.

## VI

### In der Umgebung von Catania

Wäre der Mensch mit der Erschaffung der Erde beauftragt worden, hätte er sie vermutlich auf technischem Wege produziert, und das Resultat wäre eine makellose Billardkugel ohne Schrunden, ohne Falten gewesen. Doch glücklicherweise ist unser Planet das Werk eines phantasievollen Schöpfers, und so gibt es an der sizilianischen Küste zwischen Acireale und Catania Kaps, Klippen, Grotten, Felsen und Berge in Hülle und Fülle. In jenem Teil des Tyrrhenischen Meeres beginnt schon die Straße von Messina, die Meerenge zwischen Sizilien und Kalabrien, deren Ufer von den Ausläufern des Peloritischen Gebirges und des Kalabrischen Appenin gebildet werden. Und was diese Meerenge, diese Küsten, diese Berge, die vom Ätna überragt werden, schon zu Homers Zeiten waren, das sind sie auch heute noch – atemberaubend schön! Gewiß, der Wald ist längst verschwunden, in dem Äneas und Acestes zusammentrafen, doch die Grotten der Galathea und des Polyphem, die Inseln der Zyklopen und die nördlicher gelegenen Felsen von Scylla und Charybdis gibt es heute noch; man kann sogar die Stelle noch betrachten, an der Äneas an Land ging, um ein neues Reich zu gründen.

Niemand wird bestreiten, daß der Riese Polyphem noch viel stärker war als unser Herkules Kap Matifu, doch dafür ist der Provenzale ein lebendiger Mensch, während Polyphem schon mindestens dreitausend Jahre tot ist, sofern er überhaupt gelebt hat. Der französische Geograph Elisee Reclus meint denn auch, der berühmte Zyklop sei nichts anderes als der Ätna, denn sobald der Vulkan ausbricht, schillert der Krater wie ein riesiges offenes Auge, und die Felsbrocken, die aus dem Vulkaninnern herausgeschleudert werden, könnten gut und gern zu Inseln und Klippen wie die Faraglioni werden.

Diese Faraglioni, die bei Aci Castello nur einige hundert Meter vor der Küste liegen, sind nichts anderes als die sieben Zyklopen-Inseln. Die Höhle des Polyphem zeigt man nur sechs Kilometer weiter nördlich bei Acireale; sie ist eine von zahlreichen Basaltgrotten, die unterhalb der Straße und der Eisenbahnlinie von Syrakus nach Messina liegen und vom immerwährenden Lärm der Brandungswellen erfüllt sind.

Mitten zwischen den Felsbrocken dieser Küste unterhielten sich am Abend des 29. August zwei verwegen aussehende Männer. In ihrem Gespräch ging es aber keineswegs um die historisch reizvolle Szenerie, sondern um zukünftige Unternehmungen, über die die sizilianische Gendarmerie sicher gern informiert gewesen wäre.

Einer der beiden, der Bandenhäuptling Zirone, hatte lange auf den zweiten Mann, den Spanier Carpena, warten müssen. »Du kommst reichlich spät, Carpena«, sagte er ungnädig. »Ich habe schon geglaubt, Malta wäre wie die Insel Julia im Meer versunken. Immerhin hättest du ein gutes Futter für die Thunfische und Bonitos' abgegeben.«

Zirone war auch heute noch so schwatzhaft wie vor fünfzehn Jahren als junger Nichtstuer auf dem Quai von Triest. Daß er seine angeborene Frechheit nicht abgelegt hatte, versteht sich von selbst. Mit seinem Hut, der keck auf seinem Ohr saß, dem malerischen braunen Umhang und Sandalenbändern, die bis zum Knie hinauf kreuzweise geschnürt waren, gab er das Urbild eines Banditen ab – und etwas anderes war er ja auch zeitlebens nicht gewesen.

»Es ließ sich nicht schneller machen; das Paketboot aus Malta ist doch erst heute früh in Catania eingelaufen«, sagte Carpena. »Hast du neue Leute mitgebracht?« fragte Zirone barsch. »Ja.«

»Wie viele?« . »Ein Dutzend.«

»Mehr nicht?«

»Nein, aber es sind tüchtige Leute.«

»Aus dem Manderaggio?«

»Teilweise. Aber fast alle sind Malteser.«

»Gute Rasse. Aber zwölf Mann werden nicht ausreichen. Unser Gewerbe wird immer härter – und teurer. Auf Sizilien gibt es neuerdings soviele Gendarmen wie Zaunammern im Gebüsch. Aber lassen wir das! Hauptsache, deine Ware ist gut.«

»Das will ich meinen, Zirone«, entgegnete Carpena. »Du kannst sie ja bald ausprobieren. Außerdem habe ich etwas Besonderes mitgebracht: einen

ausgedienten Jahrmarktsakrobaten. Hübscher, gelenkiger Bursche und so klein, daß man ihn als Mädchen verkleiden könnte. Der müßte dir doch gelegen kommen.«

»Was war seine Spezialität in Malta?«

»Uhren; notfalls auch Taschentücher.«

»Er heißt...?«

»Pescador.«

»Wir werden von seinen Talenten schon den richtigen Gebrauch machen. Wo hast du deinen Trupp untergebracht?«

»In der Santa-Grotta-Herberge über Nicolosi.«

»Und du mimst dort wieder den Herbergswirt?«

»Von morgen an...«

»Nein, von heute abend an. Wir müssen nur noch eine Information abwarten, die mir aus dem letzten Wagen vom Zug nach Messina zugeworfen wird.«

»Eine Information... von ihm?«

»Ja, von ihm! Solange seine Hochzeit einmal über das andere platzt, muß ich leider selbst für meinen Lebensunterhalt aufkommen. Macht aber nichts; für einen so treuen Kompagnon ist mir nichts zu viel.«

Aus der Richtung von Catania kam ein dumpfes Geräusch, das sich deutlich vom Brandungslärm abhob: die Eisenbahn nach Messina!

Zirone und Carpena hasteten den Bahndamm hinauf, der nirgendwo abgesperrt war. Im nächsten Augenblick hörten sie ein schrilles Pfeifensignal: Der Zug fuhr mit herabgesetzter Geschwindigkeit in einen kleinen Tunnel ein. Dann hörte man schon ganz deutlich das Schnaufen der Lokomotive, und zwei grelle Lichtkegel beleuchteten weithin den Schienenstrang, an den sich Zirone bis auf wenige Schritte Abstand herangeschlichen hatte. Sein Blick suchte den letzten Wagen des vorüberdonnernden Zuges. Da wurde auch schon ein Fenster herabgelassen, eine Frau beugte sich heraus, sah ihn und warf ihm eine Orange zu. Die Frucht blieb dicht vor seinen Füßen liegen. Sobald der Zug verschwunden war, überprüfte Zirone die Orange, die ihm Namir, Sarcany's Spionin, zugeworfen hatte. Er war zufrieden: Die Naht, mit der die zwei ausgehöhlten Fruchthälften zusammengehalten wurden, war unbeschädigt geblieben. Er zog sich mit Carpena rasch hinter einen Felsblock zurück, zündete eine kleine Laterne an und öffnete die Orangenschale. Sie enthielt ein Billett mit folgendem Text: »Er wird in fünf bis sechs Tagen bei euch in Nicolosi eintreffen. Hütet euch vor einem gewissen Doktor Antekirrt! < Sarcany's Argwohn gegen Doktor Antekirrt beruhte auf Namir's Beobachtungen in Ragusa. So wußte er zum Beispiel, daß der Doktor zwei- oder dreimal das Haus der Frau Bathory besucht hatte, und da er aus Gewohnheit mißtrauisch war, benutzte er auch für die Nachrichtenübermittlung lieber Namir als den öffentlichen Postdienst.

Zirone steckte das Billett in die Tasche, löschte die Laterne und fragte Carpena, ob er einen Doktor Antekirrt kenne.

»Nein«, sagte der Spanier, »aber fragen wir doch den kleinen Pescador. Das Bürschchen weiß einfach alles.«

»Das wird sich erst zeigen«, sagte Zirone, und dann fuhr er in ironischem Tonfall fort:

»Auf jetzt! Oder haben wir Angst, im Dunkeln nach Nicolosi zu marschieren?«

»Weniger als bei Tage, Zirone!«

»Das verstehe ich sogar. Tagsüber ist die Neugier der Gendarmen geradezu grenzenlos. Wir wollen versuchen, bis drei Uhr früh in der Santa Grotta zu sein.«

Sie kletterten über die Bahngleise und verschwanden auf einem der geheimnisvollen Pfade, die sich ins Hinterland verloren. Zirone kannte sich dort bestens aus.

Vor achtzehn Jahren hatte eine gefürchtete Bande in Palermo ihr Hauptquartier aufgeschlagen. Sie zählte mehrere tausend Mitglieder, die, ähnlich den Freimaurern, durch Gesetze und Eide einander verschworen waren. Diese Bande nannte sich »Maffia«, und sie betrieb Diebereien und Erpressungen aller Arten. Vor allem verlegte sie sich darauf, von Kaufleuten und Handwerkern sogenannte Schutzgebühren zu erheben. Als Gegenleistung ließ man die Zahlungswilligen relativ unbehelligt ihre Geschäfte betreiben.

Vor den Ereignissen von Triest hatten Zirone und Sarcany bereits führende Rollen in dieser Maffia gespielt. Doch eine verbesserte Verwaltung von Sizilien sorgte dafür, daß die Maffia zwar nicht ausgelöscht, aber in ihrer Handlungsfreiheit erheblich eingeschränkt werden konnte. Die Zahlungen von Schutzgebühren durch verängstigte Bürger gingen zurück; die innere Ordnung

der Maffia lockerte sich, und viele Mitglieder begannen, sich auf eigene Faust als Wegelagerer oder Räuber zu betätigen.

In diese Zeit fiel die Gründung des Vereinigten Königreiches von Italien. Sizilien mußte sich, wie alle anderen Provinzen, den neuen Gesetzen fügen, und dazu gehörte auch die Wehrpflicht. Prompt gab es Rebellen gegen das Gesetz – anders gesagt: Leute, die sich dem Militärdienst entziehen wollten. Viele von ihnen schlossen sich nun wieder zu Banden zusammen und begannen aufs neue, Land und Leute auszuplündern. Und Männer wie Zirone und Sarcany waren sofort wieder mit von der Partie, bis Aussicht auf einen größeren Fischzug bestand. Solche Aussicht bot sich schließlich für Sarcany mit der Heirat der Bankierstochter Sava Toronthal. Der Leser weiß aber inzwischen, daß der Weg zu diesem Ziel mit Hindernissen gespickt war.

Sizilien, das Trinakria der Antike, bildet dank seiner geographischen Verhältnisse selbst heute noch ein Paradies für Räuber und Banditen aller Spielarten. Die siebenhundertzwanzig Kilometer lange Küste umschließt ein Dreieck von sechszwanzigtausend Quadratkilometern, dessen Spitzen vom Kap Faro im Nordosten, Kap Marsala im Westen und Kap Pessaro im Südosten gebildet werden. Es gibt darin regelrechte Gebirge wie die Peloritischen und die Nebrodischen Berge; freistehende Vulkane wie den Ätna; zahllose Flüsse, darunter die Giarella, die Cantara und den Platani; Wasserfälle, Täler, Ebenen; Städte, die untereinander kaum durch Straßen verbunden sind; schwer zugängliche kleine Ortschaften; Dörfer auf Felskuppen; Klöster in Schluchten und auf Gebirgsausläufern; Schlupflöcher an allen Ecken und Enden für denjenigen, der sich in der Gegend auskennt, und nicht zuletzt zahlreiche Buchten, die im Notfall die Flucht über das Meer leichtmachen. Wenn man es nicht allzu genau nimmt, darf man also behaupten, Sizilien stelle eine Erde im kleinen dar. Sie enthält ja schon alles, was der große Globus zu bieten hat: Berge, Vulkane, Täler, Ebenen, Flüsse, Seen, Wildbäche, Städte, Dörfer, Weiler, Häfen, Buchten, Vorgebirge, Kaps, Klippen, Brandungszonen, Meer, und diese ganze Herrlichkeit wird von kaum zwei Millionen Menschen bewohnt. Könnte man sich also eine passendere Bühne für das große Banditentheater Süditaliens denken? Zugegeben, das Räuberunwesen in Kalabrien und Sizilien scheint abzunehmen, seit die Maffiosi und anderen Banditen von der Regierung in Acht und Bann getan wurden; es hat sich auch herumgesprochen, daß ehrliche Arbeit oft mehr Profit bringt als Räuberei und Diebstahl, und doch sollten Fremde Vorsicht walten lassen, wenn sie im Land des Cacus und des Hermes auf Reisen gehen, denn der eine war ein räuberischer Riese und der andere bekanntlich der Schutzherr der Kaufleute, aber auch der Diebe! Doch wir sagten es schon: Die Polizei hatte zunehmend Erfolge im Kampf gegen das Räuberunwesen zu verzeichnen. Mehrmals waren schon ganze Banden gefangengenommen oder doch dezimiert worden. Auch Zirones Bande war betroffen; sie zählte zuletzt nur noch dreißig Köpfe und brauchte dringend Nachschub, wenn möglich, maltesisches Blut. Zirone wußte, daß vor allem im Manderaggio Leute zu finden waren, die seinen hohen Ansprüchen genügten, und wenn Carpena auch nur ein Dutzend Männer gebracht hatte, so waren es doch auf jeden Fall erstklassige Ganoven.

Carpena, der von Natur aus feige war, verhielt sich gegenüber Zirone ausgesprochen unterwürfig. Er erfüllte zwar alle Aufträge zur Zufriedenheit seines Brotherrn, doch in die Feuerlinie ging er nur im äußersten Notfall. Er ließ lieber andere den Kopf hinhalten und begnügte sich mit dem Aushecken und der Planung von Überfällen und anderen Schandtaten. Außerdem übernahm er häufig die Rolle des Wirtes in der Santa-Grotta-Herberge, einer echten Räuberhöhle am Fuße des Vulkans. Sarcany und Zirone, die Drahtzieher der Bande, wußten selbstverständlich längst, welche Rolle Carpena in Rovigno gespielt hatte, aber ebenso selbstverständlich hatten sie Carpena nicht das Geringste über ihre Rolle in Triest erzählt. Der naive Spanier sah in ihnen lediglich zwei Räuberhauptleute, die seit Jahren ihrem Beruf im sizilianischen Bergland nachgingen. Von der Bahnlinie beim Felsen des Polyphem bis nach Nicolosi waren es acht italienische Meilen. Auf dem ganzen Weg gab es für Sarcany und Carpena keine unliebsame Begegnung; anders gesagt, sie begegneten keinem einzigen Gendarmen. Vorsichtshalber benutzten sie aber nur verschwiegene Pfade in den Rebenhängen und in den Oliven-, Orangen- und Zedernhainen. Manchmal pirschten sie sich, durch ein Eschen-, Korkeichen oder Feigenbaumwäldchen, oder sie liefen im Bett eines ausgetrockneten Wildbaches, das wie eine Chaussee aussah, deren oberste Steinschicht nicht zerkleinert

wurde. Endlich passierten sie die hochgelegenen Ortschaften San Giovanni und Tramestieri, und gegen halb elf Uhr erreichten sie Nicolosi. Dieses Städtchen ist von Bergen umstellt, die ihrerseits im Norden und Westen von den Vulkankegeln des Monpilieri, der Monte Rossi und der Serra Pizzuta flankiert werden. Nicolosi hat nicht weniger als sechs Kirchen, ein Kloster des hl. Nikolaus von Arena und zwei Gasthöfe. Doch um diese Gasthöfe machten die beiden Wanderer einen großen Bogen; ihr Ziel, die verrufene Santa Grotta, lag noch eine Wegstunde hinter Nicolosi in einer der dunkelsten Schluchten des Ätna-Massivs. Noch ehe es von den Kirchtürmen Mitternacht schlug, langten Zirone und Carpena in ihrem Räubernest an.

In der Santa Grotta wurde trotz der vorgerückten Stunde noch nicht geschlafen. Im Gegenteil: Man tafelte, man lärmte und führte lauthals lästerliche Reden. Es waren die frischangeworbenen Leute aus dem Manderaggio von La Valetta, die hier ihr Begrüßungsmahl einnahmen. Empfangen hatte sie einer der Bandenältesten, der den ganz und gar unverdienten Namen Benito trug. Alle übrigen Mitglieder der Zirone-Bande waren noch zwanzig Kilometer weiter westlich, auf der anderen Seite des Vulkans, beschäftigt, aber sie sollten sich später ebenfalls in der Herberge einfinden. Im Augenblick waren also die Malteser unter sich, wenn man einmal von dem kleinen Pescador, alias Kap Pescada absah, der sich tapfer mühte, in diesem Konzert aus Lärm, Flüchen und Aufschneidereien mitzutun. Dennoch hielt er Augen und Ohren offen, und er grub sich ins Gedächtnis, was ihm nützlich zu sein schien.

Benito versuchte immer wieder, den Lärm der Zecher zu dämpfen.

»Ruhe, ihr maltesischen Teufelsbraten!« schrie er einmal über das andere. »Man hört euch ja bis nach Cassone. Dort liegt eine ganze Kompanie Karabinieri! Der Provinzgouverneur hat sie extra euret wegen dort einquartiert. Ruhe!« Benito übertrieb: Cassone lag viel zu weit von der Santa Grotta entfernt, als daß man den Lärm bis dorthin gehört hätte. Aber Vorsicht war besser als Leichtsinn; das sahen sogar die Malteser ein. Sie dämpften ihre Stimmen und sprachen dafür um so mehr dem leichten Ätna-Wein zu, den ihnen Benito als Willkommensgruß großzügig ausschenkte. Die ganze Gesellschaft war schon mehr oder weniger betrunken, als Zirone auftauchte. »Laß sehen, was du uns mitgebracht hast, Carpena!« rief er schon im Eintreten. »Nun ja, keine schlechte Ware; und Benito hat seine Sache auch gut gemacht.«

»Die Ärmsten waren schon am Verdursten«, sagte der Alte. »Und du mußt sie natürlich vor dieser grausamen Todesart bewahren«, entgegnete Zirone lachend. »Mir soll es recht sein. Laß sie jetzt schlafen; morgen früh machen wir uns dann miteinander bekannt.«

»Warum erst morgen früh?« rief einer der Neulinge. »Der ganze Haufen ist jetzt viel zu betrunken, um meine Anordnungen zu begreifen«, sagte Zirone.

»Betrunken?« rief der Malteser. »Ein paar Fläschchen von eurem wäßrigen Ätna-Zeug werfen nicht Leute um, die an den Whisky und Gin der Manderaggio-Kneipen gewöhnt sind.« Zirone überhörte den Hohn und zeigte auf Kap Pescada. »Wen haben wir denn da?« sagte er ein wenig herablassend. »Das ist der kleine Pescador«, entgegnete Carpena. »Und wen haben wir da?« sagte Kap Pescada und zeigte auf den Sizilianer.

»Das ist Zirone«, erwiderte Carpena.

Zirone musterte interessiert den frechen Fragesteller. Carpena hatte ihm ja schon genug von dieser Neuerwerbung vorgeschwärmt. Offenbar sagte ihm das intelligente Gesicht zu, denn er machte eine Handbewegung, die so viel wie »Angenommen!« besagte.

»Du hast wohl nicht so viel getrunken wie diese Saufbrüder dort?« fragte er Pescador. »O doch.«

»Und trotzdem hast du noch alle fünf Sinne beisammen?«

»Die sind nicht so schnell zu ersäufen; schon gar nicht von so ein paar Tropfen.«

»Ich muß dir ein paar Fragen stellen«, sagte Zirone. »Wieviel bekomme ich fürs Antworten?«

»Fang es auf!« sagte Zirone und warf Pescador einen halben Piaster zu, der sofort in der Jackentasche des kleinen Burschen verschwand. Man war ja nicht umsonst Taschenspieler aus Profession!

»Hübscher Trick!« sagte denn auch Zirone anerkennend. »Das will ich meinen«, entgegnete Pescador. »Aber kommen wir doch zur Sache: Worum geht es?«

»Du kennst dich in Malta aus?«



»In Malta, Italien, Istrien, Dalmatien, an der ganzen Adria...«

»Du bist also schon viel herumgereist.«

»Ja, aber mein Billett habe ich immer selbst bezahlt.«

»Eine empfehlenswerte Art zu reisen. Wenn erst der Staat für dich die Kosten übernimmt...«

»... dürfte es kaum eine Erholungsreise werden.«

»Du sagst es!« Zirone genoß das Gespräch mit einem Partner, der ihm im Punkte der Schlagfertigkeit ebenbürtig war. »Das war doch noch nicht alles...?« fragte Pescador. »Nein, tatsächlich nicht. Ich wüßte gern, ob dir auf einer deiner vielen Reisen ein gewisser Doktor Antekirrt über den Weg gelaufen ist?«

Diese Frage kam selbst für den gewitzten Pescador so unerwartet, daß er Mühe hatte, seine Überraschung zu verbergen. Woher kannte Zirone wohl diesen Namen? Er war doch weder in Ragusa gewesen, als die ›Savarena‹ dort vor Anker lag, noch in Malta, als die ›Ferrato‹ repariert wurde? »Doktor Antekirrt?« sagte er vorsichtig. »Ach ja, das ist doch der geheimnisvolle Doktor, von dem alle Mittelmeerstädte schwärmen.«

»Bist du ihm schon begegnet?«

»Ich? Noch nie!«

»Vielleicht weißt du trotzdem, wer hinter diesem Namen steckt?«

»Ein armer Teufel, der nur einige hundert Millionen zum Verleben hat. In jeder Tasche seines Reiseanzuges steckt mindestens eine davon, und wenn man bedenkt, daß es sechs Taschen sind...«

»Was treibt der Mann?«

»Aus purer Liebhaberei betätigt er sich als fliegender Arzt. Seine Patienten besucht er mal mit der Segelyacht, mal mit der Motoryacht oder sonst einem schnellen Bootchen. Und für sämtliche zweiundzwanzigtausend Krankheiten, mit denen die Menschheit gesegnet ist, weiß er auch ein Heilmittel.« In Pescador war wohl das angeborene Marktschreiertalent durchgebrochen. Jedenfalls startete ihn Zirone verblüfft an, und Carpena schien sagen zu wollen: ›Nun, habe ich zu viel versprochen?‹

Pescador legte erst einmal eine kleine Pause ein. Währenddessen paffte er eine Zigarette und ließ den Rauch zugleich aus Mund, Nase, Augen und sogar aus den Ohren quellen. Doch Zirone war noch nicht zufriedengestellt.

»Der Doktor ist also reich?« fuhr er fort. »Der könnte ganz Sizilien kaufen und daraus einen Privatpark machen«, erwiderte Pescador. Nun hielt er den Augenblick für gekommen, das Gespräch nach seinem Willen zu lenken, und so fügte er hinzu: »Wenn ich auch den Doktor nicht gesehen habe, so heißt es noch lange nicht, daß mir nicht eines seiner Schiffe ins Auge gefallen wäre. Er hat ja bekanntlich eine ganze Menge davon.«

»Welches Schiff?«

»Die ›Ferrato‹; ein bezauberndes Bootchen. Das würde ich mir gern mal ausborgen, um mit zwei flotten Prinzessinnen in der Bucht von Neapel herumzukreuzen.«

»Wo hast du die ›Ferrato‹ gesehen?«

»In Malta; vorgestern. Genau gesagt: in La Valetta. Als wir uns mit dem Sergeanten Carpena einschifften, lag sie noch dort vor Anker, aber es hieß, sie werde binnen vierundzwanzig Stunden in See stechen.«

»Und wohin soll die Reise gehen?«

»Kaum zu glauben: ausgerechnet nach Sizilien; Catania.«

»Catania? So, so.«

Zirone wurde mißtrauisch. War es Zufall, daß ihn Sarcany im selben Augenblick vor einem gewissen Doktor Antekirrt warnte, als der bewußte Herr auch schon nach Catania zu reisen wünschte?

Kap Pescada spürte, daß dem Räuberhauptmann irgend etwas im Kopf herumging. Um aber genau zu wissen, was es war, mußte er bei dem Sizilianer noch ein wenig auf den Busch klopfen. Und das ließ sich am besten machen, wenn er weiter auf die Fragen Zirones einging. Der Bandenführer wollte vor allem wissen, was Doktor Antekirrt wohl in Catania zu tun beabsichtigte. »Heilige Agathe! Was soll ein Fremder schon in Catania tun!« rief Pescador. »Natürlich wird er die Stadt besichtigen und den Ätna besteigen! Wozu ist er denn ein reicher Weltenbummler!« Zirone bedachte Pescador mit einem mißtrauischen Blick. »Du weißt ein bißchen viel über den geheimnisvollen Herrn«, sagte er.

»Nur das, was ich wissen muß, wenn der richtige Augenblick gekommen ist.«

»Was soll das nun wieder heißen: der richtige Augenblick?«

»Nun ja, es sieht doch so aus, als wollte der Herr Doktor partout unseren Weg kreuzen. Warum sollte uns da seine Exzellenz nicht einen hübschen Batzen Wegezoll zahlen?«

»Du hast im Ernst daran gedacht...«

»Aber gewiß! Und wenn er mit ein, zwei Millionen davonkommt, sollte er uns für unsere niedrigen Zollgebühren noch dankbar sein.«

»Zimperlich bist du nicht gerade...«

»...und trotzdem muß er Zirone und seine Freunde noch für Dummköpfe halten; so wenig zu verlangen!«

»Danke für das Kompliment«, sagte Zirone lachend. »Aber jetzt geh schlafen.«

»Mit Vergnügen, Herr Hauptmann. Ich weiß sogar schon, wovon ich träumen werde.«

»Wovon denn?«

»Von den Millionen des Doktor Antekirrt... süße Träume ; . goldene Träume...«

Pescador blies dem Räuberhauptmann den letzten Rauchkringel ins Gesicht und zog sich auf den Heuboden zu seinen maltesischen Kumpanen zurück, doch er dachte noch gar nicht ans Schlafen. Vorher mußte er noch alles, was er gesagt und erfahren hatte, gründlich überdenken, ordnen und kombinieren. War es wirklich klug gewesen, Zirone mit der Nase auf Doktor Antekirrts Reise nach Sizilien zu stoßen? Hatte er nicht zu viel preisgegeben?

Kap Pescada konnte beruhigt sein: Zirone tappte noch im dunkeln, doch dem Leser sei schon verraten, was Doktor Antekirrt mit seinem Abstecher in Sizilien bezweckte. Er hoffte natürlich, Sarcany und vielleicht auch Silas Toronthal auf der Insel zu finden, da beide gemeinsam aus Ragusa aufgebrochen waren. Doch falls Sarcany nicht in Sizilien war, konnte man sich immer noch an seinen Freund Zirone halten. Der würde unter Zwang oder gegen eine Belohnung gewiß den Aufenthaltsort der beiden Verräter preisgeben.

Auch die Ausführung des Plans war schon bis ins Detail vorherbedacht. Doktor Antekirrt hatte Sizilien und vor allem die Gegend um den Ätna in jüngeren Jahren mehrfach bereist. Er kannte daher alle Aufstiegsrouten zum Vulkan, darunter natürlich auch die bekannteste, die an der Casa Inglese, einer Schutzhütte, vorbeiführt. Das Haus war von Engländern in fast dreitausend Metern Höhe über dem Meeresspiegel am Fuß des zentralen Vulkankegels errichtet worden.

Im Augenblick war die Region um diese Hütte das bevorzugte Operationsgebiet für Zirones Bande. Den Wegelagerern würde bestimmt nicht verborgen bleiben, daß der reiche Doktor Antekirrt in Catania eingetroffen sei und eine Ätna-Besteigung plane. Um die Verbreitung dieser Nachricht hatte sich Pescador, wie wir wissen, bereits verdient gemacht.

Selbst die Falle, in die Zirone gehen sollte, war schon vorbereitet. Am Abend vor der angekündigten Vulkanbesteigung sollte sich ein Dutzend bewaffneter Männer von der »Ferrato« heimlich zur Casa Inglese begeben. Am nächsten Morgen wollten Doktor Antekirrt und Peter Bathory mit einem Bergführer über den öffentlichen Weg zur Schutzhütte aufsteigen und gegen acht Uhr abends dort eintreffen. Daran war nichts Ungewöhnliches. Touristen, die frühmorgens den Sonnenaufgang über Kalabrien bewundern wollten, pflegten stets in der Hütte zu übernachten. Der letzte Punkt des Plans betraf wieder Kap Pescada: Er mußte in Zirone den Wunsch erwecken, Doktor Antekirrt und Peter Bathory in der Casa Inglese zu überfallen. Die zwölf Männer von der »Ferrato« würden dem Räuber schon einen heißen Empfang bereiten!

Kap Pescadas List gelang: Zirone bekam Lust auf die fette Beute, die ihm der kleine Artist in so glühenden Farben gemalt hatte. Und da Sarcany den feinen Herrn als »gefährlich« bezeichnet hatte, war es in jedem Fall gut, ihn unschädlich zu machen, selbst, wenn dabei kein Lösegeld herausprang. Doch war es leider unmöglich, die gesamte Bande in so kurzer Frist zusammenzuziehen; er würde sich mit dem frischen Trupp aus Malta behelfen müssen – ein kleines Risiko, wenn es doch nur darum ging, zwei oder drei Leute zu überwältigen. Zirone war auf seine Art genauso vorausschauend wie Doktor Antekirrt; auch er überließ nichts dem Zufall. Und so marschierte er zunächst einmal nach Catania hinunter, um den Doktor Antekirrt ein wenig zu observieren.

Die »Ferrato« lag schon seit einigen Stunden vor Anker – nicht im Haupthafen, der von Schiffen wimmelte, sondern in einem kleinen Nebenbecken zwischen dem Hafendamm und einer riesigen schwarzen Lavabarriere, die beim Vulkanausbruch von 1669 am Meeresufer liegengeblieben war. Schon im Morgengrauen waren Kap Matifu und elf Besatzungsmitglieder der Motoryacht

unter Luigis Führung an Land gegangen. Sie hatten sich aber bald getrennt und einzeln den Aufstieg zur Casa Inglese begonnen.

Davon ahnte Zirone nichts, als er jetzt die »Ferrato« beobachtete, die nur eine Kabellänge von der Kaimauer entfernt vor Anker lag.

Gegen sechs Uhr abends setzte ein Beiboot der Yacht zwei Passagiere an der Hafentreppe ab: Es waren Doktor Antekirrt und Peter Bathory, die sofort über die Via Stesicoro und die Strada Etnea zur Villa Bellini gingen. Dieser herrliche Stadtpark mit den schönen Blumenbeeten, den elegant geschwungenen Terrassen, die im Schatten hoher Bäume liegen, den frischen, sprudelnden Bächen und dem imposanten Vulkan als Hintergrund dürfte in Europa nur wenige Rivalen haben. An jenem Abend fand im Park ein Konzert statt. Zirone fiel es daher leicht, sich in der großen Zuhörerschar an Doktor Antekirrt und seinen Begleiter heran zu schleichen, doch die beiden Herren hatten ebenfalls die Augen offen gehalten: Dieser auffällig kostümierte Bursche mit den verwegenen Gesichtszügen konnte durchaus der bewußte Zirone sein! Und wenn er es war, sollte er schon den Fuß in die Falle setzen, die am nächsten Tag zuschnappen würde.

»Abgemacht!« sagte Doktor Antekirrt beim Verlassendes Parks zu Peter Bathory. »Wir brechen schon morgen auf und übernachten in der Casa Inglese.« Er hatte so laut wie möglich gesprochen, und der Bandit hatte offenbar angebissen; jedenfalls war er im nächsten Augenblick schon wie vom Erdboden verschluckt.

## VII

### Die Casa Inglese

Doktor Antekirrt und Peter Bathory hatten noch einmal auf der ›Ferrato‹ übernachtet. Am nächsten Mittag gegen ein Uhr ließen sie wieder das Beiboot fertigmachen. Doch vor dem Aufbruch rief Doktor Antekirrt den Kapitän Kostrik zu sich. Er trug ihm auf, die ›Electric 2‹ gleich nach ihrem Eintreffen in Catania zu den Faraglioni zu beordern. Sie sollte vor den Inseln im offenen Meer kreuzen und später den gefangenen Sarcany oder wenigstens Zirone und Carpena nach Antekirrt bringen. Doktor Antekirrt und Peter Bathory waren diesmal mit Bergsteigerkleidung ausgerüstet, als sie an Land gingen. Während am Hafen 30° C gemessen wurden, konnte man am Kraterand höchstens mit 7° oder 8° C rechnen. Ein Bergführer, den man beim Italienischen Alpenclub in der Lincoln-Straße No 17 gemietet hatte, wartete schon mit den Saumpferden. Die Tiere sollten später, in Nicolosi, gegen trittsichere und ausdauernde Maultiere ausgetauscht werden.

Catania hat zwar an der Küste eine beträchtliche Ausdehnung in die Breite, doch es reicht nicht weit ins Hinterland. So wurde das Stadtgebiet von den Reisenden rasch durchquert. Doktor Antekirrt und Peter Bathory hielten die Augen offen, aber bisher hatten sie von Verfolgern noch keine Spur entdecken können.

Es dauerte nicht lange, bis die untere Vulkanregion erreicht war. Der Bergkegel, im Volksmund ›Mongibello‹ genannt, mißt an der Basis nicht weniger als vierzig Kilometer im Durchmesser. Der Weg zur Casa Inglese ist, wie die meisten aufwärts führenden Pfade, steil und kurvenreich. Bald schlägt er Bogen um erstarrte Lavamassen und Basaltblöcke, bald schlängelt er sich an trockenen Flußbetten entlang, durch die im Frühjahr reißende Wildbäche zu Tal stürzen. Doch bei aller Wildheit der Natur gibt es dort unten noch zahlreiche Orangen-, Oliven- und Johannisbrotbäume und auch Eschenhaine und Wein, dessen lange Ranken sich an die benachbarten Bäume klammern. Nach zwei Stunden waren zwar die Reiter noch frisch, doch die Pferde brauchten eine Ruhepause. Doktor Antekirrt und Peter Bathory nutzten die Unterbrechung, um einen Blick auf Catania zu werfen, das sich zu ihren Füßen ausbreitete. Die Stadt hatte fünfundachtzigtausend Einwohner und betrachtete sich zu Recht als Konkurrentin des herrlichen Palermo. Aus der Vogelperspektive war deutlich zu erkennen, daß alle Hauptstraßen parallel zu den Kais angelegt sind. Ein breiter Grüngürtel mit prächtigen Bäumen umschließt die Stadt mit ihren zahlreichen Glockentürmen und Kirchenkuppeln, Klöstern und Prachtbauten des siebzehnten Jahrhunderts. Im Hafen nutzt man einige Wälle aus erstarrter Lava als natürliche Schutzdämme. Sie sind eine Erinnerung an den furchtbaren Vulkanausbruch von 1669, der vierzehn Städte und Ortschaften zerstörte, achtzehntausend Todesopfer forderte und mehr als eine Milliarde Kubikmeter Lava über das Land schüttete.

Während des neunzehnten Jahrhunderts hat sich der Vulkan verhältnismäßig friedfertig gezeigt. Vielleicht braucht er diese Ruhepause nach wenigstens dreißig großen Ausbrüchen seit dem Jahre Null unserer Zeitrechnung. Daß Sizilien trotzdem noch nicht zugrunde gegangen ist, läßt auf eine äußerst solide Basis der Insel schließen.

Die ›Feueresse‹, denn nichts anderes bedeutet das phönizische Wort ›Etna‹, hat keineswegs nur einen einzigen Krater. Der Berg öffnet sich bald hier, bald dort, um die aufgestauten Feuer- und Lavaströme über seine Flanken zu ergießen. Daraus erklärt sich die Existenz der vielen kleinen Nebenvulkane, so zum Beispiel auch des Doppelgebirges der Monte Rossi, die sich innerhalb von drei Monaten einhundertsebenunddreißig Meter hoch über der Aschenschicht des Jahres 1669 auftürmten. Man könnte vielleicht die Vulkankegel des Frumento, des Simoni, des Stornello und des Crisenco mit den kleineren Glockentürmen über den Eckpfeilern einer Kathedrale vergleichen, die die Zentralkuppel umrahmen. Zu den eben genannten Nebenvulkanen kommen noch viele weitere Zeugen der Ausbrüche von 1809, 1811, 1819, 1838, 1852, 1865 und 1879; ihre Trichter bilden auf den Flanken des Hauptkegels ein regelrechtes Bienenwabenmuster.

Sobald die Pferde ausgeruht waren, setzte die Reisegesellschaft den Aufstieg fort. Über Belvedere ging es nach Tramestidri und schließlich nach Nicolosi, das

gegen vier Uhr nachmittags auftauchte. Das Städtchen liegt in zweitausendeinhundertzwanzig Fuß Höhe und bildet ungefähr die obere Grenze der fruchtbaren ersten Ätna-Zone. Bisher hatte man fünfzehn Kilometer zurückgelegt, ohne ein einziges Mal auf Wölfe oder Wildschweinherden zu stoßen.

Da die Casa Inglese noch zwanzig Kilometer entfernt war, wollte man eine Pause von nur einer Dreiviertelstunde einlegen. Das war aber genug Zeit, um eine deftige ländliche Mahlzeit einzunehmen. Es gab Ziegenfleisch, Orangen, Granatäpfel und San-Placido-Wein aus der Gegend von Catania – eine Zusammenstellung, die dem Wirt zur Ehre gereichte, zumal wenn man weiß, daß sich die sizilianische Küche keines besonders guten Rufes erfreut.

In Nicolosi wurden, wie verabredet, die Pferde gegen Maultiere ausgetauscht, und noch vor fünf Uhr begann der Aufstieg durch die zweite Vulkan-Zone. Sie heißt zwar »Waldzone«, doch der Name trügt. Hier wie überall haben rücksichtslose Holzfäller dafür gesorgt, daß die prächtigen Forsten nur noch eine Legende aus alter Zeit sind. Wenigstens am Rand der Lavaströme gibt es noch Baumgruppen oder sogar Wäldchen aus Buchen, Eichen und fast schwarzblättrigen Feigenbäumen, und in höheren Lagen sieht man gelegentlich Tannen, Fichten und Birken. Überall, wo sich Asche mit ein wenig Erdkrume mischen konnte, gibt es große Farnhorste, Eschenwurz, wilde Malven und hübsche Moosteppeiche.

Gegen acht Uhr abends erreichten die Wanderer in dreitausend Metern Höhe die Region des ewigen Schnees. Er lagerte dort oben in solchen Mengen, daß man ganz Sizilien, wenn nicht sogar Italien damit hätte bedecken können. Hier begann auch die berühmte Valle del Bove, ein riesiger schwarzer, wüster Kessel, den Lava, Asche und Schlacke füllen und umlagern. Es ist ein Einbruchstal, das nach einer Explosion zu dieser ungeheuer großen Schlucht wurde. An seinen Wänden, die eintausend bis dreitausend Fuß hoch sind, konnten Doktor Antekirrt und Peter Bathory deutlich den Aufbau des Berges aus wechselnden, bislang unverwitterten Schichten aus Trachyt und Basalt erkennen. Vor ihnen erhob sich nun der Hauptkegel des Ätna, auf dessen Flanken schwachgrüne Flecken immer noch auf spärlichen Pflanzenwuchs hindeuteten. Dieses zentrale Höckersystem bildet, ähnlich dem thessalischen Pelion über dem Ossa-Massiv, ein in sich geschlossenes Gebirge, das am Kraterrand bis zu dreitausenddreihundertsechzehn Metern über dem Meeresspiegel ansteigt.

Bald spürten die Reisenden, daß der Boden unter den Maultierhufen bebte. Es waren Schwingungen, die das Feuer im Berginnern hervorrief und die sich selbst noch durch die dicke Schneedecke fortpflanzten. Schwefeldämpfe, die in Schwaden aus der Krateröffnung quollen, wurden vom Wind bis auf die Basis des Bergkegels herabgedrückt, und Schlackenstückchen, die weißglühendem Koks glichen, regneten auf die Schneedecke nieder und verglühten unter scharfem Zischen.

Es war empfindlich kalt, und das Atmen in der dünnen Luft fiel den Männern immer schwerer. Sie hatten schon längst die schweren Reisemäntel angezogen, die sowohl gegen den scharfen Wind wie gegen den Aschenstaub schützten, der bei jedem Schritt vom Boden aufgewirbelt wurde.

Jetzt erkannten die Wanderer auch unterhalb des gasgefüllten Hauptkraters die zahllosen Nebenkrater und kleinen Ausbruchsstellen in der Flanke des Berges. Am Grunde all dieser Schwefelgruben und finsternen Schluchten glühten unterirdische Feuer, und die Luft war von einem orkanartig an- und abschwellenden Dröhnen erfüllt. Man meinte, auf einem riesigen Dampfkessel mit geöffneten Ventilen zu stehen. Doch im Augenblick wurde mit keinem Ausbruch gerechnet; es war, als verpuffte die angestaute Wut des Berges im Getöse des Hauptkraters und im Rülpsen der kleineren Feuerschlünde. Inzwischen war es schon neun Uhr abends. Am Himmel funkelten Tausende von Sternen, deren Leuchtkraft in der klaren Höhenluft um ein Vielfaches gesteigert zu sein schien, und am westlichen Horizont tauchte die Mondsichel aus dem Äolischen Meer auf. Ohne das Lärmen des Vulkans wäre es eine zauberhaft stille Sommernacht gewesen.

»Wir müßten bald am Ziel sein«, sagte Doktor Antekirrt. »Dort drüben liegt schon die Casa Inglese«, entgegnete der Bergführer. »Es sind kaum noch fünfzig Meter bis zur Hütte.« Nun erkannten auch Doktor Antekirrt und Peter Bathory ein kleines gemauertes Haus, das auf der wettergeschützten Seite zwei Fenster und eine Tür hatte. Es lag vierhundertachtundzwanzig Meter unter dem Kraterrand und war von englischen Offizieren im Jahre 1811 auf einem

Lavaplateau, dem Piano del Lago, errichtet worden. In Kürze wollten der italienische Staat und die Stadt Catania dicht neben der Hütte ein Observatorium einrichten.

Lange Zeit hindurch hatte ein Privatmann, ein Bruder des Geologen Gemellaro, die Hütte unterhalten. Dann übernahm sie der Italienische Alpenclub und setzte sie wieder instand. Nicht weit von der Hütte sah man trotz der vorgerückten Stunde ganz deutlich die Ruinen eines römischen Bauwerks. Man nennt sie »Philosophenturm«, und der Sage nach hat sich Empedokles von dort aus in den Ätna-Krater gestürzt. Tatsächlich gehört schon ein wahrhaft philosophisches Gemüt dazu, acht Tage lang allein in der Einsamkeit dieser Region auszuharren, und so wird die Tat des berühmten Philosophen aus Agrigent zumindest verständlicher.

Doktor Antekirrt, Peter Bathory und der Bergführer hatten inzwischen die Casa Inglese oder Casa Etnea, wie sie auch manchmal genannt wird, erreicht. Auf ihr Klopfen hin wurden sie sofort eingelassen.

In der Hütte gab es nur drei Räume, die mit Tischen, Stühlen und ein wenig Küchengerät ausgestattet waren, doch den Alpinisten genügte diese Einrichtung; sie wollten sich ja meist nur von dem Aufstieg aus der fast dreitausend Meter tieferliegenden Ebene erholen.

Luigi hatte den Männern untersagt, vor Doktor Antekirrts Eintreffen Feuer zu machen. Niemand sollte merken, daß die Hütte besetzt war. Doch nun war diese Vorsicht überflüssig: Zirone hatte man ja absichtlich wissen lassen, daß Doktor Antekirrt an diesem Abend in der Hütte sein werde. Und so holte man aus dem Holzschuppen ein paar Scheite, zündete sie in der Feuerstelle an und genoß die wohlthuende Wärme. Doktor Antekirrt fragte Luigi, ob er irgend etwas Verdächtiges beim Aufstieg beobachtet hätte.

»Von Nicolosi an hatte ich das Gefühl, daß mir jemand folgte«, sagte Luigi. »Das gefällt mir nicht, Luigi«, entgegnete Doktor Antekirrt.

»Wenn Zirone erfährt, daß wir hier mit so vielen Leuten liegen, verliert er womöglich die Lust, uns zu überfallen, und wir können ihn nicht fangen. Hat euch der Mann bis zur Hütte verfolgt?«

»Das glaube ich kaum. Ich habe vorsichtshalber auch den Philosophenturm inspiziert, aber niemanden entdecken können.«

»Gut, Luigi. Aber wir wollen vorsichtshalber einen Wachtposten vor der Tür aufstellen. In dieser hellen Nacht hat er gute Sicht. Wir dürfen uns keinesfalls von Zirone und seinen Leuten überraschen lassen.«

Ein Posten wurde sofort vor das Haus geschickt, während sich die übrigen Männer auf Strohschütten zur Nachtruhe niederlegten. Doktor Antekirrt setzte sich noch ein wenig an das Herdfeuer, und Kap Matifu trat zögernd näher. »Du möchtest natürlich wissen, was aus Kap Pescada geworden ist, nicht wahr?« sagte der Doktor. »Er wird in Kürze bei uns sein. Nur im Augenblick treibt er ein Spiel, für das er leicht hängen könnte...«

»... aber an unserem Hals«, sagte Peter Bathory rasch, als er Kap Matifus entsetzten Blick sah.

Eine weitere Stunde verging ohne Zwischenfälle. Doktor Antekirrt und Peter Bathory wurden unruhig: Ob Zirone wirklich von der Besetzung der Hütte Wind bekommen hatte? Dann ließ er auch die Finger von dem Überfall, und Doktor Antekirrts Plan war zunichte gemacht.

Doch kurz vor zehn Uhr wurde unterhalb der Casa Inglese ein Gewehrschuß abgefeuert. Alle Männer stürzten sofort ins Freie – horchten – nichts.

»Es war aber ein Gewehrschuß«, sagte Peter Bathory. »Vielleicht jagt dort unten jemand Adler oder Wildschweine«, entgegnete Luigi.

»Laßt uns wieder in die Hütte gehen. Wir dürfen nicht gesehen werden«, mahnte Doktor Antekirrt.

Kaum zehn Minuten später kam der Wachtposten ins Haus gestürzt. »Achtung!« rief er, »von unten her kommt jemand!«

»Ein Mann nur?« fragte Luigi sofort. »Ein Mann.«

Doktor Antekirrt, Peter Bathory und Luigi schauten im Schutz der halb geöffneten Tür hinunter. Sie sahen den Mann sofort.

Flink wie eine Gemse kletterte er in einem alten Lavabett bergan, das an der Casa Inglese endete. Noch zwei, drei Sprünge, und er landete in den ausgebreiteten Armen Kap Matifus: Es war Kap Pescada!

»Schnell! Verstecken Sie sich, Herr Doktor!« rief er atemlos, und die Männer zogen sich hastig in das Innere der Hütte zurück.

»Wo bleibt Zirone?« fragte Doktor Antekirrt sofort. »Bist du ihm

vorausgelaufen?»

»Ja, aber nur, um Sie zu warnen. Er wird in zwanzig Minuten hier sein.«

»Um so besser.«

»Um so schlimmer! Ich begreife nicht, wie er es erfahren hat, aber er weiß, daß Sie mit zwölf Mann hier liegen.«

»Ich sagte es ja: Man hat uns verfolgt!« rief Luigi. »Er soll nur kommen!« schrie Peter Bathory aufgeregt. »Und ob er kommt!« erwiderte Kap Pescada. »Nur bringt er außer den Maltesern auch noch den Rest der Bande mit. Die Burschen sind heute früh noch in der Santa Grotta angekommen.«

»Wie viele sind es also?« fragte Doktor Antekirrt. »Etwa fünfzig Männer«, erwiderte Kap Pescada. Die Situation war heikel. Auf Doktor Antekirrts Seite standen nur sechzehn Mann, und man mußte sehr schnell eine Entscheidung treffen. Doch vorher sollte Kap Pescada so schnell wie möglich berichten, was er über Zirones Absichten herausgefunden hatte.

Der Räuberhauptmann hatte wirklich am Abend zuvor Doktor Antekirrt und Peter Bathory im Park der Villa Bellini belauscht, und sobald er in die Santa Grotta zurückgekehrt war, erfuhr er, daß zwölf Männer des Doktors einzeln zur Casa Inglese aufgestiegen waren; ein Bergbauer hatte die Fremden beobachtet. Der intelligente Zirone begriff, daß nicht er selbst dem Doktor eine Falle stellte, sondern daß Doktor Antekirrt für ihn und seine Malteser eine Falle vorbereitet hatte. Dennoch gelang es Kap Pescada, den Räuberhauptmann zum Angriff auf die Casa Inglese zu überreden. Er versicherte immer wieder, daß die Malteser mit den Matrosen in der Hütte leichtes Spiel hätten. Zirone traf vorläufig noch keine Entscheidung; er mißtraute sogar dem kleinen Artisten und ließ ihn überwachen, was nun wiederum Kap Pescada nicht verborgen blieb. Die Situation änderte sich erst, als unerwartet der Rest der Bande in der Santa Grotta auftauchte. Jetzt standen Zirone fünfzig Leute zur Verfügung, und er zögerte keinen Augenblick mehr, den Überfall auf die Casa Inglese in Gang zu setzen.

Kap Pescada war von nun an in heller Angst. Er mußte befürchten, daß Doktor Antekirrt und seine Männer verloren waren, es sei denn, er konnte sie noch rechtzeitig warnen. Da er aber die Lage der Casa Inglese nicht kannte, mußte er bei Zirones Leuten bleiben, bis die Schutzhütte in Sichtweite war. Gegen neun Uhr hatte er in der Ferne die Lichter hinter den Fenstern der Casa Inglese erkannt. Er löste sich von Zirones Trupp und stürzte davon. Zirone selbst schickte ihm noch einen Gewehrschuß nach – den Schuß, der Doktor Antekirrts Leute vor die Hütte gelockt hatte – doch er traf nicht. Dank seiner artistischen Wendigkeit hatte sich Kap Pescada bald aus der Reichweite der Banditengewehre gebracht und war unverletzt in der Casa Inglese angekommen. Sein Vorsprung vor Zirone betrug höchstens zwanzig Minuten.

Doktor Antekirrt dankte Kap Pescada mit einem kräftigen Händedruck und begann sofort, mit seinen Leuten einen Verteidigungsplan zu entwerfen. Es wäre Selbstmord gewesen, die Hütte zu verlassen und sich irgendwo am Berg zu verschanzen. Zirones Männer kannten dort jeden Zentimeter Bodens, während die Matrosen bei jedem Schritt Gefahr laufen würden, in einen Feuerschlund zu stürzen. Es gab nur eine Möglichkeit: Man mußte sich in der Hütte verschanzen. Ein Ausfall konnte allenfalls im Morgengrauen gewagt werden, wenn die Sicht schon besser war.

Jetzt galt es vor allen Dingen, die Fenster zu schließen und die Läden von innen zu verriegeln. Für Schießscharten war trotzdem gesorgt, denn überall, wo die Dachbalken auf dem Mauerwerk der Hütte auflagen, gab es schmale Luftschlitze, durch die man einen Gewehrlauf führen konnte. Für jeden Matrosen stand ein Schnellfeuergewehr mit zwanzig Patronen zur Verfügung. Doktor Antekirrt, Peter Bathory und Luigi waren dagegen mit Revolvern ausgerüstet. Nur die beiden Artisten hatten keine Waffen; Kap Matifu mußte sich auf die Kraft seiner Arme und Kap Pescada auf die Geschicklichkeit seiner Hände verlassen – und damit waren sie vielleicht gar nicht so schlecht bedient.

Vierzig Minuten vergingen, ohne daß sich draußen etwas rührte. Ob Zirone doch noch den Überfall abgeblasen hatte? Er wußte ja, daß Doktor Antekirrt durch Kap Pescada gewarnt war. Andererseits war er aber eindeutig im Vorteil: Er verfügte über fünfzig Leute und kannte obendrein die Gegend. Doch gegen elf Uhr stürmte der Posten ins Haus und meldete, daß ein Trupp Banditen offenbar die Hütte von drei Seiten her umzingeln wollte. Die vierte Hausseite stand vor der Bergwand, die Doktor Antekirrt und seinen Leuten ohnehin keinen Fluchtweg bot.

Die Verteidiger der Hütte verschlossen und verriegelten rasch die Tür, und die Matrosen bezogen ihre Posten hinter den provisorischen Schießscharten unter dem Dach. Sie hatten Anweisung, nur gezielte Schüsse abzugeben, denn die Munition war knapp.

Währenddessen waren Zirone und seine Bande vorsichtig näher an die Casa Inglese herangerückt. Sie verbargen sich so lange wie möglich hinter den mächtigen Trachyt- und Basaltblöcken, die wohl als Schutz gegen die Schneewehen in einigen Metern Entfernung vor der Hütte aufgetürmt waren. Im übrigen hielt der Sizilianer die Erstürmung der Hütte für ein verhältnismäßig einfaches Unternehmen, wenn erst einmal Tür und Fenster aufgebrochen waren, doch dazu mußten seine Männer noch das kleine Plateau zwischen Steinwall und Haus überqueren. Der erste Mann, der sich hinauswagte, wurde sofort von den Verteidigern der Hütte erschossen. Dann aber stürmte der ganze Trupp auf einmal los. Zwar fielen nochmals zwei Männer, doch die Kugeln der Banditen durchschlugen die Haustür und verletzten die dahinter postierten Matrosen. Dann begann ein regelrechtes Gefecht. Mit Piken und Äxten brachen die Angreifer die Tür und eines der beiden Fenster auf, doch die Verteidiger konnten sie noch einmal am Eindringen in das Haus hindern. Schon war Luigi eine Kugel durch die Mütze gefahren, und Peter Bathory wäre ohne Kap Matifus Hilfe von einer Pike durchbohrt worden. Doch der Riese war ja zur Stelle. Er entriß dem Banditen die Waffe und tötete damit den Angreifer.

Der provenzalische Riese gebärdete sich wie ein Berserker. Wohl zwanzigmal wurde auf ihn angelegt, doch jedesmal kam er heil davon. Er wußte, daß Kap Pescadas Todesurteil besiegelt war, sobald Zirone siegte, und dieser Gedanke verlieh ihm fast unnatürliche Kräfte.

Vorübergehend mußten sich Zirones Leute wieder hinter den Steinwall zurückziehen. Doktor Antekirrt nutzte die Atempause, um mit seinen Leuten die Lage zu beraten. »Wieviel Munition haben wir noch?« fragte er. »Zehn bis zwölf Patronen pro Mann«, antwortete Luigi. »Und wie spät ist es?«

»Noch nicht einmal Mitternacht.«

Vier Stunden also noch, bis man vielleicht im ersten Tageslicht den Rückzug wagen konnte! Und die Munition drohte jetzt schon auszugehen! Dabei brauchte man noch Patronen und Kugeln für die Flucht, von der Abwehr eines neuen Sturmangriffs auf die Hütte ganz zu schweigen.

Und dieser zweite Angriff kam sogar rascher als erwartet. Zirone hatte nur seine Verwundeten in den Schutz einer Lavabarriere bringen lassen, ehe er das Zeichen zum nächsten Sturmangriff gab. Die Wut seiner Leute war diesmal noch durch den Anblick ihrer fünf oder sechs toten oder schwerverletzten Kameraden gesteigert. Wieder rückten sie über das Plateau gegen die Hütte vor, und wieder wurde zunächst kein einziger Schuß auf sie abgegeben. Dem Herrn Doktor geht also die Munition aus! dachte Zirone, und damit traf er ins Schwarze. Es war ihm ein leichtes, seine Männer mit der Aussicht anzufeuern, bald einen vielfachen Millionär in ihrer Gewalt zu haben. Die Hoffnung auf sehr viel Geld machte die Banditen zu wilden Tieren. Wieder drückten sie Tür und Fenster ein, und sie hätten wohl das Haus im Handstreich genommen, wären nicht fünf oder sechs ihrer Leute von den Kugeln der Verteidiger tödlich getroffen worden. Doch auch Doktor Antekirrts Trupp hatte zwei ernsthaft Verletzte zu beklagen. Immerhin mußten Zirones Leute zum zweitenmal den Rückzug aus dem Haus antreten. Dennoch war die Lage der Verteidiger wenig aussichtsreich. Sie besaßen nun nur noch vier bis fünf Schuß Munition pro Mann, viel zu wenig, um überhaupt noch einen Fluchtversuch zu machen. Sie waren jetzt vollkommen auf fremde Hilfe angewiesen, wußten aber nicht, wie sie von außen Unterstützung herbeiholen könnten.

Zirone schätzte die Lage der Verteidiger richtig ein. Ihm waren immerhin noch vierzig unverletzte Männer und reichlich Munition verblieben, so daß er den dritten Sturmangriff wagen konnte. Wieder wollten seine Männer zunächst bis zum Steinwall am Plateaurand vorrücken, doch diesmal kamen sie nicht so weit: Eine Steinlawine donnerte den Hang hinunter und erschlug drei der Banditen. Kap Matifu war auf diese Art der Munition verfallen, nur würden die Steinblöcke nicht allzu lange ausreichen.

In dieser Stunde der höchsten Not hatte Kap Pescada die rettende Idee. Da sie aber mit großer Gefahr für sein Leben verbunden war, hielt er sie vor Doktor Antekirrt geheim und besprach sie nur mit Kap Matifu.

Aus Benitos Reden in der Santa Grotta hatte er entnommen, daß in Cassone eine Abteilung Karabinieri lag, und bis dorthin war es nur eine Wegstunde. Er



wollte versuchen, sich zu den Gendarmen durchzuschlagen und um Hilfe zu bitten. »Ich muß durchkommen, und ich werde durchkommen«, sagte er verbissen. »Wozu ist man denn Artist?« Und er unterbreitete seinen Plan Kap Matifu.

»Aber...«, stammelte der Herkules, »du riskierst doch Kopf und...«

»... Kragen, aber ich tu's trotzdem«, schloß Kap Pescada, und da ihm Kap Matifu noch nie ernstlich widersprochen hatte, konnten sie gleich ans Werk gehen.

Sie schlichen sich zu einer kleinen Senke neben dem Haus, in der besonders viel Schnee lag. Währenddessen ging der Kampf zwischen Doktor Antekirrts Leuten und Zirones Banditen unentwegt weiter. Die Matrosen waren inzwischen Kap Matifus Beispiel gefolgt und benutzten die großen Felsblöcke als Munition.

Plötzlich sahen sie, wie Kap Matifu eine riesige Schneekugel zwischen den steinernen Geschossen den Hang hinunterrollen ließ. Erst fünfzig Meter unter Zirones Trupp blieb sie in einer Bodensenke stecken; sie zerbrach, und heraus stieg – Kap Pescada! Er verlor keine Sekunde; mit ein paar weiten Sprüngen war er sofort in die Richtung von Cassone verschwunden. Er hatte gewußt, wie waghalsig sein neuestes Artistenstückchen war, doch er hatte Glück gehabt und konnte vor Mitternacht in Cassone sein.

Doktor Antekirrt vermißte Pescada.<sup>1</sup> Er fürchtete, der kleine Bursche liege irgendwo verletzt im Freien, und er rief seinen Namen, doch Kap Matifu antwortete mit stoischer Ruhe: »... ist fort.«

»Fort?«

»Ja; er holt Hilfe.«

»Und wie ist er entwischt?«

»Als Schneeball.« Kap Matifus Antwort war allzu unverständlich, und er mußte sich zu ein paar Erklärungen bequemen. »Unser Kap Pescada ist die personifizierte Tapferkeit!« rief Doktor Antekirrt voller Anerkennung. »Mut, Freunde! Wir bekommen Hilfe! Noch haben die Banditen nicht gesiegt!« Wieder prasselte auf die Angreifer ein Steinschauer nieder, doch knapp zwei Stunden später war auch diese Munitionsquelle erschöpft. Doktor Antekirrt und seine Männer mußten den Ausbruch aus der Casa Inglese wagen und noch dazu etliche Verwundete mitschleppen. Zu allem Übel stand ihnen nur ein einziger Fluchtweg offen, und der führte durch Lava- und Aschenhalden über den Gipfel des Vulkans.

Von den dreihundert Metern bis zum Kraterrand hatten sie trotz der Behinderung durch beißende Schwefeldämpfe bis zum Tagesanbruch schon zweihundertfünfzig Meter zurückgelegt. Doch die Morgensonne, die über der Straße von Messina aufging, konnte an der verzweifelten Situation der Fliehenden nicht mehr viel ändern. Zwar war die Sicht jetzt besser, doch die Verfolger ließen sich von den vereinzelt Schüssen aus den Gewehren der Matrosen nicht mehr abschrecken. Auch die schweren Steine, die Kap Matifu noch im Laufen gegen Zirones Leute schleuderte, konnten Doktor Antekirrts Trupp nicht mehr retten.

Man hatte sich gerade verloren geglaubt, als tiefer unten, am Fuß des Bergkegels, mehrere Schüsse krachten. Die Banditen stutzten, blieben einen Augenblick lang stehen – und rannten in wilder Flucht talwärts. Sie hatten die Karabinieri-Einheit aus Cassone entdeckt, die jetzt mit Kap Pescada an der Spitze gegen den Berg vorrückte.

Pescada hatte nicht einmal bis nach Cassone laufen müssen; die Karabinieri waren ihm schon auf halbem Weg begegnet, denn die Schießerei an der Casa Inglese war bis in den Ort hinunter zu hören gewesen.

Doktor Antekirrts Leute wollten die veränderte Lage ausnutzen und wenigstens noch einige Gefangene machen. Kap Matifu überrollte den fliehenden Banditentrupp wie eine Lawine, und schon hatte er Zirone gegriffen.

»Bravo, Kap Matifu! Bravo!« schrie Kap Pescada, der inzwischen wieder zu Doktor Antekirrts Leuten gestoßen war. »Nieder mit dem Schuft! Der soll auch einmal ›den Sand der Arena küssen!‹ Nur hereinspaziert, meine Herren! Hier tritt Kap Matifu gegen Zirone an!«

Kap Pescadas Stimme hören, sich herumwerfen und mit der noch freien Hand einen Schuß auf den kleinen Burschen abgeben war für Zirone das Werk einer Sekunde. Kap Pescada sank zu Boden – und das sollte fürchterliche Folgen haben! Kap Matifu legte Zirone die mächtigen Pranken um den Hals und schleifte den halb Erstickten mit sich fort zum Krater hinauf. Vergebens forderte Doktor Antekirrt den Riesen auf, seinen tödlichen Griff zu lockern; ein lebendiger Zirone

war für den Doktor ja von weitaus größerem Wert als ein toter. Doch Kap Matifu schien taub und blind zu sein. Er schüttelte auch Peter Bathory und Luigi ab, die ihm in den Arm zu fallen versuchten. In seinem Kopf hatte nur noch ein Gedanke Platz: Dieser halbtote Mensch, den er hier mit sich fortschleppte, hatte Kap Pescada verletzt, wenn nicht gar erschossen, und dafür mußte er bestraft werden. Mit einem letzten mächtigen Sprung war er schon am Kraterrand und warf Zirone in den Feuerschlund.

Kap Pescada hatte glücklicherweise nur einen Streifschuß in die Schulter bekommen. Doktor Antekirrt war noch dabei, die Wunde zu versorgen, als Kap Matifu zurückkam. Beim Anblick des verletzten Freundes brach der Herkules in Tränen aus. Doch Kap Pescada konnte ihn schon trösten. »Hab keine Angst, guter alter Kap; es ist gar nicht so schlimm«, flüsterte er mit Anstrengung.

Kap Matifu nahm den Freund wie ein Kind auf den Arm und begann mit Doktor Antekirrt und den Männern der »Ferrato« den Abstieg. Die Karabinieri waren währenddessen noch mit der Jagd auf die versprengten Banditen beschäftigt. Sechs Stunden später waren Doktor Antekirrt und seine Leute wieder an Bord der Motoryacht, und Kap Pescada wurde in seine Kabine gebracht. Er durfte mit einer raschen Genesung rechnen, zumal sein Arzt Doktor Antekirrt und sein Pfleger Kap Matifu hieß. Wenn er Schwierigkeiten mit dem Einschlafen hatte, erzählte ihm Kap Matifu sogar Geschichten, das heißt, genau genommen war es nur immer ein und dieselbe Geschichte, denn mehr kannte er gar nicht, doch sie verfehlte nie die gewünschte Wirkung.

Trotz Pescadas rascher Genesung war Doktor Antekirrt keineswegs heiter gestimmt. Sein Feldzug war ja gescheitert, das gesteckte Ziel hatte er nicht erreicht. Durch Kap Matifus unbesonnene Tat hatte man nicht einmal mehr von Zirone den Aufenthaltsort Sarcany erfahren können, und trotzdem mochte Doktor Antekirrt dem provenzalischen Riesen nicht grollen. Die »Ferrato« blieb noch eine Woche in Catania vor Anker liegen, doch es war verschwendete Zeit; Sarcany tauchte nicht auf. Vielleicht hatte er schon von den Ereignissen an der Casa Inglese gehört und auf die Sizilienreise verzichtet. So stach die »Ferrato« am 8. September wieder in See. Sobald sie in Antekirrt angekommen war, schmiedeten Doktor Antekirrt, Peter Bathory und Luigi neue Pläne. Sie mußten Silas Toronthal und Sarcany um jeden Preis finden! Eines anderen Gedankens waren sie kaum noch fähig! Doch zunächst wollte man sich um Carpena kümmern; er mußte doch wissen, wo sich die beiden anderen Verräter aufhielten.

Wieder hatten sie Pech. Der Spanier war zwar in der Santa Grotta zurückgeblieben und hatte auf diese Weise wieder einmal sein Leben gerettet, doch schon zehn Tage später wurde er verhaftet und an Spanien ausgeliefert. Es ging um den Mord, den er vor fünfzehn Jahren in seiner Heimatstadt Almayata begangen hatte. Ein spanisches Gericht verurteilte ihn zu lebenslanger Haft in der berühmten Festung von Ceuta, einer der größten spanischen Sträflingskolonien an der marokkanischen Küste.

Doktor Antekirrt erfuhr von dieser Wendung der Dinge durch einen seiner Agenten.

»So sitzt wenigstens einer der Verräter hinter Gittern; noch dazu lebenslang«, sagte Peter Bathory erleichtert. »Lebenslang?« wiederholte Doktor Antekirrt. »Wenn auch Andrea Ferrato im Zuchthaus gestorben ist, so muß Carpena noch lange nicht das gleiche tun.«

# Vierter Teil

## I

### Die Strafkolonie von Ceuta

Die Ereignisse von Catania lagen schon drei Wochen zurück, als eine schnelle Motoryacht, die ›Ferrato‹, am Morgen des 21. September bei frischem Nordostwind auf die Straße von Gibraltar zusteuerte.

Diese Meerenge ist ein politisches Kuriosum, denn ihr europäisches Ufer bildet der Felsen von Gibraltar, also ein englisches Territorium auf spanischem Boden, während das afrikanische Ufer, die Punta de la Almina, ein spanisches Territorium auf marokkanischem Boden darstellt. Für die Erklärung des geographischen Phänomens dieser Meerenge muß allerdings die antike Mythologie herhalten. Ihr zufolge ist die vier Meilen breite Wasserstraße ein Werk des Herkules oder Herakles. Dieser Vorgänger des Ferdinand Lesseps hat angeblich mit einem mächtigen Keulenschlag auf das Gebirge die Verbindung zwischen Atlantischem Ozean und Mittelmeer hergestellt. Calpe, wie der Felsen von Gibraltar früher genannt wurde, und Abyla, der Berg von Ceuta, nennt man deshalb noch heute die ›Säulen des Herkules‹, und Kap Pescada hätte sicher nicht versäumt, Kap Matifu auf dieses Naturwunder aufmerksam zu machen. Kap Matifu wiederum wäre sicher voll des Lobes für den Kraftakt seines Ahnherrn gewesen und hätte sich in Ehrfurcht vor dem Sohn des Jupiter und der Alkmene verneigt, wenn, ja wenn er nicht als Krankenpfleger seines Gefährten in Antekirrt hätte zurückbleiben müssen. Doch da Kap Pescada auf dem Wege der Besserung war, wollte man die beiden Unzertrennlichen notfalls mit einem der Electric-Boote nach Ceuta nachkommen lassen. Auf der ›Ferrato‹ befanden sich also nur Doktor Antekirrt, Peter Bathory, Luigi als neuer Erster Offizier und natürlich die Mannschaft. Ziel der Reise war es, in Ceuta mit Carpena Verbindung aufzunehmen und den Spanier dahin zu bringen, daß er den Aufenthaltsort von Silas Toronthal und Sarcany verriet. Zirone konnte ja nicht mehr sprechen; er war im Krater des Ätna umgekommen, doch Carpena zu finden durfte nicht allzu schwer sein. Da man ihn zu einer lebenslangen Zuchthausstrafe verurteilt hatte, mußte er in der Festung von Ceuta stationiert sein.

Ceuta liegt am Osthang des Berges Acho und bildet das Gegenstück zu Gibraltar. Vor seiner Küste, die ja so nahe an der ›Mündung‹ des Mittelmeeres in den Atlantik liegt, herrscht stets reger Schiffsverkehr. Zahllose Dampfer und Segler, die aus Nordeuropa oder den beiden Amerika kommen, drängen sich durch die schmale Wasserstraße ins Mittelmeer mit seinen Hunderten von Häfen. Viele der großen Kriegsschiffe und Postboote fahren noch weiter, durch die zweite berühmte Wasserstraße dieses Meeres, den Suez-Kanal, bis nach Indien oder Ostafrika. Die Meerenge von Gibraltar mit ihren zwei flankierenden grundverschiedenen Gebirgszügen ist außerordentlich malerisch. Im Norden zeichnen sich die Umrisse der Sierras von Andalusien ab, im Süden, zwischen Kap Spartel und dem Almina-Vorgebirge, die schwarzen Hörner der Bullonen, der Affenberg und die Sieben Brüder. Unterhalb der Felsen, am Gestade der zahlreichen Buchten liegen so hübsche Städte wie Tarifa, Algeciras, Tanger oder Ceuta. Doch nicht nur das Festland ist in diesem Erdenwinkel besonders vielgestaltig; selbst das Wasser bietet dem Auge ein sich unentwegt wandelndes Bild. Bald ist es grau und gebärdet sich wild, dann wieder liegt es ganz ruhig da, und seine herrlich blauschimmernde Fläche wird nur von den Zickzacklinien der langen Wellenkämme gezeichnet, die eine Gegenströmung verraten. Kein Betrachter kann sich den Reizen entziehen, die diese Meeresstraße mit ihrem doppelten Gebirgspanorama entfaltet.

Die ›Ferrato‹ nahm an diesem Herbstmorgen bald Kurs auf die afrikanische Küste. Je weiter sich der Felsen von Ceuta ins Blickfeld schob, desto mehr trat für die Passagiere auf dem Deck der Yacht die Bucht von Tanger in den Hintergrund zurück. Nun wurde auch deutlich, daß der Ort Ceuta auf einer verhältnismäßig großen Insel lag, die ein sehr schmaler Isthmus vom afrikanischen Festland trennte. Den Monte del Acho im Zentrum der Insel krönte ein kleines Fort, das über den Grundmauern einer römischen Anlage errichtet war. Es hatte einen ständigen Militärposten, der die Meerenge, vor allem aber

das marokkanische Hinterland beobachten sollte. Ceuta war ja nur eine spanische Enklave auf marokkanischem Boden; man konnte es mit dem Fürstentum Monaco vergleichen, das ebenfalls auf fremdem, nämlich französischem Staatsgebiet liegt. Um zehn Uhr früh ging die ›Ferrato‹ zwei Kabellängen vor dem Landungskai von Ceuta vor Anker. Der Ort besaß keinen ausgesprochenen Hafen, sondern nur eine Außenreedee, gegen die die Brandungswellen auf breiter Front anrannten. Sobald die Beamten der Hafen-Gesundheitsbehörde ihres Amtes gewaltet hatten, begab sich Doktor Antekirrt in Begleitung von Peter Bathory an Land. Das Beiboot setzte sie an dem kleinen Kai von Ceuta unterhalb der Stadtmauer ab. Fürs erste hatte der Doktor noch keine festen Pläne; er wußte nur, daß er sich Carpenas um jeden Preis bemächtigen würde. Für die Methode wollte er sich aber erst nach einer gründlichen Ortsbesichtigung entscheiden. Es gab ja mehrere Möglichkeiten. Vielleicht ergab sich eine Gelegenheit, den Burschen einfach zu entführen. Sonst mußte man ihm zur Flucht aus der Strafkolonie verhelfen – um ihn dann selbst gefangenzunehmen! Diesmal legte Doktor Antekirrt durchaus keinen Wert auf Heimlichkeiten im Zusammenhang mit seiner Person. Es war ihm sogar recht, daß die Hafenbeamten mit Windeseile die Nachricht von der Ankunft des Wunderarztes unters Volk gebracht hatten. Spanier und Marokkaner bereiteten dem legendären Taleb, der neuerdings so zurückgezogen auf seiner Insel Antekirrta lebte, einen geräuschvollen Empfang. Und da diesmal der Besuch seines Schiffes keineswegs untersagt war, machten viele Bürger von der einmaligen Gelegenheit Gebrauch und legten an der ›Ferrato‹ an.

Gleich nach der Ankunft bestellte Doktor Antekirrt im ersten Hotel am Platze einen offenen Wagen; er wollte mit seinem Begleiter die Stadt besichtigen. Doch abgesehen von dem farbenfrohen maurischen Viertel gab es wenig zu bewundern. Die Straßen wirkten sogar ziemlich eng und grau; die mageren Bäume auf den öffentlichen Plätzen waren staubbedeckt; die wenigen Wirtshäuser wirkten eher verdächtig als einladend, und die Verwaltungsgebäude sahen aus wie öde Kasernen.

Gegen drei Uhr ließ sich Doktor Antekirrt beim Gouverneur von Ceuta melden. Solch ein Höflichkeitsbesuch war selbstverständlich, wenn es sich bei dem Fremden um eine Person von Rang handelte, und das war Doktor Antekirrt ganz gewiß. Da Ceuta in erster Linie ein militärischer Vorposten war, wurde es von einem Offizier und nicht von einem Zivilbeamten regiert. Zum Zeitpunkt von Doktor Antekirrts Besuch hielten sich in der spanischen Enklave etwa zehntausend Menschen auf – Offiziere, Soldaten, Kaufleute, Fischer und Matrosen der Küstenfahrzeuge. Sie lebten entweder in der Stadt selbst oder in dem schmalen, nach Osten gelegenen Landstreifen, der noch zum spanischen Hoheitsgebiet gehörte.

Der derzeitige Gouverneur war ein Oberst namens Guyarre. Er befehligte drei Bataillone Infanterie, die zur spanischen Festlandsarmee gehörten und in Ceuta ihre vorgeschriebene Kolonialdienstzeit absolvierten; ferner unterstanden ihm ein Strafregiment, das ständig auf der Insel stationiert war, zwei Artillerie-Batterien, eine Pionierkompanie und eine maurische Kompanie, deren Angehörige mit ihren Familien in einem besonderen Stadtviertel lebten. Die Zahl der Sträflinge belief sich auf fast zweitausend.

Die Residenz des Gouverneurs lag außerhalb der Stadt; sie war nur über eine Chaussee zu erreichen, die in östlicher Richtung bis zur Grenze der Enklave führte. Rechts und links von der Straße lagen schmale Landstreifen, von denen der eine an die Felswände des Gebirges und der andere an das Meeresufer grenzte. Obwohl der Boden ausgesprochen mager war, hatte der zähe Fleiß der Bewohner daraus ein grünes Paradies gemacht, in dem es Gemüse und Obst aller Arten gab. Allerdings muß zugegeben werden, daß in dieser Gegend kein Mangel an Arbeitskräften herrschte. Sträflinge, die zwanzig oder mehr Jahre in Ceuta verbringen mußten, konnten mit Sondergenehmigung auch von Privatleuten beschäftigt werden. Die große Masse der Deportierten arbeitete allerdings in geschlossenen Werkstätten oder beim Festungs- und Straßenbau. In Ausnahmefällen taten aber Gefangene sogar als Hilfspolizisten Dienst – Beamte, die Wächter über die öffentliche Ordnung und zugleich Bewachte waren! Schon bei seiner Stadtbesichtigung waren Doktor Antekirrt einige Gefangene aufgefallen, die zu Hilfsarbeiten in den Haushalten der Bürger freigestellt waren und sich offenbar ohne Aufsicht in den Straßen bewegen durften. Außerhalb der Stadt, auf dem Lande, begegnete man solchen Leuten sogar in größerer Zahl.

Dem Doktor lag nun daran, schnell zu erfahren, zu welcher Gefangenenkategorie Carpena gehörte. Erst wenn man wußte, ob der Gefangene in den staatlichen Werkstätten oder bei Privatileuten beschäftigt war, ließ sich ein Entführungsplan entwerfen. »Ich fürchte, als Neuling genießt Carpena noch keine Hafterleichterungen«, sagte Doktor Antekirrt zu Peter Bathory. »Und wenn er noch in einer Zelle eingeschlossen ist...«, sagte Peter.

»... werden wir ihn trotzdem herausholen; auch, wenn es Schwierigkeiten geben sollte.«

Die Kutsche rollte gemächlich über die Chaussee. Zweihundert Meter hinter dem Festungswall kam sie an einer Abteilung Gefangener vorbei, die mit der Herrichtung der Straße beschäftigt war. Etwa fünfzig Leute waren in drei Gruppen aufgeteilt, die Steine zerkleinerten, die Brocken auf dem Sandbett verteilten und festwalzten. Doktor Antekirrts Wagen verlangsamte das Tempo noch mehr, als er auf der noch ungepflasterten Straßenseite an den Arbeitern vorbeifuhr.

Plötzlich griff Doktor Antekirrt nach Peter Bathorys Arm. »Dort drüben...!« sagte er leise und zeigte auf einen abseits stehenden Häftling, der sich auf den Stiel seiner Spitzhacke stützte. Es war Carpena!

Selbst nach fünfzehn Jahren hatte Doktor Antekirrt in dem Häftling sofort den Salzsieder aus Istrien erkannt – so, wie Maria Ferrato in dem maltesischen Banditen-Werber den Verräter ihres Vaters erkannte. Offenbar hatte man für den Taugenichts nicht einmal in den Gefängniswerkstätten einen geeigneten Arbeitsplatz gefunden; Steine zerklopfen, das war alles, was er fertigbrachte.

Glücklicherweise war das Wiedererkennen auf Doktor Antekirrt beschränkt. Carpena ahnte nicht im geringsten, daß der Herr in der Kutsche niemand anders als Graf Sandorf war; er hatte sein Opfer ja nur wenige Augenblicke im Hause des Fischers Ferrato gesehen. Doch von der Ankunft des Doktor Antekirrt war er unterrichtet; der Name war ihm in letzter Zeit oft genug begegnet. Zirone hatte ihn bei ihrer Unterredung an den Felsen des Polyphem erwähnt, Sarcany hatte vor dem Arzt gewarnt, und Zirones Banditen waren geradezu darauf versessen gewesen, diesen Mann in der Casa Inglese zu fangen. Was ging wohl in Carpenas Kopf vor, als er sich so unvermutet diesem berühmt-berüchtigten Doktor gegenüber sah? Er hätte es wohl selbst nicht sagen können, doch eines spürte er deutlich: daß sich der Fremde auf geheimnisvolle Weise seiner Persönlichkeit bemächtigte, sie auflöste, auslöschte und durch einen viel stärkeren fremden Willen ersetzte. Unbewußt setzte sich Carpena gegen diesen Prozeß des Willensaustausches zur Wehr – umsonst; er mußte sich dem übermächtigen fremden Einfluß ergeben.

Doktor Antekirrt ließ den Wagen halten und fuhr fort, den Gefangenen mit einem sonderbar eindringlichen Blick zu fixieren. Mit Carpena ging daraufhin eine seltsame Veränderung vor. Er schien seiner Sinne nicht mehr mächtig zu sein; er begann zu zwinkern, die Augenlider fielen ihm zu, zuckten aber heftig. Sobald er in den Zustand völliger Bewußtlosigkeit versetzt war, sank er zu Boden. Seinen ratlosen Kameraden war die kleine Szene zwischen Doktor Antekirrt und Carpena entgangen. Sie wußten nicht, daß er in einem tiefen hypnotischen Schlaf lag, aus dem ihn allein Doktor Antekirrt zurückholen konnte. Der ganze Zwischenfall hatte kaum dreißig Sekunden gedauert und war außer Peter Bathory niemandem aufgefallen. Gleich darauf rollte die Kutsche weiter, und der Doktor sagte zu seinem jungen Begleiter:

»Jetzt ist uns der Mann ausgeliefert. Wir können ihn zwingen...«

»... uns alles zu sagen, was er weiß?« fuhr Peter Bathory fort. »Nein«, entgegnete Doktor Antekirrt, »aber er muß meine Befehle ausführen, ohne daß er weiß, was er tut. Ich habe sofort gespürt, daß ich diesem Mann meinen Willen aufzwingen kann.«

»Aber er ist doch ein gesunder, kräftiger Bursche«, warf Peter Bathory ein.

»Glaub nur nicht, daß Hypnose nur bei nervlich labilen Menschen wirksam ist«, sagte der Doktor. »Im Gegenteil: Wir wissen heute, daß gerade Nervenranke für solche Experimente ungeeignet sind. Das Medium muß eine gesunde Willenskraft haben, und der Zufall will es, daß dieser Carpena nicht nur willensstark ist, sondern besonders gut auf meinen Einfluß reagiert. Er wird jetzt zum Beispiel so lange schlafen müssen, wie es mir beliebt.«

»Ich kann nur nicht einsehen, welchen Nutzen uns Carpenas Schlaf bringt«, sagte Peter Bathory. »In diesem Zustand wird er doch keine Aussagen machen.«

»Das ist richtig, Peter. Ich kann ihn auch nicht über Dinge sprechen lassen, von denen ich selbst keine Kenntnis habe. Aber ich kann ihn zwingen, nach

meinem Willen bestimmte Handlungen auszuführen, noch dazu zu einem Zeitpunkt, den ich bestimme, also in einer Woche, in einem Jahr und auch dann noch, wenn er längst wieder wach ist. Und wenn ich will, daß er aus der Strafkolonie flieht, wird er fliehen.«

»Fliehen – aus Ceuta?« sagte Peter Bathory ungläubig. »Wie soll er denn die Wärter gefügig machen und seine Ketten und Kerkertore sprengen? So viel vermag doch nicht einmal die Macht der Hypnose.«

»Ich kann Carpena tatsächlich nicht Dinge ausführen lassen, die auch über meine eigenen Kräfte gingen«, sagte Doktor Antekirrt. »Und aus diesem Grunde werden wir jetzt dem Gouverneur einen Besuch abstatten.«

Alles, was Doktor Antekirrt über die Hypnose und ihre Auswirkungen gesagt hatte, entsprach den neuesten Erkenntnissen der Physiologen. Charcot, Brown-Sequard, Azam, Richet, Dumontpallier, Maudsley, Bernheim, Hack Tuke, Rieger und andere hätten seine Behauptungen bestätigen können. Der Doktor selbst war während seiner Studienreisen im Orient häufig Zeuge hypnotischer Vorgänge gewesen, und er hatte diesen jungen Zweig der physiologischen Wissenschaft um wertvolle Erkenntnisse bereichern können. Zufälligerweise besaß er auch selbst starke hypnotische Ausstrahlungskräfte, die er schon im Orient erprobt hatte und zweifellos an Carpena wieder erproben würde, zumal der Spanier ein besonders gut geeignetes Medium zu sein schien.

Doch Peter Bathory hatte recht: Es nützte nicht viel, wenn Carpena in seiner augenblicklichen Umgebung leicht zu hypnotisieren war. Wenn er bestimmte Handlungen ausführen sollte, mußte er eine gewisse Bewegungsfreiheit haben, die ihm nur der Gouverneur zugestehen konnte. Und allein um diesen Punkt ging es Doktor Antekirrt, als er sich zum Gouverneur von Ceuta begab.

Zehn Minuten nach der Begegnung mit Carpena war die Kutsche im Kasernenviertel am Ende der Enklave angelangt. Dicht daneben lag auch das Haus des Gouverneurs. Oberst Guyarre war natürlich längst von der Ankunft des Doktor Antekirrt unterrichtet. Er wußte, daß man diese Berühmtheit in vielen Mittelmeerländern wie einen Staatsbesucher empfing, und so begrüßte er den Arzt und seinen Begleiter mit den Zeichen höchster Ehrerbietung. Er lud die Herren auch gleich zu einer Besichtigungsfahrt durch die Enklave ein, »dieses kostbare Stückchen Spanien, das wir uns glücklicherweise aus Marokko heraus schneiden konnten«, wie er es ausdrückte. Sowohl Doktor Antekirrt wie auch Peter Bathory sprachen fließend Spanisch, und so bedankte sich der Arzt höflich in der Muttersprache des Obersten.

»Wir wissen Ihr Anerbieten zu schätzen, Herr Gouverneur«, sagte er, »doch reicht unsere Zeit nicht aus, um davon Gebrauch zu machen.«

»Aber die Kolonie ist klein, Herr Doktor«, erwiderte der Oberst. »Zum Kennen lernen genügt ein halber Tag. So lange werden Sie sich doch gewiß in Ceuta aufhalten?«

»Leider nur noch für fünf bis sechs Stunden, Herr Gouverneur«, sagte Doktor Antekirrt. »Ich werde morgen früh in Gibraltar erwartet und will noch heute abend abreisen.«

»Heute abend schon!« rief der Gouverneur enttäuscht. Dann fügte er rasch hinzu: »Um so mehr möchte ich darauf bestehen, daß wir unverzüglich eine kleine Rundreise antreten. Ich versichere Ihnen, daß Ceuta Ihre Aufmerksamkeit verdient, Herr Doktor. Sie haben auf Ihren Reisen gewiß schon viele bemerkenswerte Dinge besichtigt oder beobachtet. Trotzdem bin ich überzeugt, daß Ihnen unsere Hafteinrichtungen noch neue Einblicke vermitteln können. Sie sind nicht nur vom psychologischen, sondern auch vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus interessant.« Natürlich steckte in diesem Lob der Strafkolonie eine gehörige Portion Eitelkeit des Gouverneurs. Doch er hatte recht: Die Verwaltung der Strafkolonien oder »Präsidien« von Ceuta und Sevilla galten in der Alten wie auch in der Neuen Welt als musterhaft, noch dazu in doppelter Hinsicht. Die Gefangenen waren nicht nur materiell besser versorgt als in anderen Anstalten; man kümmerte sich auch um ihre moralische Besserung. Und so verwundert es nicht, wenn der Gouverneur von einer wissenschaftlichen Berühmtheit auch ein besonderes Interesse für seinen Amtsbereich erwartete. Doch der Doktor ließ sich nicht umstimmen.

»Es bleibt dabei, daß ich heute abend abreise, Herr Gouverneur«, sagte er nochmals. Doch dann fügte er hinzu: »In den Nachmittagsstunden will ich Ihnen aber gern zur Verfügung stehen.«

»Ihre Reise läßt sich nicht um einen Tag verschieben?«

»Keinesfalls; ich werde in einer dringenden Angelegenheit erwartet.«

»So muß ich mich geschlagen geben, Herr Doktor. Doch nein! Ihr Schiff liegt ja in der Reichweite meiner Kanonen. Wie wäre es, wenn ich es auf der Stelle versenken ließe?«

»Fürchten Sie keinen Gegenschlag, Herr Gouverneur?« sagte Doktor Antekirrt lachend. »Sie werden sich doch nicht auf einen Krieg mit dem mächtigen Antekirrta einlassen?« Der Gouverneur setzte das scherzhafte Geplänkel noch ein wenig fort.

»Riskant wäre es wohl«, sagte er, »aber was wagt man nicht alles, um dem berühmten Doktor Antekirrt vierundzwanzig Stunden seiner kostbaren Zeit abzurufen?« Peter Bathory hatte sich bisher still verhalten. Er fragte sich, ob Doktor Antekirrts Taktik seinem Ziel wirklich dienlich wäre, und er fragte sich auch, warum man unbedingt noch an diesem Abend abreisen müsse. In einer so kurzen Zeitspanne konnte doch Carpenas Entführung gar nicht vorbereitet, geschweige denn durchgeführt werden. Schon in zwei, drei Stunden würde man die Gefangenen von den Außenarbeitsstellen in die Festung zurückbringen und bis zum nächsten Morgen einschließen. Die Fortsetzung des Gesprächs zwischen dem Gouverneur und seinem Ehrengast zeigte aber, daß Doktor Antekirrt einen bestimmten Plan verfolgte. Er sagte nämlich:

»Ich bedaure zutiefst, daß uns nur so wenig Zeit für die Besichtigung von Ceuta bleibt, doch vielleicht gibt es einen Ausweg.«

»So sprechen Sie nur, Herr Doktor«, sagte der Gouverneur eifrig, und Doktor Antekirrt fuhr fort:

»Meine Anwesenheit in Gibraltar wird höchstens zwei, drei Tage lang erforderlich sein. Vor der Weiterreise nach Norden könnte ich durchaus noch einen Abstecher nach Ceuta machen. Heute haben wir Donnerstag; das wäre also... am Sonntag.«

»Es wäre mir eine sehr große Freude, Herr Doktor, selbst auf die Gefahr hin, daß Sie mich für eitel halten. Aber welcher Mensch hat keine Schwächen! Also abgemacht: Wir sehen uns am Sonntag wieder.«

»Unter einer Bedingung...«

»Sie ist schon angenommen – wie immer sie lauten mag!«

»Ich komme nur zurück, wenn Sie, Herr Gouverneur, und Ihr Adjutant, bereit sind, das Frühstück an Bord der ›Ferrato‹ einzunehmen.«

»Das verspreche ich feierlich, Herr Doktor – aber auch nur unter einer Bedingung...« »... die ebenfalls im voraus angenommen ist!«

»Und sie lautet: Herr Doktor Antekirrt und Herr Bathory nehmen das Abendessen in der Residenz des Gouverneurs von Ceuta ein!«

»Wir folgen der Einladung mit dem größten Vernügen, Herr Gouverneur, vorausgesetzt, uns bleibt zwischen Frühstück und Diner genügend Zeit für die Besichtigungsfahrt.«

»Ich hafte persönlich dafür, daß Ihnen keine der zahlreichen Schönheiten meines Königreiches vorenthalten wird, Herr Doktor.«

Der Gouverneur schüttelte seinen Gästen noch einmal die Hand und strahlte vor Stolz und Zufriedenheit. Er bestand auch darauf, die Herren selbst in die Stadt zurückzuleiten, und alle drei bestiegen die Kutsche, die vor der Residenz wartete. Während der Fahrt ging dem Gouverneur der Gesprächsstoff keinen Augenblick aus. Unermüdlich wies er seine Gäste auf alle tatsächlichen oder auch nur in seiner Phantasie existierenden Schönheiten Ceutas hin. Er lobte die militärische Stärke der Kolonie und meinte, daß Ceuta durchaus zu einem spanischen Gegenstück des britischen Gibraltar werden könnte. Von diesem Gedanken war es nur ein kleiner Schritt zur Attacke gegen die Engländer, »die nirgendwo den Fuß hinsetzen können, ohne daß er nicht gleich Wurzeln schlägt.« Besonders erbittert äußerte er sich über Mister Fords Bemerkung, daß Ceuta eigentlich englisch werden müßte, »da die Spanier doch nichts Rechtes damit anzufangen wissen und es nur mit Mühe halten können.« »Sie sollen sich nur hüten!« rief er. »Vielleicht nehmen wir ihnen Gibraltar ab, ehe sie uns Ceuta abgenommen haben! Es gibt dort einen Felsen, den wir ihnen eines Tages über den Kopf rollen könnten.«

Die Entrüstung des Gouverneurs war eines echten Hidalgo würdig, und deshalb verzichtete Doktor Antekirrt auf die Frage, wie denn die Spanier eine so gewaltige geologische Verschiebung zustandebringen wollten. Weiterer Kommentare wurde er ohnehin durch das plötzliche Stehen bleiben der Kutsche enthoben: Ein Arbeitstrupp von etwa fünfzig Sträflingen versperrte die Fahrbahn.

Der Gouverneur winkte den aufsichtsführenden Wachtmeister herbei und

verlangte eine Erklärung für den Zwischenfall. »Auf der Straßenböschung liegt ein schlafender Sträfling, Herr Gouverneur«, meldete der Mann, und zögernd fuhr er fort: »Jedenfalls sieht er so aus, als ob er schliefe, aber wir können ihn nicht aufwecken.«

»Wie lange liegt er schon dort?«

»Ungefähr eine Stunde, Herr Gouverneur. Der Mann scheint überhaupt nichts zu spüren. Wir haben ihn geschüttelt, gezwickt, wir haben sogar eine Pistole neben seinem Ohr abgefeuert – er ist nicht einmal zusammengezuckt.«

»Warum ist kein Arzt geholt worden?«

»Der Arzt ist benachrichtigt, Exzellenz, aber er ist ausgegangen, und wir wissen uns nicht mehr zu helfen.«

»Bringt ihn sofort ins Hospital.«

»Zu Befehl, Herr Gouverneur.«

Ein paar Männer machten sich an dem Schlafenden zu schaffen, als sich plötzlich Doktor Antekirrt einmischte. »In meiner Eigenschaft als Arzt möchte ich gern einen Blick auf den hartnäckigen Schläfer werfen«, sagte er, zum Gouverneur gewendet. »Richtig, der Fall schlägt ja in Ihr Fach!« rief der Oberst. »Ein Taugenichts, der von einer medizinischen Kapazität behandelt wird! Das nenne ich ein unverdientes Glück für den Burschen!« Doktor Antekirrt stieg aus dem Wagen und beugte sich über den Mann auf der Böschung; nur der schwache Puls und ein leises Röcheln zeigten an, daß er noch am Leben war. Mit einer Handbewegung verscheuchte Doktor Antekirrt die Zuschauer. Dann begann er, mit eindringlicher, aber leiser Stimme auf den Schlafenden einzureden. Es sah so aus, als wolle er seinen eigenen Willen auf den Spanier übertragen. Zum Gouverneur sagte er:

»Es ist nichts Ernstes, nur ein Fall von magnetischem Schlaf.«

»Von magnetischem Schlaf?« wiederholte der Gouverneur ungläubig. »Können Sie den Mann vielleicht auch aufwecken?«

»Nichts einfacher als das«, erwiderte der Doktor. Er berührte Carpenas Stirn, hob ein wenig die Augenlider des Schlafenden an und sagte:

»Wach jetzt auf! Ich will es!«

Carpena bewegte sich, öffnete die Augen, schien aber noch benommen zu sein. Dann fuhr Doktor Antekirrts Hand mehrmals dicht vor seinem Gesicht auf und nieder, als könne sie die Schlaftrunkenheit fortwischen. Tatsächlich erhob sich Carpena plötzlich und trat ruhig in die Reihe der Sträflinge zurück. Offenbar wußte er nicht im geringsten, was mit ihm geschehen war.

Der Gouverneur und seine Gäste setzten die Fahrt in die Stadt fort.

»Vielleicht war der Spitzbube doch nur betrunken«, sagte der Oberst zweifelnd.

»Ich glaube es nicht«, entgegnete Doktor Antekirrt. »Es handelt sich gewiß um einen Fall von magnetischem Schlaf.«

»Doch wer oder was könnte ihn verursacht haben?« fragte der Gouverneur.

»Das weiß ich leider auch nicht«, antwortete Doktor Antekirrt. »Doch fürs erste ist der Mann wieder auf den Beinen, und so bald wird er keinen neuen Anfall bekommen.« Binnen kurzem war die Kutsche auf dem kleinen Platz am Kai, und die Herren nahmen mit herzlichen Dankesworten voneinander Abschied. »Dort drüben liegt mein Schiff«, sagte Doktor Antekirrt und zeigte auf das Schnellboot, das sich anmutig auf den Wellen wiegte. »Sie vergessen doch nicht Ihr Versprechen, das Sonntagsfrühstück an Bord der ›Ferrato‹ einzunehmen?«

»Ich werde mein Versprechen halten, aber Sie hoffentlich auch.«

»Selbstverständlich, Herr Gouverneur.«

Doktor Antekirrt und Peter Bathory stiegen in das kleine Beiboot der ›Ferrato‹, und der Gouverneur wandte sich erst zum Gehen, als es schon Kurs auf die Motoryacht nahm. Gleich nach der Ankunft auf der ›Ferrato‹ fragte Peter Bathory den Doktor, ob er mit den Ergebnissen des Ausflugs nach Ceuta zufrieden wäre.

»Vollkommen«, sagte der Doktor. »Am Sonntagabend wird Carpena mit Erlaubnis des Gouverneurs von Ceuta an Bord der ›Ferrato‹ sein.«

Pünktlich um acht Uhr lichtete das Schiff den Anker und ging sofort auf Nordkurs. Binnen weniger Minuten war der Berg Acho im Abenddunst der marokkanischen Küste verschwunden.



## II

### Doktor Antekirrts Experiment

Ein Passagier, dem man nicht verrät, daß er in Gibraltar an Land gesetzt wurde, kann beim besten Willen nicht ahnen, daß er sich auf dem Kai eines so berühmten Ortes befindet. Zunächst sieht er nichts als eine der üblichen langen Hafenanlagen mit zahlreichen Piers und gleich dahinter, parallel zur Küste, eine Stadtmauer mit mehreren Bastionen. Durch das unauffällige Südtor gelangt er auf einen weiten, unregelmäßig geformten Platz, den hohe Kasernenbauten säumen, die sich terrassenartig in die dahinterliegenden Hügel fortsetzen. Wiederum parallel zur Küste läuft auch die Main Street, die schmale, kurvenreiche Hauptstraße Gibaltars, deren Pflaster nicht einmal bei schönem Wetter trocken wird. In dieser Main Street wimmelt es von früh bis spät von Menschen. Lastträger, Schuhputzer, Zigarren- und Streichholzverkäufer und natürlich auch Schmuggler drängen sich zwischen den zahllosen Schubkarren, Leiterwagen, Obst- und Gemüsekarren der Händler. Vervollständigt wird das bunte Bild durch Scharen von Fremden aller Hautfarben und Nationalitäten. Da gibt es Malteser, Marokkaner, Spanier, Italiener, Araber, Franzosen, Portugiesen, Deutsche und sogar Nordamerikaner, die man an den roten Jacken der Infanteristen, den blauen der Artilleristen, immer aber an den drolligen, schief sitzenden Bäckerhäuten erkennt, die sich wie durch Zauberei auf einem Ohr des Trägers zu halten scheinen. Nach Süden hin setzt sich die Main Street bis zur Punta de Europa fort. Dort führt sie vorbei an Villen in schönen Gärten, an kleineren Gehöften mit Pflanzen aus allen Klimazonen und wiederum an militärischen Gebäuden. Insgesamt mißt sie viertausenddreihundert Meter, und damit ist sie fast genauso lang wie der Felsen von Gibraltar, jenes eigenartige steinerne Gebilde, das wie ein kopfloses liegendes Dromedar aussieht, dessen Schweif ins Meer taucht.

Der Felsen steigt bis zu einer Höhe von vierhundertfünfundzwanzig Metern an. Seine dem Festland zugewandte Seite ist stark befestigt. Wohin man auch blickt, immer bleibt das Auge am drohenden Schlund eines Kanonenrohrs hängen, das aus der Schießscharte einer der zahlreichen Kasematten schaut. Nicht weniger als siebenhundert Geschütze sind hier in kurzen Abständen nebeneinander aufgereiht – die Spanier nennen diese außerordentlich grimmig aussehende Einrichtung ›das Altweibergebiß‹.

Zwanzigtausend Einwohner und dazu noch sechstausend Mann Garnison bevölkern die unteren Trassen der Felsenhalbinsel, nicht eingerechnet die Vierfüßler. Wir wollen sie trotzdem erwähnen, denn diese ›Monos‹, die schwanzlosen Affen, sind die angestammten Herren des Felsens, und sie beherrschen heute noch die oberen Regionen des alten Calpe. Wer über den Felsengipfel gebietet, ist auch Herr der ganzen Meerenge. Er kann sowohl die Ein- und Ausgänge von Atlantik und Mittelmeer, aber genauso gut auch das gegenüberliegende marokkanische Ufer beobachten. Die modernen Fernrohre der Engländer reichen schon zweihundert Kilometer weit, und in diesem Umkreis entgeht den Beobachtern nicht der kleinste verdächtige Punkt.

Wäre die ›Ferrato‹ zufällig zwei Tage früher in Gibraltar eingetroffen und hätten Doktor Antekirrt und Peter Bathory gleich einen Spaziergang durch die Main Street bis zum Alameda-Tor gemacht und sich in dem schönen Park ausgeruht, der dahinter gleich linkerhand beginnt, dann wäre unsere Geschichte jetzt schon zu Ende, wenn auch mit einem anderen Ergebnis, als es Doktor Antekirrt geplant hatte.

Am 19. September hatten nämlich zwei Personen auf einer der typisch englischen hölzernen Parkbänke gesessen und ein Gespräch geführt, das offensichtlich nicht für fremde Ohren bestimmt war. Die beiden Personen, die dort so eindringlich miteinander flüsterten, waren niemand anders als Sarcany und Namir.

Sarcany hatte mit der Marokkanerin schon in Sizilien zusammentreffen wollen, sobald Doktor Antekirrt durch Zirone in der Casa Inglese überwältigt war. Als ihn jedoch die Nachricht vom unglücklichen Ausgang des Überfalls erreichte, tauchte er sofort unter. Wir erinnern uns, daß ihm Doktor Antekirrt noch acht Tage lang vergeblich in Catania nachspürte. Auch Namir war in ihren Heimatort Tetuan abgereist. Erst jetzt, im September, traf sie wieder mit Sarcany zusammen. Er war am 18. September in Gibraltar angekommen und beabsichtigte, schon am

nächsten Abend wieder abzureisen.

Namir, die wilde Marokkanerin, war Sarcany bedingungslos ergeben. Sie war es auch, die an dem Findling Mutterstelle vertreten und den Knaben in den Elendsvierteln von Tripolis großgezogen hatte. Später war sie ihm überallhin gefolgt, selbst dann noch, als er im geheimen Auftrag der Regierung mit den gefürchteten Senussi verhandelte, die sich nun die Eroberung von Antekirra zum Ziel gesetzt hatten.

Namir war Sarcany in Gedanken und in Taten sogar noch enger verbunden als es Zirone je hätte sein können. Sie war bereit, jedes Verbrechen für ihr Ziehkind zu begehen, und sollte es auch ihr Leben kosten. Sarcany wiederum wußte, daß er Namir wie keinem zweiten Menschen auf der Welt vertrauen durfte, und so hatte er sie jetzt nach Gibraltar gerufen, um sie mit einer besonders heiklen Aufgabe zu betrauen.

Es ging um Carpena, der für Sarcany eine Gefahr zu werden drohte.

Die beiden Fremden auf der Bank im Stadtpark von Gibraltar unterhielten sich leise und in arabischer Sprache. Zunächst drehte sich das Gespräch noch nicht um Carpena, sondern um eine weitere Person, deren Schicksal mit dem Sarcany's eng verknüpft war.

»Sava ist in Sicherheit?« fragte Sarcany.

»Ja... in Tetuan. Du brauchst dir um das Mädchen keine Sorgen zu machen.«

»Wer bewacht sie, wenn du auf Reisen bist?«

»Eine zuverlässige Jüdin; sie wird Sava keine Minute aus den Augen lassen. Das Haus ist so sicher wie ein Gefängnis. Außerdem weiß Sava gar nicht, daß sie sich in Tetuan befindet und in deiner Gewalt ist. Meine Verbindung zu dir kennt sie auch nicht.«

»Aber du unterhältst dich doch mit ihr über die Heirat?«

»Ich Sorge dafür, daß sie diesen Punkt nicht vergißt. Sei beruhigt: Sava Toronthal wird dich heiraten.«

»Und möglichst rasch, Namir. Toronthals Vermögen ist im Schwinden begriffen. Der gute alte Silas hat kein Glück im Spiel!«

»Du wirst ihn bald nicht mehr brauchen und trotzdem so reich sein wie noch nie.«

»Das weiß ich, Namir. Aber dazu muß ich Sava heiraten. Nur rückt der letzte Termin, an dem es möglich ist, bedenklich näher, und sie hat mir noch immer nicht ihre Einwilligung gegeben.«

»Dazu werde ich sie zwingen, Sarcany. Um Mittel bin ich nicht verlegen.«

Bei den letzten Worten verzerrte sich das Gesicht der Marokkanerin zu einer drohenden, furchterregenden Grimasse. »Schon gut, Namir«, sagte Sarcany. »Bleib weiter auf der Hut. Ich bin bald wieder bei dir.«

»Werden wir noch lange in Tetuan bleiben?« fragte Namir. »Ja, wenn es die Umstände erlauben. Zumindest kennt dort niemand Sava Toronthal. Wenn deine Abreise angezeigt sein sollte, lasse ich es dich rechtzeitig wissen.« Namir war nun in dieser Hinsicht beruhigt, doch sie wollte endlich wissen, warum man sie nach Gibraltar gerufen hatte. »Es geht um eine Angelegenheit, die ich nicht der Post anvertrauen mag«, sagte Sarcany. »Meine augenblickliche Lage dürfte dir bekannt sein: Frau Bathory ist verschwunden; ihr Sohn ist tot. Von dieser Familie droht mir keine Gefahr mehr. Auch Frau Toronthal ist tot; Silas Toronthal ist mir geradezu hörig, und seine Tochter befindet sich in meiner Gewalt. Von dieser Familie ist ebenfalls nichts mehr zu befürchten. Daß Zirone am Ätna umgekommen ist, weißt du. Alle Personen, die ich eben genannt habe, waren zwar in meine Geheimnisse eingeweiht, aber sie werden mich nicht verraten, weil sie nicht mehr reden können oder gar nicht reden wollen.«

»Wen fürchtest du dann noch?« fragte Namir. »Ich fürchte die Einmischung von zwei Männern. Einer der beiden kennt wenigstens zum Teil meine Vergangenheit, und der andere kreuzt neuerdings meine Wege öfter als mir lieb ist.«

»Der eine ist...Carpena!« sagte Namir. »Richtig, und der andere ist der geheimnisvolle Doktor Antekirrt, dessen Beziehungen zur Familie Bathory mir schon in Ragusa Kopfschmerzen machten. Von Benito weiß ich, daß der millionenschwere Doktor unserem Zirone eine Falle in der Casa Inglese stellen wollte. Er hatte dabei einen Helfer; einen gewissen Pescador. Da er mich nicht finden konnte, wollte er offenbar Zirone gefangennehmen und ihm unsere Geheimnisse entreißen.«

»Ich fürchte, du hast Grund, vor diesem Doktor auf der Hut zu sein«, sagte Namir.

»Und deswegen muß ich von nun an über sein Tun und Treiben und seine Aufenthaltsorte unterrichtet werden.«

»Das ist keine leichte Aufgabe, Sarcany! In Ragusa hieß es schon, daß er heute am einen und morgen am andern Ende des Mittelmeers auftaucht.«

»Ja, man möchte glauben, dieser Mann sei allgegenwärtig«, sagte Sarcany nachdenklich. »Meine Pläne lasse ich mir trotzdem nicht von ihm durchkreuzen. Zumindest setze ich mich zur Wehr. Und wenn es zu einer Auseinandersetzung auf Antekirrta kommt, weiß ich, an wen ich mich wenden kann!«

»Bist du erst einmal mit Sava verheiratet, brauchst du weder den Doktor noch sonst einen Menschen zu fürchten.«

»Du hast recht, Namir, aber bis es so weit ist...«

»...werde ich gut aufpassen. Außerdem sind wir im Vorteil: Wir wissen immer, wo er sich aufhält, aber er weiß nicht, wo du bist. Doch erzähle mir jetzt von Carpena! Warum fürchtest du den Spanier?«

»Carpena hat lange für Zirone gearbeitet. Er weiß viel über mich und könnte plaudern.«

»Aber er sitzt doch im Gefängnis von Ceuta, noch dazu lebenslänglich!«

»Gerade darin liegt die Gefahr, Namir. Vielleicht macht er freiwillig Aussagen, um eine Haftverkürzung zu bekommen. Außerdem wissen noch mehr Leute, daß er in Ceuta ist. Dieser Pescador hat es sicher herausgefunden, und über den kleinen Schurken könnte der Doktor vielleicht Verbindung mit Carpena aufnehmen. Entweder bietet er ihm Geld für seine Aussagen, oder er verhilft ihm sogar zur Flucht. Diese Möglichkeiten liegen doch auf der Hand, und ich verstehe nicht, warum er sie nicht längst genutzt hat.«

Der hochintelligente Sarcany hatte also Doktor Antekirrts Absichten vollkommen richtig erraten, und er wußte genau, was er von dem Doktor zu befürchten hatte.

»Ich wünschte, nicht Zirone, sondern dieser Spanier wäre von der Erdoberfläche verschwunden«, sagte er bitter. »Was in Sizilien nicht geschehen ist, kann in Ceuta immer noch geschehen«, sagte Namir, ohne mit der Wimper zu zucken. Deutlicher konnte sie sich nicht ausdrücken! Sie versicherte auch sogleich, daß sie von Tetuan aus jederzeit in das nur zwanzig Meilen entfernte Ceuta gehen könnte. Und da Carpena beim Straßenbau beschäftigt war, sollte es möglich sein, Verbindung mit ihm aufzunehmen. Sie wollte ihm vorspiegeln, daß Sarcany ihm zur Flucht verhelfen könnte. Zunächst würde sie ihm ein wenig Geld und auch ein paar Lebensmittel zustecken, und wenn er eines Tages nach dem Genuß von vergiftetem Brot oder Obst tot umfiele, machten die Behörden davon sicher kein großes Aufheben. Wer hatte schon Lust, der Todesursache eines Mörders auf den Grund zu gehen? Und so wäre Sarcany auf einen Schlag aller Sorgen ledig: Der Spanier könnte nicht mehr aus eigenem Antrieb reden und auch nicht von Doktor Antekirrt ausgehört werden.

So bemühten sich um Carpena zur gleichen Zeit zwei Parteien. Die eine wollte ihm zur Flucht verhelfen, genauer gesagt, ihn entführen; die andere wollte diese Flucht verhindern, indem sie ihn vorzeitig ins Jenseits beförderte.

Sarcany und Namir waren sich also rasch einig geworden. Sie kehrten gemeinsam in die Stadt zurück, trennten sich aber bald. Sarcany reiste noch am selben Abend ab, um Silas Toronthal zu treffen; Namir fuhr mit einem kleinen Boot über die Bucht von Gibraltar und schiffte sich in Algeciras auf einem der Paketboote ein, die den Postdienst zwischen Europa und Afrika versehen. Als ihr Postdampfer den Hafen verließ, begegnete ihm eine Luxusyacht, die offenbar Kurs auf den Hafen von Gibraltar genommen hatte. Es war die »Ferrato«; Namir erkannte sie sofort.

»Schon wieder dieser Doktor Antekirrt!« sagte sie leise vor sich hin. »Sarcany hat recht: Gefahr ist im Verzug!« Wenige Stunden später ging die Marokkanerin in Ceuta an Land, aber sie kehrte noch nicht nach Tetuan zurück, sondern versuchte, Verbindung mit Carpena aufzunehmen. Doch ihr Plan scheiterte; Carpena selbst sorgte für Komplikationen. Der Spanier war nach seiner »Wiedererweckung« durch Doktor Antekirrt auf den Gedanken verfallen, sich krank zu stellen, so daß er einige Tage im Lazarett verbringen durfte. Namir strich tagelang um das Hospital herum, ohne den Spanier zu Gesicht zu bekommen. Ihr einziger Trost war, daß auch Doktor Antekirrt keine Verbindung mit Carpena aufnehmen oder ihm zur Flucht verhelfen konnte.

Doch gerade in diesem Punkt täuschte sich Namir: Carpenas Krankenhausaufenthalt sollte sogar Doktor Antekirrts Vorhaben begünstigen.

Am 22. September ging die »Ferrato« spät abends in der Bucht von Gibraltar

vor Anker. Am Samstag, dem 23. September, begaben sich Doktor Antekirrt und Peter Bathory schon um acht Uhr früh zum Postamt in der Main Street, wo drei postlagernde Briefe für sie bereitlagen. Einer der Agenten des Doktors teilte aus Sizilien mit, daß Sarcany weder in Catania, noch in Syrakus oder Messina sei. Kap Pescada schrieb an Peter Bathory, daß er vollkommen genesen sei und recht bald seinen Dienst bei Doktor Antekirrt wieder aufnehmen wollte. Er schickte auch Grüße von Kap Matifu, dem ›Herkules im Ruhestand‹. Der dritte Brief war für Luigi; seine Schwester hatte ihn geschrieben.

Doktor Antekirrt und sein junger Begleiter verbrachten den ganzen Samstag in der Stadt. Sie gingen im gleichen Park spazieren, in dem sich Sarcany und Namir vor nur sechsunddreißig Stunden getroffen hatten, und sie speisten in einem Hotel am Commercial Square.

Währenddessen wurde die ›Ferrato‹ reisefertig gemacht. Ein schwimmendes Magazin hatte neue Kohlenvorräte für die Yacht geliefert, und die Süß Wassertanks, die die Dampfkessel und die Küche versorgten, waren aufgefüllt worden. Doktor Antekirrt und Peter Bathory gingen im selben Augenblick wieder an Bord, als ein Kanonenschuß die Schließung der Stadttore ankündigte. Dieses ›first gun fire‹ wurde so pünktlich abgegeben, als ginge es um die abendliche Schließung einer Strafkolonie wie Norfolk oder Cayenne.

Am nächsten Morgen um acht Uhr lichtete die ›Ferrato‹ den Anker. Die Batterien oberhalb vom Hafen waren gerade beim Übungsschießen, aber die Kanoniere waren glücklicherweise geschickt genug, an der Yacht vorbeizuzielen. Anderthalb Stunden später kam die ›Ferrato‹ wieder in Ceuta an. Diesmal mußte sie aber wegen des ungünstigen Nordwestwindes auf der anderen Seite der Stadt, in einer kleinen, vor den Landwinden geschützten Bucht vor Anker gehen. Namir hatte vom Ufer aus alle Manöver der Motoryacht verfolgt, und sie ließ Doktor Antekirrt auch nicht aus den Augen, als er an Land ging und den Gouverneur von Ceuta begrüßte. Der Arzt erkannte die Marokkanerin nicht wieder; er hatte sie ja nur einmal flüchtig auf dem dunklen Marktplatz von Ragusa gesehen. Doch in Namirs Gedächtnis waren des Doktors markante Züge unauslöschlich eingegraben. Sie hatte in Gravosa und Ragusa genügend Gelegenheit gehabt, dieses Gesicht zu studieren. Obwohl ihr von Doktor Antekirrt keine unmittelbare Gefahr drohen konnte, wollte sie vor ihm mehr denn je auf der Hut sein.

Der Gouverneur der Kolonie und einer seiner Adjutanten gingen dem Doktor und Peter Bathory entgegen. »Willkommen, meine verehrten Gäste!« rief der Oberst schon von weitem. »Das nenne ich Wort halten! Sie wollen mir also wirklich Ihren ganzen Sonntag opfern...«

»...unter der Bedingung, daß Sie an Bord der ›Ferrato‹ frühstücken, Herr Gouverneur!«

»Ich möchte Ihren Koch nicht enttäuschen, Herr Doktor«, erwiderte der Oberst, und so fuhr die kleine Gesellschaft zur ›Ferrato‹ zurück.

Im Speiseraum der Yacht war schon die Frühstückstafel gedeckt. Während der Mahlzeit wurde ein wenig geplaudert, vor allem über Ceuta, seine Verwaltung, die Sitten und Gebräuche der Bevölkerung und die Beziehungen zwischen Einheimischen und Spaniern. Unmerklich lenkte Doktor Antekirrt das Gespräch auf den Häftling, den er vor drei Tagen aus einem magnetischen Schlaf geweckt hatte.

»Der Mann erinnert sich noch immer nicht an den Vorfall?« sagte er beiläufig.

»Nicht im geringsten. Zur Zeit ist er noch von der Arbeit freigestellt«, entgegnete der Oberst.

»So, so, er arbeitet nicht mehr«, sagte Doktor Antekirrt. Nur Peter Bathory merkte, daß er beunruhigt war. »Der Bursche ist vorübergehend im Hospital«, fuhr der Gouverneur fort. »Offenbar hat der Vorfall seine kostbare Gesundheit erschüttert.«

»Wer ist dieser Mann?«

»Ein Spanier namens Carpena – ein gewöhnlicher Mörder, der Ihre Anteilnahme wahrhaftig nicht verdient, Herr Doktor. Wenn er sterben sollte, wäre es kein großer Verlust für die Kolonie.«

Das Gespräch wendete sich nun anderen Themen zu; Doktor Antekirrt hatte offensichtlich keine Lust, noch länger über den Fall des Spaniers zu sprechen.

Den Kaffee nahmen die Herren auf dem Deck der ›Ferrato‹ ein, wo auch Zigarren und Zigaretten angeboten wurden. Damit war das Frühstück beendet und Doktor Antekirrt erklärte sich endlich bereit, die Besichtigungsreise durch die Kolonie anzutreten.

Der Gouverneur war ein außerordentlich gewissenhafter Fremdenführer; er schenkte seinen Gästen kein Detail, nicht einmal in den Kasernen und Gefängnissen. Und so kam man auch in das Gefängnislazarett, doch Doktor Antekirrt nahm von Carpena kaum Notiz.

Um sechs Uhr abends begaben sich die Herren in die Residenz des Gouverneurs, wo sie, in Erwiderung des Frühstücks, ein üppiges Diner erwartete. Das Essen verlief in heiterer Stimmung. Einige Offiziere mit ihren Damen und etliche Kaufleute aus der Stadt, die man dazugebeten hatte, konnten kaum ihren Stolz darüber verbergen, mit einem so berühmten Mann tafeln zu dürfen.

Doktor Antekirrt plauderte über seine Reisen im Orient, in Syrien, Arabien und Nordafrika. Dann lenkte er das Gespräch auf Ceuta und beglückwünschte den Gouverneur zu der musterhaften Führung seiner Kolonie.

»Und doch bereitet Ihnen die Überwachung der Sträflinge sicher oft genug Kopfschmerzen«, fügte er hinzu. »Keineswegs, verehrter Herr Doktor.«

»Gibt es denn niemals Fluchtversuche? Im Grunde ist doch der Häftling im Vorteil: Er kann unablässig an das Ausbrechen denken, während sein Wärter auch noch andere Dinge im Kopf haben muß. Also wäre es nicht verwunderlich, wenn hin und wieder ein Sträfling beim Abendappell fehlte.«

»Und doch ist es noch nie geschehen«, antwortete der Gouverneur selbstbewußt. »Wohin sollte sich denn der Flüchtling wenden? Über das Meer kann er nicht fliehen, und vor dem Landweg hütet er sich; die wilden Stämme Marokkos sind gar zu gefährlich. Also bleibt er in der Kolonie, wenn nicht aus Neigung, so doch auch Vernunftgründen.«

»Dann kann man Ihnen nur gratulieren, Herr Gouverneur. Dennoch dürfte die Gefangenenbewachung in Zukunft schwieriger werden.«

»Was wollen Sie damit sagen, Herr Doktor?« fragte der Gefängnisdirektor, den dieses Gesprächsthema naturgemäß interessierte.

»Ist Ihnen nicht bekannt, daß man in der Anwendung des Magnetismus oder der Hypnose, was ein und dasselbe ist, neuerdings große Fortschritte gemacht hat? Immer mehr Menschen beherrschen diese Methoden, und es wird nicht mehr lange dauern, bis man in der Lage ist, willkürlich die Persönlichkeit eines Mediums durch die eigene zu ersetzen.«

»Und daraus folgt...«, sagte der Gouverneur. »...daß es bald nicht mehr genügen wird, nur die Gefangenen zu bewachen; man muß auch die Wärter im Auge behalten. Kann ein Gefangener durch einen fremden Willen zum Fliehen gebracht werden, so ist es auch möglich, einem Wärter einzugeben, daß er seinen Häftling fliehen läßt.«

»Erklären Sie uns dieses Phänomen doch ein wenig ausführlicher, Herr Doktor«, bat der Gefängnisdirektor. »Gern«, entgegnete Doktor Antekirrt. »Angenommen, ein Aufseher unterliegt leicht magnetischen oder hypnotischen Einflüssen, und einer Ihrer Sträflinge verfügt über hypnotische Kräfte. Dann ist der Wärter der Sklave des Gefangenen; er muß einfach tun, was ihm der Sträfling eingibt, und wäre es, das Gefängnis zu öffnen.«

»Ich will diese Möglichkeit nicht leugnen«, sagte der Direktor, »aber Voraussetzung ist doch, daß sich der Wärter zunächst von dem Sträfling einschläfern läßt, und dem könnte er sich entziehen.«

»Sie irren sich, Herr Direktor. Der Wärter kann auch im Wachzustand in Hypnose versetzt werden; er spürt es gar nicht.«

»Wie? Damit sagen Sie doch...«

»... daß der Sträfling dem Wärter auftragen kann, ihn freizulassen. Er sagt: An dem und dem Tag bringst du mir den Zellschlüssel, und er bekommt den Schlüssel. Dann sagt er: Zu der und der Stunde öffnest du mir das Gefängnis, und das Tor wird ihm geöffnet. Schließlich sagt er auch noch: Ich werde in die Freiheit spazieren, und du wirst es nicht sehen, und der Wärter sieht es wirklich nicht, obwohl der Sträfling an ihm vorüberspaziert.«

»Und all das geschieht im Wachzustand des Wärters?«

»Im Wachzustand.«

Selbst die gutgläubigsten unter den Gästen quittierten die letzte Bemerkung des Doktors mit Kopfschütteln, doch Peter Bathory übernahm die Verteidigung des Arztes.

»Meine Damen und Herren«, sagte er, »ich kann Ihnen versichern, daß Doktor Antekirrts Behauptungen zutreffen. Ich selbst war schon Zeuge ähnlicher Vorfälle.«

»Demnach kann das Wesen eines Menschen vollkommen durch ein anderes, fremdes, ersetzt werden«, sagte der Gouverneur.

»Vollkommen«, erwiderte Doktor Antekirrt. »Manche Menschen sind so stark beeinflussbar, daß sie Salz für Zucker, Milch für Essig und sogar klares Wasser für ein Abführmittel halten und ihr Körper auch prompt auf das eingebaute Mittel reagiert. Keine Illusion ist so abwegig, daß man sie dem Objekt nicht aufzwingen könnte.«

»Herr Doktor«, sagte der Gouverneur, »ich glaube, ich spreche auch im Namen meiner Gäste, wenn ich behaupte, daß man solche Phänomene erst erlebt haben muß, ehe man sie glauben kann...«

»...und auch dann nur mit Vorbehalten«, sagte ein besonders skeptischer Gast.

»Ich bedaure, daß Sie so bald aus Ceuta abreisen müssen, Herr Doktor«, fügte der Gouverneur hinzu. »Sonst hätten Sie uns vielleicht ein derartiges Experiment vorführen können.«

»Warum sollte es nicht gleich möglich sein?«

»Hier... und heute abend noch?«

»Wenn Sie es wünschen...?«

»So beginnen Sie nur gleich, Herr Doktor«, sagte der Gouverneur übereifrig. »Womit kann ich Sie dabei unterstützen?«

»Sie erinnern sich doch an den Sträfling, den ich vor drei Tagen aus einem hypnotischen Schlaf aufweckte, Herr Gouverneur«, entgegnete Doktor Antekirrt. »Selbstverständlich, Herr Doktor.«

»Die kurze Begegnung hat genügt, um zwischen dem Sträfling... wie hieß er doch?«

»Carpena.«

»...Carpena und mir eine suggestive Verbindung herzustellen, die ihn vollständig meinem Einfluß unterwirft...«

»...vorausgesetzt, er steht Ihnen gegenüber.«

»Keineswegs. Ich sagte ja schon, daß solche Einflüsse auch über weite Entfernungen reichen...«

»...also bis ins Hospitalbett dieses Carpena?« sagte der Gouverneur in leicht ironischem Tonfall.

»In der Tat. Was aber geschähe, wenn Sie, Herr Gouverneur, jetzt den Befehl gäben, das Lazarettor zu öffnen und Carpena völlige Handlungsfreiheit zu lassen?«

»Nun, der Bursche würde sich auf der Stelle aus dem Staube machen«, sagte der Oberst lachend, und seine Heiterkeit wirkte ansteckend auf den ganzen Zuhörerkreis. Doch Doktor Antekirrt antwortete mit ernster Miene:

»Falsch, Herr Gouverneur. Dieser Carpena würde erst dann das Bett verlassen und sich aus dem Staub machen, wenn ich ihm die Idee eingäbe zu fliehen. Er tut nur das, was ich ihm suggeriere.«

»Zum Beispiel...?«

»Zum Beispiel könnte ich ihn veranlassen, Ihrer Residenz einen Besuch abzustatten, Herr Gouverneur.«

»Er könnte auf den Einfall kommen, hierher zu marschieren?«

»Ja, hierher. Und ich werde ihm außerdem befehlen, auf einem Gespräch mit Ihnen zu bestehen.«

»Mit mir?«

»Mit Ihnen. Und wenn Sie es nicht für unziemlich halten, will ich es so einrichten, daß er Sie für eine hochgestellte Persönlichkeit hält... beispielsweise für König Alfons XII.«

»Für Seine Majestät, den König von Spanien?«

»Ja. Und Carpena wird Sie bitten...«

»...die lebenslange Strafe aufzuheben.«

»Richtig, und wenn Sie auch das gestatten, wird er noch den Isabellen-Orden für sich verlangen.«

Die letzten Worte gingen fast im Gelächter der Gäste unter. »Und Sie behaupten, der Mann werde all diese unsinnigen Dinge in hellwachem Zustand vollbringen?« fragte der Gefängnisdirektor. »So ist es.«

»Nein... ausgeschlossen... unmöglich!« rief der Gouverneur. »Warum wollen Sie nicht den Versuch machen?« entgegnete Doktor Antekirrt ungerührt. »Sie müßten nur den Befehl erteilen, daß man Carpena nicht behindert. Sicherheitshalber könnten Sie ihm ein oder zwei Beamte in größerem Abstand folgen lassen. Ich bürge dafür, daß alles so ablaufen wird, wie ich es beschrieben habe.«

»Einverstanden, Herr Doktor«, entgegnete der Gouverneur. »Setzen Sie den Zeitpunkt für Ihr Experiment fest.« Doktor Antekirrt warf einen Blick auf seine

Uhr und sagte: »Jetzt ist es fast acht Uhr. Wie wäre es, wenn wir um neun Uhr beginnen?«

»Wie Sie wünschen. Und was geschieht danach?«

»Danach kehrt Carpena in das Lazarett zurück. Er wird nicht die leiseste Erinnerung an die Vorfälle in der Residenz haben. Ich versichere Ihnen nochmals, daß jede seiner Handlungen unter fremdem Einfluß – in diesem Falle unter meinem Einfluß – ausgeführt wird. Im Grunde genommen bin ich es, der all diese merkwürdigen Dinge tun und sagen wird, und nicht der Spanier.«

Dem Gouverneur war anzusehen, daß er dieser mysteriösen Geschichte immer noch keinen Glauben schenkte, doch er schrieb eine kurze Botschaft an den Oberaufseher des Lazaretts. Darin befahl er, Carpena völlige Handlungsfreiheit zu geben, ihm aber in einem gewissen Abstand zu folgen. Ein Adjutant brachte das Schreiben sofort in die Strafanstalt.

Inzwischen war das Diner beendet, und der Gouverneur bat seine Gäste in den großen Salon. Verständlicherweise drehten sich auch jetzt noch alle Gespräche um das Phänomen der Hypnose. Die einen hielten sie für möglich, die andern für ausgeschlossen.

Während man den Kaffee trank und Zigarren und Zigaretten angeboten wurden – letztere auch den Damen der spanischen Offiziere – plauderte Doktor Antekirrt aus seiner langen medizinischen Praxis, in der er immer wieder Fällen von hypnotischer Beeinflussung begegnet war. Schließlich wies er darauf hin, daß sich auch der Gesetzgeber mit diesem Thema befassen sollte; Hypnose konnte ja durchaus auch für kriminelle Zwecke mißbraucht werden. Es mußte sehr schwierig sein, einen Verbrecher dingfest zu machen, der seine Untaten nicht selbst ausführte, sondern sie von anderen Menschen begehen ließ, die er zu diesem Zweck ohne ihr Wissen hypnotisiert hatte. Plötzlich unterbrach er seine Ausführungen, schaute wieder auf die Uhr und sagte:

»Es ist acht Uhr und dreiunddreißig Minuten. Carpena verläßt das Lazarettgebäude.« Eine Minute später sagte er: »Carpena hat soeben das Festungstor passiert.« Diese Worte wurden in einem Tonfall gesprochen, der die Gäste eigentümlich einschüchterte. Nur der Gouverneur gab sich so unbefangen und skeptisch wie zuvor. Allmählich lebte die Unterhaltung aber wieder auf, man debattierte, stritt sich, fiel einander ins Wort, bis Doktor Antekirrt fünf Minuten vor neun Uhr plötzlich sagte:

»Carpena ist am Tor der Residenz angekommen.« Beinahe im selben Augenblick unterrichtete ein Diener den Gouverneur davon, daß »ein Individuum in Sträflingskleidern« hartnäckig auf einem Gespräch mit Seiner Exzellenz bestehe. »Eintreten lassen«, sagte der Gouverneur ein wenig unsicher. Es schlug neun, die Tür wurde aufgerissen: Carpena trat ein! Mit weit aufgerissenen Augen steuerte er geradenwegs auf den Gouverneur zu, beugte das Knie und sagte: »Majestät, ich bitte um Gnade!«

Der Gouverneur schwieg verwirrt. Er glaubte schon, selbst das Opfer einer Halluzination zu sein. Doch als ihm Doktor Antekirrt aufmunternd zulächelte, sagte er:

»Ich begnadige dich!« Er sprach sogar so würdevoll, als sei er wirklich der Herrscher aller Spanier. Carpena behielt seine Stellung bei und fuhr fort: »Wenn Euer Majestät mir außerdem den Isabellen-Orden verleihen wollten...«

»Es sei gewährt!« erwiderte der Gouverneur. Carpena machte eine Handbewegung, als nähme er einen Gegenstand entgegen. Dann schien er sich das imaginäre Kreuz an die Jacke zu heften, erhob sich und schritt rückwärts aus dem Salon.

Jetzt waren auch die letzten Zweifler überzeugt. Alle Gäste stürzten zur Tür, und der Gouverneur rief aufgeregt: »Ich begleite ihn selbst! Ich muß mit meinen eigenen Augen gesehen haben, wie er in das Gefängnislazarett zurückkehrt.« Offenbar wollte er sich immer noch nicht geschlagen geben, doch Doktor Antekirrt sagte selbstsicher: »So kommen Sie nur, Herr Gouverneur. Sie werden sehen, daß auch jetzt alles nach meinen Worten verläuft.« Die ganze Gesellschaft folgte Carpena, der inzwischen schon auf dem Weg zur Stadt war. Es gab übrigens noch eine Person, die Carpena bereits auf dem Herweg und jetzt auch auf dem Rückweg beobachtete: Namir!

Die Nacht war dunkel. Carpena eilte mit festem Schritt der Stadt zu, und der Gouverneur und seine Gäste folgten in etwa dreißig Schritt Abstand. Ihrer Gruppe hatten sich die beiden Beamten der Strafanstalt angeschlossen, die den Spanier nicht aus den Augen ließen.

Die Straße folgte einer kleinen Bucht, die den zweiten Hafen von Ceuta bildete,

in dem die ›Ferrato‹ diesmal vor Anker lag. Die Lichtkegel einiger Laternen, die in den Kajüten und am Signalmast angezündet waren, zitterten auf der schwarzen Wasserfläche. Wegen der Finsternis war das Schiff nur undeutlich in seinen Umrissen zu erkennen, doch es wirkte riesengroß. Kaum hatte Carpena die Bucht erreicht, als er die Straße verließ und auf einen etwa zwölf Fuß hohen Felsblock kletterte, der unmittelbar am Wassersaum lag. Die Aufseher machten schon ein paar Schritte in die Richtung des Spaniers, doch der Gouverneur befahl ihnen mit einer Geste, den Mann in Ruhe zu lassen; das Wasser würde ihn ja am Fliehen hindern. Carpena sah jetzt aus, als fesselte ihn eine geheimnisvolle Kraft an den Felsen; er rührte weder Hand noch Fuß und starrte auf die Bucht hinaus.

Der Gouverneur beobachtete ihn ein Weilchen und wendete sich dann an seinen Ehrengast.

»Ich gebe mich geschlagen, Herr Doktor«, sagte er, »wenn es mir auch schwer fällt.«

»Sie glauben mir jetzt, Herr Gouverneur?«

»Ich glaube inzwischen, daß es Erscheinungen gibt, die der Verstand nicht erfassen kann, Herr Doktor. Doch jetzt muß ich Sie bitten, den Mann unverzüglich ins Gefängnis zurückkehren zu lassen.« Und um dem unheimlichen Geschehen einen heiteren Ausklang zu geben, fügte er hinzu: »Seine Majestät, König Alfons XII. erteilt Ihnen diesen Befehl.«

Doch kaum hatte der Gouverneur den Satz ausgesprochen, als sich Carpena ohne Vorwarnung ins Meer warf. War es ein Unfall? Hatte er sich plötzlich dem Willen des Doktors entziehen können und aus eigenem Entschluß gehandelt? Unter den Zuschauern herrschte Ratlosigkeit. Die Herren kletterten jetzt selbst auf den Felsen, die Wärter liefen hinunter zum Wassersaum – Carpena war spurlos verschwunden! Einige Fischerboote und auch das Beiboot der ›Ferrato‹ beteiligten sich an der Suche. Es war vergebene Mühe; man fand Carpena weder lebend noch tot, die Strömung hatte ihn wohl schon ins offene Meer hinausgetragen.

»Herr Gouverneur«, sagte Doktor Antekirrt, »ich bedaure aufrichtig, daß mein Experiment so tragisch geendet hat.«

»Können Sie sich den Vorfall erklären?« fragte der Oberst. »Eine Erklärung wäre allenfalls die Tatsache, daß während einer Hypnose Störungen auftreten können. Der Mann muß für einen Augenblick meinem Einfluß entglitten sein. Vielleicht war ein Schwächeanfall der Grund. Jedenfalls bedaure ich den Tod des Mannes. Er sprach ungewöhnlich gut auf die Hypnose an.«

»Aber im übrigen war er ein Schurke und sonst gar nichts«, entgegnete der Gouverneur gelassen, und das war auch schon der ganze Nachruf für Carpena.

Doktor Antekirrt und Peter Bathory nahmen nun Abschied von ihrem Gastgeber. Sie bedankten sich für die überaus herzliche Aufnahme, schüttelten dem Gouverneur die Hand und versprachen, Ceuta bei nächster Gelegenheit wieder zu besuchen. Dann stiegen sie in das bereitliegende Boot der ›Ferrato‹. Der Leser wird vielleicht Doktor Antekirrts Verhalten mißbilligen; er hatte ja das Vertrauen des Gouverneurs von Ceuta mißbraucht. Doch sollte er nicht vergessen, daß Doktor Antekirrt seinen Feldzug der Gerechtigkeit als vornehmste und einzige Aufgabe seines Lebens betrachtete. Er kannte ja nur noch die Devise: Tausend Wege, aber ein Ziel! und an diesem Abend hatte er wieder einen der tausend Wege beschritten. Nach wenigen Minuten legte das Boot an der ›Ferrato‹ an, wo Luigi die Heimkehrer schon am Fallreep erwartete. »Der Mann...?« sagte Doktor Antekirrt statt jeder Begrüßung. »... ist gleich nach dem Sprung vom Felsen von unserem Boot aufgenommen worden. Ich habe ihn in einer Kabine im Vorderdeck einsperren lassen«, entgegnete Luigi. »Er schläft fest.«

»So ist alles nach Plan abgelaufen«, sagte Doktor Antekirrt. »Ich wollte, daß sich Carpena vom Felsen stürzt, und er hat sich hinuntergestürzt. Ich wollte, daß er schläft, und er ist eingeschlafen. Wenn ich will, daß er wieder aufwacht, muß er aufwachen. Luigi, wir können heimkehren! Laß die Anker lichten!« Der Dampfkessel stand schon unter Druck; die Ankerketten waren binnen Minuten eingeholt, und gleich darauf stach die ›Ferrato‹ in See – mit Kurs auf Antekirrt!



### III

#### Siebzehnmal!

»Siebzehnmal?«  
»Siebzehnmal hintereinander ›Rot!‹«  
»Das ist nicht möglich!«  
»Vielleicht ist es unmöglich, aber leider ist es wahr!«  
»Und trotzdem wurde immer wieder auf ›Schwarz‹ gesetzt?«  
»Ja, und auf diese Weise hat die Bank neunhunderttausend Francs einstreichen können.«  
»Beim Roulette oder Trente et Quarante?«  
»Beim Trente et Quarante.«  
»Das ist seit fünfzehn Jahren nicht mehr passiert.«  
»Seit fünfzehn Jahren, drei Monaten und vierzehn Tagen«, warf ein älterer Herr ein, der es ganz genau wußte. »Richtig«, rief ein anderer Stammgast der Spielbank, »es war am 16. Juni 1867; ich erinnere mich genau.« Ähnliche Bemerkungen konnte man wohl an jedem Abend in der Vorhalle und im Säulengang des Fremdenclubs von Monte Carlo auffangen. Für die Spieler – Männer wie Frauen aller Altersklassen und Nationalitäten – waren ›Rot‹ und ›Schwarz‹ ebenso wichtige Begriffe wie für den Rennplatzbesucher der ›Sieger‹ oder ›Verlierer‹.

Diesmal ging es also um eine ungewöhnliche Serie von ›siebzehnmal Rot‹, und das Nomadenvolk der Spieler, das sich Tag für Tag von neuem über das kleine Fürstentum Monaco ergoß, diskutierte den Vorfall wie ein weltbewegendes Ereignis. Die ungewöhnliche Hartnäckigkeit, mit der sich ›Rot‹ behauptet hatte, sorgte für zahlreiche Opfer auf dem Schlachtfeld der Spielbank, und in den Tresoren der Bank häuften sich am Ende beträchtliche Summen – fast eine Million, wollten Eingeweihte wissen, woraus man schließen kann, daß fast jeder Besucher seinen Tribut gezollt hatte.

Zwei Stammgäste am grünen Tuch hatte die Pechsträhne offenbar besonders hart betroffen. Der jüngere der beiden Herren verstand es aber, seine Aufregung hinter einer Maske kühler Gleichgültigkeit zu verbergen; sein älterer Partner verlor dagegen vollkommen die Fassung. Er raufte sich die Haare, lief aus dem Spielsaal und hinunter zur Terrasse des Taubenschießstandes, wo er in lautes Jammern ausbrach.

»Vierhunderttausend Francs!« rief er mit irrem Blick, » vierhunderttausend Francs hat mich die verwünschte Serie gekostet!«

»Vierhundertdreizehntausend Francs«, sagte sein Begleiter im Tonfall eines uninteressierten Kassierers, der dem Kunden die Rechnung präsentiert.

»Und nun habe ich nur noch zweihunderttausend Francs übrigbehalten«, sagte der weißhaarige Herr kläglich. »Einhundertsiebenundachtzigtausend Francs«, korrigierte der jüngere Herr mit unerschütterlichem Gleichmut. »Einhundertsiebenundachtzigtausend Francs von zwei Millionen, die ich besaß, ehe Sie mich in diese Hölle schlepten!«

»Von einer Million und siebenhundertfünfsiebzigttausend Francs«, sagte der Zyniker.

»Und es hat nicht einmal zwei Monate gedauert...«

»Einen Monat und sechzehn Tage, um genau zu sein!«

»Hören Sie auf, Sarcany!« schrie der ältere Herr, den der Sarkasmus seines Begleiters fast um den Verstand brachte. »Warum so aufgeregt, Silas?« antwortete der jüngere Herr. Hier in Monte Carlo waren also Silas Toronthal und Sarcany gestrandet, nachdem sie Ragusa vor drei Monaten fluchtartig verlassen und in der Zwischenzeit sämtliche Spielhöhlen und Spielbanken Europas besucht hatten. Diese verhältnismäßig kurze Zeitspanne hatte genügt, um den Bankier so gut wie vollständig zu ruinieren. Sarcany, der schon früher seinen Judaslohn für den Verrat an den ungarischen Patrioten beim Glücksspiel verloren hatte, war es ein leichtes gewesen, auch aus Silas Toronthal einen passionierten Spieler zu machen. Der Bankier neigte ja von Natur aus zu finanziellen Abenteuern, und so war er binnen kurzem zum Stammgast der Kasinos und Spielhöhlen geworden. Immer deutlicher wurde auch seine Abhängigkeit von Sarcany. Er machte noch einige schwächliche Versuche, sich gegen den verhängnisvollen Einfluß des Tripolitaners aufzulehnen; dann ergab er sich. Die Brutalität der Ausdrucksweise Sarcanys, die unbestreitbare Logik seiner

Argumente genügten allemal, um den schwachen Bankier zum Schweigen zu bringen.

Selbstverständlich hatte sich Silas Toronthal auch den Anordnungen gefügt, mit denen Sarcany Savas vorübergehenden Verbleib regelte: Das Mädchen war in das entlegene nordafrikanische Tetuan gebracht und der Obhut der mitleidlosen Namir anvertraut worden.

Obwohl Sarcany sein eigenes Vermögen beim Glücksspiel verloren hatte, wurde er nicht müde, seinen ehemaligen Komplizen auf dieselbe verhängnisvolle Bahn zu drängen. In Frankreich, Italien und Deutschland, überall, wo mit leichter Hand große Summen gewonnen und verloren wurden, war das ungleiche Paar anzutreffen. Sie spekulierten an den Börsen, sie machten hohe Einsätze auf den Rennplätzen und in den Spielclubs der Hauptstädte, sie erschienen in den Casinos der Kurorte und Seebäder – und jedesmal verloren sie, so daß Silas Toronthals Vermögen auf wenige hunderttausend Francs zusammenschmolz. Der Bankier riskierte dabei sein eigenes Geld, Sarcany aber das Geld des Bankiers, und so eilten sie mit doppelter Geschwindigkeit dem gemeinsamen Ruin entgegen. Den größten Verlust hatten sie beim Bakkarat erlitten; die Folge war der überstürzte Verkauf des Palais am Stradone in Ragusa. Danach beschlossen die Komplizen, die rasende Talfahrt ein wenig zu bremsen: Sie wollten fortan alle Spielhöhlen mit ihren unredlichen Croupiers meiden und versuchen, im gesellschaftsfähigen Monte Carlo ihre Kassen wieder aufzufüllen. Verluste, die sie hier erleiden würden, wären wenigstens nur dem Spielerpech und nicht dem unverhüllten Betrug zu verdanken, der in jenen obskuren Etablissements gang und gäbe war. Seit nunmehr drei Wochen verließen sie kaum noch die Spieltische im Casino von Monte Carlo. Hartnäckig setzten sie immer wieder auf dieselben Zahlen; sie verdoppelten ihre Einsätze; sie stellten Wahrscheinlichkeitsrechnungen auf; sie wagten die Höchsteinsätze, wenn die Hand des Croupiers während der letzten Viertelstunde seines Dienstes ermüdet war und sich die Umdrehungszahl der Roulettescheibe angeblich leichter berechnen ließ. Sie erlagen den Einflüsterungen abgebrannter Spieler; sie wurden abergläubisch und gebrauchten die lächerlichsten Beschwörungsformeln – kurzum, sie führten sich auf wie ein Mittelding zwischen dem Kind, das noch nicht voll über seinen Verstand gebietet, und dem Schwachsinnigen, der den Verstand für immer verloren hat; sie waren hoffnungslos dem Spiel verfallen. Nur die letzte Stufe hatten sie noch nicht erreicht, auf der jener Unglückliche bereits angekommen war, der im Park barhäuptig umherirrte und fortwährend schrie: »Stehen bleiben!« »Sie soll doch stehen bleiben!« Der Ärmste lebte in dem Wahn, er hätte auf eine Gewinnzahl gesetzt, aber die Roulettescheibe sei verhext und könne nicht mehr Stehenbleiben und seine Zahl herausbringen. Sarcany zeigte auf den Wahnsinnigen und sagte streng: »Sie sehen, was dabei herauskommt, wenn man den Kopf verliert, Silas. Heute haben wir Pech gehabt; morgen können wir schon wieder Glück haben, nur erzwingen läßt es sich nicht. Wenn auf unsere Pechsträhne aber tatsächlich eine neue Glückssträhne folgen sollte, wollen wir sie gut festhalten.« Silas Toronthal wußte auf diese Ratschläge nichts zu erwidern; sie waren ohnehin so töricht wie alle Ratschläge, die sich Spieler untereinander zu geben pflegen. An diesem Abend hatte der Bankier nur noch einen Wunsch: Er wollte Sarcany entfliehen; er wollte so weit fliehen, daß ihn die Vergangenheit nicht mehr einholen konnte. Doch lange hielt dieser Entschluß nicht vor, und durchführbar war er ohnehin nicht. Sarcany überwachte den alten Herrn wie einen Häftling. Erst wenn die Heirat mit Sava vollzogen war, sollte Silas Toronthal seiner Wege gehen dürfen. Der Tripolitaner legte gar keinen Wert darauf, auf ewig mit diesem schwachen Menschen verbunden zu sein! Doch im Augenblick war der Bankier noch unentbehrlich, und so sagte Sarcany in beinahe tröstlichem Tonfall:

»Schlimmer als heute kann es nicht mehr werden, Silas. Wir versuchen es gleich morgen noch einmal, und Sie werden erleben...«

»... daß wir den Rest auch noch verlieren«, sagte der Bankier müde. Er hatte nicht mehr die Kraft, sich Sarcany's Einflüsterungen zu widersetzen.

»Und wenn schon!« entgegnete der Tripolitaner. »Uns bleibt ja noch Sava. Das Mädchen ist der höchste Trumpf in unserem Spiel!«

»Schon gut... schon gut... morgen also...«, murmelte Silas Toronthal. Er war jetzt in der Verfassung des Spielers, der bereit ist, sich um Kopf und Kragen zu bringen.

Gemeinsam kehrten sie in ihr Hotel zurück, das auf halbem Weg zwischen Monte Carlo und dem Vorort La Condamine lag. Der Hafen von Monaco liegt

zwischen dem Fort Antoine und der Focinana-Spitze. Er ist eine weitgeschwungene Bucht, die unter den Nordost- und Südostwinden gleichermaßen zu leiden hat. Die südliche Begrenzung, eine sechzig Meter hohe Felsnase, trägt die Hauptstadt des monegasischen Fürstentums. Am Nordende der Bucht, auf einem flachen Plateau, liegt Monte Carlo mit seinem Casino, seinen Villen und Hotels. Der Ort hat nur eintausendzweihundert Einwohner. Er erinnert ein wenig an einen schmucken Tafelaufsatz, der auf einem niedrigen steinernen Tisch steht. Seine Häuser verschwinden nahezu unter der üppigen exotischen Vegetation, dem Grün der Palmen, der Granatapfel-, Orangen- und Zitronenbäume, der Sykomoren, Pfeffersträucher, Eukalyptusbäume, Geranienbüsche, Aloen, Myrthen, Mastix- und Rhizinusbäume. Die alte kleine Hauptstadt im Süden der Bucht ist dagegen eine merkwürdige Anhäufung von Wohnhäusern und sonstigen Gebäuden, die buchstäblich jeden Vorsprung der Felsnase besetzen. Sie stehen nebeneinander aufgereiht an den schmalen, hügeligen Zickzack-Straßen und breiten sich ins Hinterland fast bis zur Corniche hin aus, jener prächtigen Straße, die auf halber Höhe des Gebirges zu schweben scheint. Auch die Hauptstadt bildet ein Schachbrett blühender Gärten, in denen Häuser aller nur denkbaren Baustile zu finden sind. Die kühnsten hängen in der Felswand, hoch über dem herrlich durchsichtigen Wasser der Bucht.

Zwischen Monaco und Monte Carlo, im Hintergrund der Bucht, entsteht allmählich eine neue Stadt, La Condamine. Sie reicht von der Küste landeinwärts bis in das schmale Tal zwischen dem Mont de la Justice und der Tête de Chien, dem »Hundekopf«. Dieser fünfhundertzweiundvierzig Meter hohe Berg trägt eine angeblich uneinnehmbare Festung, die bereits die Ehre hat, französisches Territorium zu sein – mit anderen Worten: Hier hört Monaco auf, und Frankreich beginnt. La Condamine und Monte Carlo verbindet eine herrlich gelegene Straße, deren Nordseite schöne Villen und Hotels säumen. Und in einem dieser Hotels wohnten Silas Torontahl und Sarcany. Von den Fenstern ihrer Zimmer aus konnten sie die ganze Bucht mit La Condamine und dem Felsen von Monaco überblicken; nur im Südwesten bildete das Bulldoggengesicht des »Hundekopfes« eine Barriere, das wie eine libysche Sphinx auf das Meer hinauszustarren schien.

Sarcany fand in seinem Zimmer einen Brief aus Tetuan vor. Namir berichtete darin über zwei sehr wichtige Ereignisse. Das erste war der Tod Carpenas, das zweite Doktor Antekirrts Auftreten in Ceuta, das offensichtlich mit dem ersten Ereignis im Zusammenhang stand.

Sarcany riß das Fenster auf und schaute mit leerem Blick aufs Meer hinaus, doch in seinem Kopf arbeitete es heftig. Er ordnete seine Gedanken.

Carpena tot? Das war gut, sehr gut sogar. Alles, was der Spanier hätte ausplaudern können, lag jetzt mit ihm auf dem Meeresgrund. Von dieser Seite war also nichts mehr zu befürchten. Aber Doktor Antekirrt in Ceuta? Das war beunruhigend. Es wurde Zeit, heraus zu finden, wer sich hinter diesem Namen verbarg. In Ragusa hatte der Mann Verbindungen zur Familie Bathory gehabt. In Catania lockte er Zirone in eine tödliche Falle. Jetzt war er in Ceuta aufgetaucht, und Carpena starb. Und Ceuta war nur wenige Meilen von Tetuan entfernt! Von Savas Versteck in dieser Stadt schien der Doktor noch nichts zu wissen, aber wie lange würde es ihm verborgen bleiben? Nein, solch einem gefährlichen Gegner mußte man zuvorkommen. Wozu hatte man gute Beziehungen zu den gefürchteten Senussi? Schon bald würden sie Herren der ganzen Cyrenaika sein, und dann trennte sie nur noch ein schmaler Meeresarm von der Insel Antekirrita. Es konnte nicht schwer sein, diesen Leuten das kleine Inselreich schmackhaft zu machen! Trotz solcher Überlegungen machte sich Sarcany keine Illusionen. An seinem Horizont zogen dunkle Wolken auf, und auf den verschlungenen Wegen, die ihn zu seinem Ziel führen sollten, konnte ihn schon das kleinste Hindernis so heftig zu Boden werfen, daß es kein Aufstehen mehr gab. Und solche Hindernisse gab es auch in Gestalt von Personen – zum Beispiel als Doktor Antekirrt und vielleicht sogar als Silas Toronthal! »Ja«, sagte Sarcany leise vor sich hin, »Silas wird eine Belastung für mich. Ist er morgen Abend bankrott, so bin ich zwar auch bankrott, aber ich weiß mir trotzdem zu helfen. Silas dagegen wird die Nerven verlieren, und in seinem Elend könnte er zu reden anfangen... das Geheimnis ausplaudern, auf dem meine Zukunftspläne beruhen. Es wäre sogar möglich, daß er meinem Einfluß entschlüpft und sich stattdessen zu meinem Herrn aufwirft.«

Sarcany war in diesem Augenblick so sehr in seine Überlegungen vertieft, daß er übersah, was am Meeresufer, nur wenige Schritte vor seinem Fenster, geschah. Im Abstand von nur einer halben Kabellänge glitt ein seltsames

spindelförmiges Wasserfahrzeug an der Küste entlang. Es hatte weder Masten noch Schornsteine und ragte höchstens zwei bis drei Fuß aus dem Wasser. Sobald es das ruhige, vor den Brandungswellen geschützte Fahrwasser unterhalb vom Taubenschießstand erreicht hatte, löste sich aus seiner Flanke eine kleine Jolle, die man vorher nicht bemerken konnte, so tief war sie in den Schiffsrumpf eingelassen. Drei Männer stiegen in die Jolle und setzten zu einer kleinen flachen Stelle am nahen Ufer über. Dort stiegen zwei der Männer aus; der dritte brachte das Boot zurück zu dem geheimnisvollen Fahrzeug, das sofort wieder Kurs auf das offene Meer nahm. Kein Geräusch, kein Signalfeuer, nicht einmal ein Kielwasser verriet seine Spur.

Die beiden Männer waren offenbar in Eile. Im Schutz der Felsen liefen sie in die Richtung des Bahnhofs von Monte Carlo, und bald darauf tauchten sie in der Avenue des Spelugues auf, die den Stadtpark umrundete.

Sarcany hatte nichts von diesen seltsamen Vorgängen bemerkt. Er war in Gedanken in Tetuan, und zwar in Begleitung von Silas Toronthal! Ja, falls der Ruin des alten Herrn am nächsten Abend im Casino besiegelt werden sollte, würde er ihn zwingen, mit nach Tetuan zu kommen. Tetuan aber lag im wilden Marokko, und wen kümmerte es dort schon, wenn ein zugereister Fremder plötzlich spurlos verschwand? Sarcany schreckte vor keinem Verbrechen zurück, schon gar nicht, wenn ihn die Abgelegenheit des Tatortes und die Wildheit der Bewohner vor polizeilichen Nachstellungen schützten.

Der Tripolitaner war mit sich zufrieden: Seine Entscheidungen für die nächste Zeit waren getroffen. Und so legte er sich zu Bett und schlief auch sofort ein. Silas Toronthal fand dagegen keine Ruhe. Seine Gedanken drehten sich unablässig um das verspielte Vermögen. Jämmerliche zweihunderttausend Francs waren ihm noch geblieben, und selbst diesen Rest eines Millionenvermögens sollte er am nächsten Tag noch riskieren, weil Sarcany es so wünschte. Im Gegensatz zu seinem kaltblütigen Gefährten konnte der Bankier keinen klaren Gedanken mehr fassen, und so begriff er auch nicht, daß für ihn bald eine Gelegenheit kommen würde, um Sarcany in die Schranken zu weisen.

Als der Tripolitaner am nächsten Morgen zu Silas Toronthal ins Zimmer trat, saß der alte Herr über ein Notizheft gebeugt, in das er lange Zahlenreihen und allerlei absurde Zahlenkombinationen eintrug.

»Hallo, Silas!« rief Sarcany schon in der Tür, »was haben Ihnen Ihre Träume eingeflüstert? Sollen wir auf ›Rot‹ oder auf ›Schwarz‹ setzen?« Er sprach im Tonfall eines Mannes, der den Miseren dieser Welt gerade so viel Bedeutung beimißt, wie sie es verdienen, doch der Bankier vermochte nicht auf diesen leichten Ton einzugehen.

»Ich habe keine Sekunde geschlafen«, sagte er mit düsterer Miene, »keine einzige Sekunde.«

»Sehr unklug, Silas, sehr unklug von Ihnen«, sagte Sarcany. »Nur Kaltblütigkeit kann uns nachher im Casino nützen. Sehen Sie mich an: Ich bin prächtig ausgeschlafen und in bester Kondition für die Begegnung mit Fortuna! Sie wissen doch: Das Glück ist eine kapriziöse Frau; sie liebt nur Leute, die sie zähmen können.«

»Hat sie uns nicht schändlich im Stich gelassen?«

»Pah! Das war nur eine ihrer Launen! Sie wird sich auch wieder besinnen und zu uns zurück kehren.«

Silas Toronthal sah nicht so aus, als höre er seinem geschwätzigen Partner überhaupt noch zu. Seine Augen glitten längst wieder über die sinnlosen Zahlenreihen in seinem Notizheft. »Lassen Sie doch diesen Unsinn, Silas«, sagte Sarcany streng. »Ich fange schon an, mir Sorgen um Sie zu machen. Begreifen Sie endlich, daß sich der Zufall nicht durch Berechnungen überlisten läßt, und nachher, im Casino, haben wir es ausschließlich mit dem Zufall zu tun. Er wird sich entweder für oder gegen uns entscheiden.«

»Wie Sie meinen«, sagte Silas Toronthal schließlich müde und klappte das Heft zu. »Aber was geschieht, wenn wir heute abend bankrott sind?«

»Dann reisen wir ab.«

»Wohin denn? Wohin könnten wir denn noch gehen? Oh, ich verwünsche den Tag, an dem ich zum ersten Mal Ihre Dienste in Anspruch genommen habe, Sarcany! Ohne Sie wäre ich nie so tief gesunken...«

»Diese Einsicht kommt ein wenig spät, mein Bester«, sagte Sarcany in unverschämtem Tonfall. Und er fügte hinzu: »Es ist auch unfein, Leute zu verunglimpfen, die einem geholfen haben, aber deren Dienste man nicht mehr braucht.«

»Schweigen Sie, Sarcany!« schrie der Bankier, »und nehmen Sie sich in acht!«

»Ja, darauf können Sie sich verlassen«, antwortete Sarcany so leise, daß der Bankier ihn nicht verstehen konnte. Die Drohung des alten Herrn hatte ihn nur in seinem Entschluß bestärkt, den Bankier aus dem Wege zu schaffen. Doch dafür war es noch ein wenig zu früh, und so sagte er versöhnlich: »Was streiten wir uns, Silas! Streit kostet Nerven, und unsere Nerven brauchen wir heute noch. Aber trösten Sie sich: Selbst wenn wir heute wieder eine Pechsträhne haben, brauchen wir nicht zu verzweifeln. Mich erwartet ja noch ein Millionen-Vermögen, und Sie sollen daran teilhaben.«

»Schon gut! Schon gut!« sagte Silas Toronthal, »jetzt geht es um Wichtigeres: Ich will meine Revanche haben!« Sein Spielerinstinkt, der nach dem letzten Verlust erstorben zu sein schien, regte sich schon wieder. Und sofort fiel Sarcany in das gleiche Lied ein:

»Heute abend sind wir reich, steinreich, Silas!« rief er fröhlich. »Und was wir gewonnen haben, werden wir nicht wieder verlieren. Übermorgen schon reisen wir aus Monte Carlo ab!«

»Wohin denn?«

»Nach Tetuan. Dort wird unsere letzte Partie gespielt – die allerbeste, Silas; das verspreche ich Ihnen!«

## IV

### Der letzte Einsatz

Der Fremdenclub von Monte Carlo – kurz das Casino genannt – wurde um elf Uhr vormittags geöffnet. Einige Spieltische waren schon mit Croupiers besetzt, obwohl um diese Zeit noch kein großer Besucherandrang herrschte.

Vor der Öffnung des Casinos hatte man bereits alle Spieltische auf ihren ordnungsgemäßen Zustand überprüft. Ihre Lage mußte vollkommen waagerecht sein; jede Abweichung konnte ja den Lauf der Kugel verändern, und die Bank mußte den Spielern bei Beanstandungen Schadenersatz leisten. Jeder der sechs Roulette-Tische war mit sechzigtausend Francs in Gold, Silber und Banknoten ausgestattet, jeder der beiden Trente-et-Quarante-Tische dagegen mit einhundertfünfzigtausend Francs. Es waren die üblichen Einsätze der Bank während der Hauptsaison, und es geschah nur selten, daß sie ergänzt werden mußten. Kam Zero, also die Null heraus, erhielt ja die Bank den gesamten Einsatz, ein Verfahren, das den Spieler von vornherein benachteiligte, doch das Glücksspiel ist ohnehin seinem Wesen nach unmoralisch.

An jedem Tisch hatten acht Croupiers mit ihren Rateaux, den Geldharken, die für sie reservierten Plätze eingenommen. Um sie herum saßen und standen die Spieler und Zuschauer, während Hausdetektive im Saal auf und ab gingen und sowohl die Spieler wie auch die Croupiers im Auge behielten. Dazwischen liefen Saalboten hin und her und erledigten allerlei Gänge für die Gäste und die Casinoverwaltung. Insgesamt zählten etwa einhundertfünfzig Personen zum Spielbankpersonal. Der Zug, der um halb ein Uhr aus Nizza eintraf, brachte wie üblich das Hauptkontingent der Spieler. An diesem ersten Julitag des Jahres 1882 war es allerdings noch verstärkt durch die Schar der Neugierigen, die die sagenhafte Serie von ›siebzehnmals Rot‹ nach Monte Carlo gelockt hatte. So herrschte gegen zwei Uhr in allen Casino-Räumen schon großes Gedränge. Mit gedämpfter Stimme unterhielten sich Hunderte von Menschen über das große Ereignis des Vortages.

Die riesigen Säle mit ihren verschwenderischen Goldornamenten, ihrer luxuriösen Möblierung, der strahlenden Helle ihrer Gaslüster und dem angenehm gedämpften Licht der grünen Petroleumlampen mochten die Illusion erwecken, den Rahmen für ein großes gesellschaftliches Ereignis abzugeben. Und doch ging es hier nur um eines: um Geld. Das Klingeln der Gold- und Silbermünzen, die zusammengeharkt oder über das grüne Tuch geschoben wurden, das Knistern der Banknoten und das unaufhörliche ›Rot gewinnt und Farbe‹ oder ›Siebzehn, Schwarz, Impair und Manque‹, das die Spielleiter mit unbeteiligtem Gesicht verkündeten, waren das einzige, was hier interessierte – für den unbeteiligten Beobachter ein trauriges, ein bedrückendes Bild.

Die beiden größten Verlierer des Vorabends trafen erst um drei Uhr ein. Sofort folgten ihnen viele neugierige Blicke. Man fragte sich, ob sie das Glück noch einmal herauszufordern wagten. Einige der unvermeidlichen ›Spielprofessoren‹ hätten ihnen gern ein paar ihrer angeblich unfehlbaren Tips verkauft, doch die beiden Herren waren unzugänglich. Der Bankier bewegte sich wie in Trance, und Sarcany gab sich hochmütig, zugeknöpft. Beide konzentrierten sich auf das kommende, auf ihr letztes Spiel.

Im Heer der Neugierigen, die den Bankier und Sarcany mit dem gleichen Interesse betrachteten, das man oft Schwerkranken oder zum Tode Verurteilten angedeihen läßt, befand sich ein junger Herr mit auffallend pffiffigem Gesicht. Seine lebhaften Augen hatte er hinter Sonnenschutzgläsern versteckt, und seine Hände gestikulierten nur deswegen nicht in der Luft, weil er sie so tief in den Rocktaschen vergraben hatte – aber vielleicht sollten sie dort auch seinen Bargeldvorrat hüten. Selbst die Füße der munteren Person konnten nur mit Gewalt in einer Ruhestellung gehalten werden; sie nahmen die bekannte erste Position des Ballettänzers ein. Der junge Mann war modisch, doch keineswegs geckenhaft gekleidet, und trotzdem merkte man ihm an, wie unglücklich er sich in diesem korrekten Anzug fühlte. Das überrascht nicht, wenn man weiß, daß es Pescada war, der in diesem bürgerlichen Kostüm steckte. Und es überrascht ebenso wenig, zu hören, daß Matifu draußen im Park auf ihn wartete. Ferner kann sich der Leser denken, daß die beiden Unzertrennlichen nicht aus eigenem Antrieb, sondern im Auftrag des Doktor Antekirrt in das Spielerparadies – oder auch die Spielerhölle – von Monte Carlo gereist waren. Und das Schiff, das sie

am Vorabend an der Landspitze von Monte Carlo abgesetzt hatte, war natürlich die »Electric 2« der Flottille von Antekirrta.

Der Zweck ihrer Reise ist rasch erklärt:

Carpena hatte die beiden ersten Tage nach dem Sprung vom Felsen in Ceuta in einer Kabine der »Ferrato« verbracht. Trotz seiner heftigen Proteste war er danach in den Kasematten von Antekirrta eingesperrt worden. Er begriff bald, daß er nur ein Gefängnis gegen das andere eingetauscht hatte; er wußte aber nicht, daß er sich in Antekirrta befand. Es dauerte nicht lange; bis er bereit war, alles zu tun, was seine Lage erleichtern konnte. So wurde er beim ersten Verhör, das Doktor Antekirrt selbst anstellte, ein gesprächiger Partner.

Kannte er Silas Toronthal und Sarcany? Silas Toronthal nicht; Sarcany ja, wenn auch nur flüchtig.

Bestanden Verbindungen zwischen Sarcany, Zirone und dessen Bande? Sicher, denn Sarcany wurde in Sizilien erwartet. Daß er nicht kam, lag wohl am Tod Zirones, den man ihm gewiß gemeldet hatte.

Wo hielt sich Sarcany jetzt auf?

In Monte Carlo, es sei denn, er hätte die Stadt schon verlassen. Silas Toronthal konnte bei ihm sein.

Mehr wußte Carpena offenbar nicht, doch Doktor Antekirrt war zufrieden: Er konnte jetzt einen neuen Feldzug planen. Der Spanier ahnte nicht im geringsten, warum Doktor Antekirrt seine Flucht aus Ceuta begünstigt und ihn dann sofort wieder eingesperrt hatte. Ebenso wenig ahnte er, daß Luigi der Sohn des Fischers Ferrato aus Rovigno war. Er wurde strenger bewacht als in Ceuta, und nach Doktor Antekirrts Willen sollte er erst wieder mit anderen Menschen zusammengeführt werden, wenn über sein Schicksal entschieden wurde. Von den drei Verrätern, die das blutige Ende der Triester Verschwörung verschuldet hatten, war nun wenigstens einer schon in Doktor Antekirrts Hand. Von den anderen beiden kannte man zumindest den Aufenthaltsort, so daß man sie im Auge behalten konnte. Da Silas Toronthal aber sowohl den Doktor wie auch Peter Bathory kannte und Sarcany in Ragusa mit Peter Bathory zusammengetroffen war, sollten zunächst nur Kap Pescada und Kap Matifu nach Monaco reisen und die Spuren der beiden Verräter aufnehmen. Doktor Antekirrt, Peter Bathory und Luigi wollten ihnen später mit der »Ferrato« folgen und in einem günstigen Augenblick eingreifen.

Die provenzalischen Zwillinge hatten mühelos das Hotel ausfindig machen können, in dem der Bankier und Sarcany abgestiegen waren. Sie erfuhren auch von der fabulösen »Rot«-Serie und ihren beiden Hauptleidtragenden. Als Kap Pescada dann noch den Bankier zu Gesicht bekam, der eine äußerst niedergeschlagene Miene zur Schau trug, schloß er messerscharf, daß der Reichtum der beiden Gauner zur Neige ging. Was er in Erfahrung gebracht hatte, wurde am nächsten Morgen gleich einer absenderlosen Depesche anvertraut, die an die Station von La Valetta auf Malta abging. Von dort wurde die Nachricht über eine Sonderleitung nach Antekirrta weiterbefördert. Als Sarcany und Silas Toronthal die Vorhalle des Casinos betraten, folgte ihnen Kap Pescada auf dem Fuße. Als sie die Schwelle zu den Roulette- und Trente-et-Quarante-Sälen überschritten, folgte er ihnen wieder wie ein Schatten. Inzwischen war es drei Uhr, und das Spiel wurde lebhafter, doch der Bankier und sein Begleiter machten erst einen Rundgang durch die Säle. Sie blieben vor diesem und jenem Spieltisch stehen, machten aber selbst noch keinen Einsatz. Kap Pescada bemühte sich, die beiden nicht aus den Augen zu verlieren. Um keinen Verdacht zu erwecken, riskierte er sogar selbst einige Fünf-Francs-Stücke – und verlor sie, ohne mit der Wimper zu zucken. Warum war er auch nicht dem Rat jenes verdienstvollen Spielprofessors gefolgt, der ihm zugeflüstert hatte:

»Die kleinen Fische schießen lassen, mein Herr! Das Gewinnen lohnt sich nur bei den großen!« – fürwahr, eine treffliche Weisheit!

Die Uhr schlug vier, und Silas Toronthal und Sarcany meinten, nun sei der richtige Zeitpunkt für den ersten Einsatz gekommen. Sie nahmen gegenüberliegende Plätze an einem bisher nur schwach besetzten Roulette-Tisch ein, und sofort versammelte sich um sie ein wahrer Bienenschwarm anderer Spieler und neugieriger Zuschauer. Alle konnten es kaum erwarten, daß der Revanche-Feldzug der beiden Hauptverlierer des vergangenen Abends begann.

Kap Pescada ergatterte einen Platz in der vorderen Zuschauerreihe und folgte gespannt dem Zweikampf zwischen der Glücksgöttin und dem Spielerpaar.

Während der ersten Stunde stand es unentschieden. Um ihre Chancen zu erhöhen, spielten Sarcany und Silas Toronthal jetzt getrennt. Sie setzten bald

auf einfache Zahlen, bald auf Kombinationen; sie strichen gute Gewinne ein, verloren sie aber gleich wieder. Doch gegen sechs Uhr schienen sie endlich eine Glückssträhne gepackt zu haben. Sie gewannen mehrmals das Maximum, nämlich sechstausend Francs, auf ganzen Zahlen. Die Hände des Bankiers zitterten vor Angst oder Gier, wenn er seine Einsätze auf das grüne Tuch schob oder seine Gewinne der Croupier-Harke entriß. Sarcany blieb dagegen Herr seiner Gefühle. Er begnügte sich inzwischen damit, seinen Kompagnon durch Blicke anzufeuern; im Augenblick stand das Glück so deutlich auf Toronthals Seite, daß er selbst sich jedes Risiko ersparen konnte.

Kap Pescada wurde fast schwindlig vom Anblick der unablässig hin- und herwandernden Goldmünzen, Silberstücke und Banknoten. Er fragte sich auch, ob die beiden Spieler wohl klug genug wären, das Spiel abubrechen und ihr frischerworbenes Vermögen fortzutragen. Doch dann besann er sich auf seine Aufgabe, und er begriff, daß allzu viel Vernunft auf Seiten der Spieler den Plänen Doktor Antekirrts schaden konnte. Mit neuen Geldvorräten in der Tasche wären sie vielleicht geneigt, Monte Carlo zu verlassen, und man müßte sie von neuem irgendwo in der Welt suchen. Sollen sie sich also ruinieren, dachte Kap Pescada; Sarcany ist glücklicherweise ohnehin kein Typ, der im rechten Augenblick zu spielen aufhört. Doch zunächst wurde der Kampf am Roulette-Tisch immer spannender. Schon dreimal hätten die beiden Spielpartner die Bank gesprengt, wären nicht durch den Spielleiter jeweils zwanzigtausend Francs zugeschossen worden. Die Zuschauer ergriffen dabei naturgemäß die Partei der Spieler; sie genossen ihren Erfolg gegenüber der Bank als Rache für die Rot-Serie des letzten Abends.

Als sich Silas Toronthal und Sarcany um halb sieben Uhr endlich von ihren Plätzen erhoben, hatten sie mehr als zwanzigtausend Louisdors gewonnen. Silas Toronthal war aufgeregt und abgespannt zugleich; er taumelte fast wie ein Betrunkener. Doch Sarcany behielt den alten Herrn gut im Auge: Er sollte nur nicht auf den Gedanken verfallen, sich mit dem neuerworbenen Reichtum allein aus dem Staube zu machen! So verließen sie schweigend, aber Seite an Seite das Casino und begaben sich in ihr Hotel zurück. Kap Pescada folgte ihnen in einigen Schritten Abstand. Er fand aber noch Gelegenheit, Kap Matifu zu wecken, der auf seiner Parkbank beim langen Warten eingedöst war.

»Bin ich dran?« fragte Kap Matifu schlaftrunken. »Womit denn?«

»Mit... natürlich mit...«

»... deinem Auftritt? Nein, mein Bester. Ein wenig mußt du schon noch in den Kulissen Stehenbleiben. Hast du zu Abend gegessen?«

»Ja, Kap Pescada.«

»Dann weißt du nicht, wie gut es dir geht! Mein Magen hängt bis zu den Schuhsohlen durch. Doch lassen wir das: Ich werde ihn schon wieder heraufholen, wenn Zeit dazu ist. Du rührst dich jedenfalls nicht mehr vom Fleck, bis ich dich abhole.« Mit ein paar weiten Sätzen hatte Kap Pescada den Bankier und seinen Kompagnon bald wieder eingeholt. Sobald sie im Hotel angekommen waren, vergewisserte er sich, daß sie ihr Essen auf den Zimmern einnahmen. Dann bestellte er sich selbst im Speisesaal eine Mahlzeit, die seinen Magen bald wieder in die dafür vorgesehene Position brachte.

Zum Abschluß genehmigte er sich eine feine Zigarre, und dann begab er sich wieder an die frische Luft. Er wollte das Hotel noch ein Weilchen observieren. Ich habe meinen Beruf verfehlt, dachte er; ich hätte doch eine gute Schildwache abgegeben! Um acht Uhr bekam er tatsächlich wieder Beschäftigung. Silas Toronthal und Sarcany zeigten sich im Hoteleingang. Sie stritten sich darum, ob sie ins Casino zurückkehren oder im Hotel bleiben sollten. Der Bankier wehrte sich verzweifelt gegen Sarcany's Überredungskünste, doch der Tripolitaner beendete die Diskussion, indem er in strengem Tonfall sagte:

»Kommen Sie endlich, Silas; ich bestehe darauf!« und prompt sah man beide gleich darauf den Weg zur Spielbank einschlagen. Kap Pescada setzte sich sofort wieder auf ihre Spur, doch er konnte ihre Gespräche nicht verstehen.

Sarcany legte es darauf an, den Widerstand des Bankiers gegen das Weiterspielen endgültig zu brechen.

»Es wäre Wahnsinn, Silas, jetzt, da unsere Glückssträhne beginnt, aufzuhören«, sagte er in beschwörendem Tonfall. »Solange wir Pech hatten, haben wir wider alle Vernunft weitergespielt; warum sollten wir nicht dasselbe tun, wenn wir Glück haben? Es ist eine einmalige Chance...«

»... alles wieder zu verlieren«, sagte Silas Toronthal leise. »Nein, und nochmals nein!« schrie Sarcany wütend. »Zum Teufel, wie soll ich Ihnen das erklären?



Man spürt doch bis ins Knochenmark, daß wir heute Abend noch einen ganz großen Coup landen werden. Eine Million wird uns die Bank hinblättern müssen und keinen Centime weniger!«

»So spielen Sie doch allein, Sarcany!«

»Wie? Ich sollte allein spielen, Silas? Niemals! Zusammen mit Ihnen? Gern. Und wenn nur einer von uns beiden spielen könnte, müßten Sie es sein. Das Glück hängt sich bekanntlich gern an Personen – in unserem Fall hat es offensichtlich Sie erwählt. Sie werden jetzt also spielen und gewinnen. Ich bestehe darauf.«

Sarcany's Drängen entsprang dem schlichten Wunsch, Silas Toronthal wieder zum Millionär zu machen – oder zu einem Bettler. Wurde der Bankier wieder so reich wie früher, konnten sie das alte Leben in Saus und Braus weiterführen; wurde er arm, mußte er sich wohl oder übel Sarcany vollends unterwerfen. In beiden Fällen war er ungefährlich für den Tripolitaner. Ein Weilchen stritten sich in Silas Toronthal noch die Furcht vor dem Ruin und die Lust, ins Casino zurückzukehren; dann siegte seine Spielleidenschaft, und Sarcany's Reden waren nur noch Öl auf ein Feuer, das längst schon wieder brannte. Hatte sich das Glück nicht deutlich genug für sie entschieden? Es wäre doch unverzeihlich, ihm jetzt die kalte Schulter zu zeigen! So konnte nur ein Narr denken! Wie alle Spieler verwechselte auch Silas Toronthal Vergangenheit und Gegenwart. Statt zu sagen: Ich habe Glück gehabt, sagte er: Ich habe Glück. Er hätte lieber auf den großen französischen Mathematiker hören sollen, der einmal sagte: »Der Zufall hat Launen; er hat keine Gewohnheiten.«

Als Silas Toronthal vor dem Casino-Eingang noch einmal zu zaudern schien, raunte ihm Sarcany zu:

»Nicht wankelmütig sein, Silas! Sie haben sich doch entschlossen...«

»... alles auf eine Karte zu setzen«, fuhr der Bankier mit fester Stimme fort. Er hatte schon den Fuß über die Casino-Schwelle gesetzt, und damit waren für ihn die Würfel gefallen. »Ich will Ihnen keineswegs Vorschriften machen, Silas«, sagte Sarcany sofort in unterwürfigem Tonfall, »aber meinen Sie nicht auch, Sie sollten lieber zum Roulette gehen, oder...«

»Ich spiele heute abend Trente et Quarante!«

»Sehr vernünftig, Silas. Das Roulette hat Ihnen heute schon ein halbes Vermögen eingebracht...«

»... und das Trente et Quarante soll mir die zweite Hälfte dazu einbringen.«

Zehn Minuten später sah Kap Pescada die beiden Spieler schon an einem der Trente-et-Quarante-Tische sitzen. Die Chancen sind bei diesem Glücksspiel mit Karten auf drei Möglichkeiten eingeschränkt: Man setzt auf »Rot« oder »Schwarz« und gewinnt oder verliert, oder es kommt ein Unentschieden zwischen »Rot« und »Schwarz« heraus und die Spieler setzen nochmals. Da aber hier mit höheren Einsätzen gespielt wird, gibt es auch sehr hohe Verluste oder Gewinne; der Maximalgewinn bei einem Spiel beträgt immerhin zwölf tausend Francs! Kein Wunder also, daß das Trente et Quarante nur die wirklich »großen« Spieler anzieht. Gewinne und Verluste werden hier in solchen Höhen und mit solcher Geschwindigkeit verbucht, daß die Börsen von Paris, New York und London vor Neid erblassen. Sowie Silas Toronthal am Trente-et-Quarante-Tisch saß, waren alle seine Ängste verflogen; er überließ sich seiner Spielwut und erinnerte fast an ein durchgehendes Pferd. Es ist unerfindlich, warum Berufsspieler behaupten, ausgerechnet beim Trente et Quarante könne man sein Geld planmäßig vermehren; gerade hier waltet doch der Zufall mehr als bei irgendeinem anderen Glücksspiel. Und diese Erfahrung blieb auch Silas Toronthal nicht erspart. Zunächst hielten sich bei ihm Gewinne und Verluste die Waage. Dann neigte sich der Sieg vorübergehend auf die Seite des Bankiers, und in diesem Augenblick verloren Sarcany und Silas Toronthal die Selbstkontrolle. Sie begannen das zu tun, was die professionellen Spieler einander hochjubeln< nennen: Sie übertrafen sich in der Höhe ihrer Einsätze, bis sie sich schließlich beide nur noch mit dem Höchsteinsatz zufrieden gaben. Und im gleichen Augenblick begann auch schon ihr Niedergang. Die Bank blieb, im Gegensatz zu den beiden Spielern, besonnen. Außerdem waren ihre Interessen durch das vorgeschriebene Maximum für die Spieler bestens geschützt.

Es kam, wie es zu erwarten war: Alle Gewinne, die Silas Toronthal im Laufe des Nachmittags eingestrichen hatte, zerrannen binnen kurzem beim Trente et Quarante. Der Bankier bot jetzt einen schrecklichen Anblick: Seine Augen waren weit aufgerissen, und sein Gesicht verzerrte sich zu einer Fratze. Er klammerte sich an alles, was ihm Halt versprach: an den Tisch, seinen Stuhl und nicht

zuletzt an die Banknotenbündel und die Rollen der Gold- und Silberstücke, die über den Tisch hin und her wanderten. Schließlich rang er nach Luft wie ein Ertrinkender, doch es gab keinen rettenden Arm, der ihn an ein sicheres Ufer gezogen hätte. Sarcany dachte gar nicht daran, dem Ärmsten Hilfe zu leisten; er würde ihn erst wegführen, wenn der Ruin vollkommen war!

Um zehn Uhr machte Silas Toronthal sein letztes Spiel; er setzte noch einmal Zwölftausend Francs, und er verlor. Als er seinen Platz verließ, hatte er nur noch den Wunsch, das Casino-Gebäude über sich und allen anderen Spielern zusammenbrechen zu sehen. Er besaß keinen Heller mehr; nichts war ihm geblieben von den Millionen aus dem Verkauf seines Bankhauses, das er einstmals mit den Millionen aus dem Sandorfschen Vermögen saniert hatte.

Silas Toronthal verließ den Spielsaal zusammen mit Sarcany – ein Gefangener in Begleitung seines Aufsehers! Sie verließen sofort das Casino und schlugen einen der schmalen Pfade ein, die zum Städtchen La Turbie hinaufführen. Kap Pescada folgte ihnen auf dem Fuße. Im Vorbeilaufen weckte er noch rasch Kap Matifu auf, der auf seiner Parkbank wieder eingeschlafen war.

»Alarm!« flüsterte er ihm zu. »Jetzt heißt es: Augen auf, und die Beine in die Hand genommen!«

Sarcany und Silas Toronthal liefen zwischen den Gärten mit ihren schönen Orangen- und Olivenbäumen immer noch bergan. Der serpentinartig ansteigende Pfad machte es den Verfolgern leicht, die beiden Männer im Auge zu behalten. Allerdings konnten sie nicht hören, wie Sarcany den Bankier zur Rückkehr ins Hotel zu bewegen versuchte. »Kehren Sie um! Nehmen Sie endlich Vernunft an!« befahl er einmal über das andere, doch Silas Toronthal gehorchte nicht mehr.

»Nein«, sagte er immer wieder verbissen, »nein, ich will nicht mehr. Wir müssen uns trennen; wir sind ja bankrott.«

»Uns trennen, Silas? Niemals! Wir haben noch genug Geld, um nach Tetuan zu reisen. Dort erwartet uns noch eine wichtige Aufgabe!«

»Nein«, sagte Silas Toronthal wieder, »lassen Sie mich in Ruhe!«

Er gab Sarcany einen Stoß und lief so schnell davon, daß ihn der Tripolitaner nur mit Mühe wieder einholen konnte. Bei jedem Schritt lief er Gefahr, in eine der Schluchten zu stürzen, die sich links und rechts des steilen Pfades auftaten. Er wollte nur noch fliehen; fliehen aus Monte Carlo; fliehen vor Sarcany, der ihn in diese Hölle der Spieler geführt hatte; fliehen, wohin es der Zufall wollte.

Sarcany spürte, daß ihm die Macht über diesen Mann mit jedem Schritt mehr entglitt. Und das durfte nicht sein! Der Bankier kannte allzu viele seiner Geheimnisse, und er würde auch im Elend noch die Macht besitzen, den letzten großen Coup des Tripolitaners zu vereiteln. Selbst wenn er in den Tod stürzte, konnte er mit seinem letzten Schrei den alten Komplizen noch verraten. Und darum ging es jetzt: Silas Toronthal durfte keine Zeit mehr für diesen letzten Schrei haben! Vom verbrecherischen Gedanken bis zur Ausführung der Tat war es für Sarcany allemal nur ein kleiner Schritt. Was er ohnehin auf einer einsamen Straße nach Tetuan tun wollte, konnte er ebenso gut schon hier in Monaco ausführen. Er mußte nur warten, bis auch die letzten Abendspaziergänger heimgegangen waren.

Im Augenblick gab es jedenfalls noch zu viele Leute, die nach Monte Carlo hinunter- oder nach Turbie hinauf wanderten. Ein Schrei des Bankiers rief gewiß einen oder mehrere Retter herbei. Es war besser, für den Mord einen anderen Tatort zu wählen. Weiter oben, an der Grande Corniche, die in über zweitausend Metern Höhe in das Vorgebirge der Seealpen eingemeißelt war, gäbe es sicher genügend geeignete Stellen für das Verbrechen. Wer würde schon die Leiche des Bankiers in einer der vielen Schluchten suchen, die es überall unterhalb der Straße gab?

Dennoch versuchte Sarcany ein letztes Mal, Silas Toronthal zum Umkehren zu bewegen. Vergebens. »Lassen Sie mich in Frieden!« schrie der Bankier wieder. Wäre er bewaffnet oder kräftig genug gewesen, um Sarcany im Zweikampf zu besiegen, er hätte sich wohl mit einem Gewaltakt von seinem Peiniger befreit. Wenigstens verlieh ihm der Zorn so viel Kraft, daß er Sarcany noch einmal zurückstoßen und einen kleinen Vorsprung gewinnen konnte. Wie gehetzt lief er zwischen den letzten der terrassenartig angelegten Gärten auf die Hauptstraße nach La Turbie zu. Er erreichte sie schließlich auf dem schmalen Paß zwischen dem »Hundekopf« und dem Berg Agel, der einstigen Grenze zwischen Italien und Frankreich. »Lauf nur, Silas!« rief Sarcany höhnisch hinter ihm her, »lauf nur! Mir entkommst du doch nicht!«

Er warf sich nach rechts, kletterte behende über ein Mäuerchen und lief quer durch den dahinterliegenden Terrassengarten. Mit diesem Manöver kürzte er den Weg ab, und weiter oben würde er Silas Toronthal ohne Mühe wieder abfangen können. Kap Pescada und Kap Matifu hatten zwar den Wortwechsel zwischen den beiden Männern nicht verstanden; sie sahen aber, daß der Tripolitaner von dem alten Herrn heftig zurückgestoßen wurde und irgendwo im Dunkel der Gärten verschwand. »He, zum Teufel, jetzt entwischt uns auch noch die Hauptperson!« rief Kap Pescada. »Vorwärts, Kap Matifu, der andere darf nicht entkommen! Toronthal ist besser als nichts. Die Wahl haben wir ohnehin nicht mehr.«

Mit einigen langen Sätzen hatten sie Silas Toronthal rasch wieder eingeholt. Der Bankier hastete am Fuß des kleinen Hügels entlang, den der Augustus-Turm krönt. Dann lief er keuchend durch die Hauptstraße von La Turbie, dessen Häuser längst für die Nachtruhe zugesperrt waren. Kurz dahinter hatte er die Corniche erreicht.

Kap Pescada und Kap Matifu hielten immer noch etwa fünfzig Schritt Abstand zu dem Fliehenden. Sarcany war merkwürdigerweise nicht mehr aufgetaucht. Entweder verfolgte er sein Opfer auf einem höhergelegenen Pfad, oder er wollte Silas Toronthal doch seinem Schicksal überlassen und war selbst nach Monaco zurückgekehrt.

Von La Turbie aus läuft die Corniche, der Überrest einer Römerstraße, bergab in die Richtung von Nizza. Sie führt vorüber an herrlichen Felsenpartien, imposanten einzeln, stehenden Bergkegeln und tiefen Schluchten, die bis zur Eisenbahnlinie hinunterreichen.

Im hellen Licht des Mondes, der im Osten aufging, zeichnete sich vage die variantenreiche Küstenlinie ab. Hinter mehreren kleinen Buchten wurde die Insel vom Heiligen Hospiz sichtbar, gefolgt von der Var-Mündung, der Halbinsel La Garoupe, dem Cap d'Antibes, der Bucht von Juan, den Lerinischen Inseln, der Bucht von Napoule, dem Golf von Cannes und, in weiter Ferne, dem Massiv des Esterei-Gebirges. An der Reede von Beaulieu, unterhalb von >Klein-Afrikas und im Hafen von Villefranche am Berg Leuza blinkten in regelmäßigen Abständen die Leuchttürme, und weit draußen auf dem offenen Meer spiegelten sich die Signalfeuer der Fischerboote in den Wellen. Mitternacht war schon vorüber, als Silas Toronthal die Corniche hinter La Turbie wieder verließ und auf einen schmalen Pfad einbog, der geradenwegs nach Eze führte. Auf einem Felsen, der sich aus einem dichten Wald von Pinien und Johanniskrautbäumen erhebt, hängt das Dorf in vierhundert Metern Höhe wie ein Adlerhorst über dem Meer.

Der Weg nach Eze war zu dieser nächtlichen Stunde völlig menschenleer. Ohne ein einziges Mal den Schritt zu verlangsamen oder sich umzuschauen lief der offenbar geistesverwirrte Bankier auf das Dorf zu. Doch kurz vor den Häusern bog er in einen schmalen Pfad ein, der in die Felsenküste hoch über dem Tunnel für die Eisenbahn und die Fahrtstraße eingegraben war. Kap Pescada und Kap Matifu waren immer noch fünfzig Schritt von dem Wahnsinnigen entfernt, als er plötzlich den Pfad verließ und auf einen kleinen Felsvorsprung zustürzte. Mehrere hundert Fuß tief unter ihm toste die Brandung. Wollte er seinem elenden Leben durch den Sprung in den Abgrund ein Ende machen?

»He, Freundchen, wir brauchen dich lebend!« rief Kap Pescada. »Los, Kap Matifu! Pack ihn, und halte ihn gut fest!« Noch trennten sie dreißig Schritte von dem Lebensmüden, als rechts vom Weg, im Unterholz der Mastix- und Myrthenbäume, ein Schatten in die Richtung des Bankiers glitt. Sarcany!

»Beim Himmel!« rief Kap Pescada erschrocken, »der Bursche will doch nicht etwa seinen Kompagnon ins Jenseits befördern? Los, Kap Matifu, du greifst dir den einen, ich den andern!« Doch Sarcany hatte sie schon bemerkt. Er blieb stehen, fluchte und schlug sich blitzschnell nach rechts ins Gebüsch. In der nächsten Sekunde, gerade, als Silas Toronthal zum Sprung in die Tiefe ansetzte, packte Kap Matifu zu. Mit einem Ruck riß der Riese den Bankier zurück auf den sicheren Pfad. »Loslassen!« schrie Silas Toronthal. »Sie sollen mich loslassen!«

»Loslassen? Damit Sie einen Fehltritt tun? Dafür ist es zu spät, mein Bester!« rief Kap Pescada. Doch trotz seiner Schlagfertigkeit war er im Augenblick ein wenig ratlos. Diese Situation war ja in den Anweisungen, die ihm Doktor Antekirrt mit auf den Weg gegeben hatte, nicht vorgesehen. Er mußte sich rasch entscheiden: Sarcany zu verfolgen war sicher sinnlos. Doch Silas Toronthal war gefangen. Es ging nur noch darum, ihn nach Antekirrta zu schaffen, wo ihn der Empfang erwartete, den er verdiente.

»Bist du bereit, diesen Herrn für einen annehmbaren Preis ab zu

transportieren?« sagte er zu Kap Matifu, und der antwortete: »Mit dem größten Vergnügen!«

Silas Toronthal begriff kaum noch, was mit ihm geschah. Er war mehr tot als lebendig und ließ sich widerstandslos von Kap Matifu den steilen Pfad zur Küste hinunterschleppen, den Kap Pescada ausfindig gemacht hatte.

Der Abstieg war gefährlich, und ohne Kap Pescadas Geschicklichkeit und Kap Matifus Kraft hätte das Unternehmen leicht für alle drei Männer tödlich enden können. Nachdem sie wohl zwanzigmal mit knapper Not einem Sturz in die Tiefe entgangen waren, erreichten sie endlich den Meeressaum. Dort unten hatte das Wasser aus dem Sandsteinmassiv eine ganze Reihe kleiner Buchten herausgenagt, und durch das eisenhaltige Gestein war ihr Wasser blutrot gefärbt.

Es wurde schon hell, als Kap Pescada für den Bankier ein sicheres Versteck gefunden hatte. Im Hintergrund einer kleinen Bucht war er auf eine Höhle gestoßen, die schon vor Jahrtausenden entstanden sein mußte und über dem Wasserspiegel lag. Der Bankier ließ sich widerstandslos in diese Höhle führen, und Kap Matifu wurde als Wächter vor den Eingang gesetzt. »Du mußt vorläufig hier bleiben«, sagte Kap Pescada. »Solange du willst.«

»Vielleicht sogar zwölf Stunden. Ich weiß nicht, wann ich zurückkommen kann.«

»Auch zwölf Stunden.«

»Ohne etwas zu essen!«

»Wenn das Frühstück heute ausfällt, esse ich zwei Mittagsportionen.«

»Und wenn das Mittagessen auch ausfällt?«

»Dann esse ich vier Abendbrotportionen.« Er ließ sich so auf einem Stein nieder, daß er den Gefangenen bequem im Auge behalten konnte. Kap Pescada war inzwischen schon auf dem Weg nach Monaco. Glücklicherweise brauchte er seinen Kompagnon nicht zwölf Stunden hungern zu lassen. Schon nach knapp zwei Stunden entdeckte er die ›Electric‹ in einer einsamen Bucht mit ruhigem Wasser. Eine Stunde später steuerte das Schnellboot den Schlupfwinkel an, in dem Silas Toronthal gefangen saß. Vom Meer her gesehen glich Kap Matifu, der noch immer vor dem Höhleneingang wachte, einem Proteus, der die Herden Neptuns hütete. Wenige Augenblicke später waren auch Kap Matifu und Silas Toronthal an Bord der ›Electric‹, die mit hoher Geschwindigkeit Kurs auf das offene Meer nahm. Kein Zöllner, kein Fischer hatte die seltsamen Vorgänge in der kleinen Bucht bemerkt.

## Mit Gottes Hilfe!

Der Leser möge gestatten, daß wir nun wieder nach Antekirrta zurückkehren, wo sich inzwischen Carpena und Silas Toronthal in Gewahrsam befanden.

Die Agenten des Doktor Antekirrt hatten auch jetzt noch alle Hände voll zu tun, denn von Sarcany fehlte bisher jede Spur. Ebenso erfolglos war auch die Suche nach Frau Bathory und ihrer einzigen Stütze, dem Diener Borik, verlaufen. Peter Bathory wurde von Tag zu Tag niedergeschlagener, und selbst Doktor Antekirrt wußte nicht mehr, wie er den jungen Mann trösten sollte. Obendrein spürte man, daß Peter Bathory nicht allein um die verschwundene Mutter litt, sondern auch um Sava Toronthal, deren Namen er vor Doktor Antekirrt nicht einmal zu nennen wagte.

In Artenak hatte Maria Ferrato nahe beim »Stadthaus« des Doktors mit ihrem Bruder eines der hübschesten Häuser des Ortes bezogen. Doktor Antekirrt bestand darauf, daß sie es als Entschädigung für ihre langen Leidensjahre von ihm annahm. Wenn Luigi nicht gerade in seiner Eigenschaft als Erster Offizier der »Ferrato« unterwegs war, besuchte er mit seiner Schwester fast täglich den väterlichen Freund, und Doktor Antekirrt erwiderte ihre Besuche ebenso gern und häufig. »Unser Glück wäre vollkommen, wenn Peter nicht so leiden müßte«, sagte Maria eines Tages zu Luigi. »Auch für Peter wird sich alles zum Guten wenden«, entgegnete der Bruder. »Ich habe die Hoffnung nicht aufgegeben, daß Doktor Antekirrt Mittel und Wege findet, Frau Bathory zu entdecken.«

»Peter trauert nicht allein um seine Mutter, Luigi«, sagte Maria. »Das ist wahr, aber es ist und bleibt unmöglich, daß er Sava Toronthal heiratet!« entgegnete Luigi. »Was dem Menschen allein unmöglich ist, wird mit Gottes Hilfe oft doch noch möglich«, erwiderte Maria. Peter Bathory hatte nicht nur in Luigi einen treuen Bruder, sondern dazu noch in Maria die liebenswerteste, besorgteste Schwester gewonnen, die er sich wünschen konnte. Sobald seine Niedergeschlagenheit übermächtig wurde, ging er zu ihr, und ihr Gottvertrauen, das der Verzweiflung keinen Raum ließ, übertrug sich auch ein wenig auf sein verstörtes Gemüt. Da Silas Toronthal nun als Gefangener in den Kasematten von Antekirrta lebte, lag es nahe, daß ihn Peter Bathory durch einen Mittelsmann über den Aufenthaltsort von Sava befragen ließ, doch der junge Mann sah schließlich ein, daß er es dem Andenken seines Vaters schuldete, auf diesen erlösenden Schritt zu verzichten. Vielleicht hätte sich Silas Toronthal auch taub gegen alle Fragen nach Sava gestellt. Er wußte ja weder, daß er in Doktor Antekirrts Gewalt war, noch daß Peter Bathory lebte und sich ebenfalls auf Antekirrta befand; ja, er kannte seinen eigenen Aufenthaltsort noch nicht einmal dem Namen nach! Im übrigen befand er sich nach den Ereignissen von Monte Carlo in einem so bejammernswerten körperlichen und geistigen Zustand, daß er vielleicht gar keine Aussagen machen konnte, nicht einmal, wenn sie seine eigene Lage verbesserten. Da wir gerade von den wichtigsten der derzeitigen Einwohner Antekirrtras sprechen, wollen wir Kap Pescada und Kap Matifu nicht übergehen.

Kap Pescada gehörte seit der Verhaftung des Bankiers zu den Berühmtheiten des Inselvolkes. Obwohl ihm Sarcany in Monaco entwischt war, sparte Doktor Antekirrt nicht mit Lob und Dankesbezeugungen. Der tapfere Bursche hatte auf dem Felsen von Eze alles getan, was in seinen Kräften stand, und sich überdies beim Abtransport des Gefangenen geschickt und umsichtig gezeigt. Und da Doktor Antekirrt mit ihm und seinem Kompagnon zufrieden war, hielten es die beiden für ihre Pflicht, ebenfalls zufrieden zu sein, was nicht aus schloß, daß sie inständig auf neue Aufgaben hofften.

Gleich nach ihrer Rückkehr waren sie den Stadtvätern von Artenak vorgestellt und herzlich empfangen worden. Kap Matifu nahm sich bei dieser feierlichen Gelegenheit ein wenig drollig aus, denn seine riesige Gestalt schien den feinen Empfangsraum im Rathaus förmlich zu sprengen.

»Dafür nehme ich um so weniger Platz ein«, sagte Kap Pescada, und sofort hatte er die Lacher auf seiner Seite. Im übrigen war er mit seiner Schlagfertigkeit und Fröhlichkeit die Freude der Einwohner von Antekirrta. Er machte schon große Zukunftspläne. Wenn erst Doktor Antekirrts geheimnisvoller Feldzug beendet wäre, wollte er ein gigantisches Freudenfest inszenieren. Das Vergnügungsprogramm sollte ganz allein seine Sache sein, und notfalls würde er

für diese Gelegenheit mit Kap Matifu noch einmal in die alten Artistenkostüme steigen. Doch leider war dieser herrliche Tag noch fern. Und so vertrieben sich die beiden Unzertrennlichen die Wartezeit mit der Verschönerung ihres Gartens, der bald in einem Blumenmeer zu ertrinken drohte. Auch die Arbeiten an Kap Matifus kleinem Fischerhafen gingen gut voran. Wenn man den Herkules am Strand mit den riesigen Felsbrocken hantieren sah, konnte man ganz beruhigt sein: Er hatte seine sagenhaften Körperkräfte noch nicht eingebüßt!

Doch wir hörten es schon: Noch stand nicht alles zum besten; Sarcany und Frau Bathory waren unauffindbar. Doktor Antekirrt wartete deshalb besonders ungeduldig auf den Tag, an dem Silas Toronthal so weit wiederhergestellt wäre, daß man ihn befragen konnte.

Der Bankier und Carpena bewohnten weit auseinanderliegende Zellen in einem kleinen Fort im Nordwesten von Artenak. Die beiden Gefangenen kannten sich nur dem Namen nach durch Sarcany, und auch jetzt gab es für sie keine Gelegenheit, einander zu begegnen. Zwei besonders zuverlässige Wärter hatten darauf zu achten, daß es keine Kontakte zwischen ihnen gab, und so wurden sie auch auf verschiedenen Höfen an die frische Luft geführt. Da es den Wärtern untersagt war, Fragen nach dem Aufenthaltsort zu beantworten, ahnten beide noch immer nicht, daß sie in der Gewalt des geheimnisvollen Doktors waren, den Silas Toronthal in Ragusa kennengelernt hatte. Erst am 16. Oktober war der Bankier so weit wiederhergestellt, daß man ihm einige Fragen stellen konnte. Vor diesem ersten Verhör beriet sich Doktor Antekirrt aber mit seinen Getreuen, und Luigi empfahl Vorsicht.

»Wenn wir Toronthal gerade heraus nach Sarcany's Verbleib fragen, muß er doch annehmen, daß wir auch seinen Komplizen gefangen nehmen wollen. Es könnte geschehen, daß er uns den Aufenthaltsort des Tripolitaners verschweigt, weil er diesen Mann fürchtet.«

»Darf ich eine Bemerkung dazu machen?« sagte Kap Pescada, der bis dahin höflich geschwiegen hatte.

»Sprich nur, mein Freund«, sagte Doktor Antekirrt, und Kap Pescada hielt einen formvollendeten kleinen Vortrag. »Meine Herren«, sagte er, »angesichts der Umstände, unter denen sich die beiden Gentlemen in Monaco voneinander trennten, ist kaum anzunehmen, daß sie noch gegenseitig Rücksicht üben. Herr Toronthal hat allen Grund, Herrn Sarcany aus tiefster Seele zu verabscheuen, denn er verdankt ihm seinen Ruin. Wenn also Herr Toronthal weiß, wo sich besagter Sarcany aufhält, wird er zweifellos diesbezügliche Aussagen machen. Schweigt er, liegt es einfach daran, daß er die gegenwärtige Adresse seines sauberen Kompagnons nicht kennt.« Dieser Argumentation war nichts entgegenzusetzen, und Doktor Antekirrt sagte:

»Ich werde noch heute herausfinden, was Silas Toronthal weiß und was er nicht weiß. Da er aber noch immer nicht erfahren soll, in wessen Hand er ist, möchte ich Luigi bitten, die erste Befragung durchzuführen.«

»Ich stehe zur Verfügung«, sagte Luigi und begab sich sofort in die Kasematten der Stadtbefestigung.

Der Bankier war gerade erst aufgestanden und saß zusammengesunken an einem Tischchen in seiner Zelle. Noch immer bot er einen jämmerlichen Anblick. Er verschwendete längst keinen Gedanken mehr an seinen finanziellen Ruin oder an Sarcany; er wollte nur noch wissen, warum man ihn an diesem unbekannten Ort gefangen hielt. Dumpf spürte er, daß ihm das Schlimmste bevorstand.

Als Luigi Ferrato seine Zelle betrat, erhob er sich, doch auf eine Handbewegung des jungen Mannes hin ließ er sich sofort wieder auf den Stuhl sinken. Es entspann sich ein knapper Dialog. »Sie sind Silas Toronthal, ehemaliger Bankier aus Triest, zuletzt wohnhaft in Ragusa?« sagte Luigi.

»Ich werde Ihre Frage nicht beantworten«, entgegnete der Bankier. »Es ist Sache der Leute, die mich gefangen halten, heraus zu finden, wer ich bin.«

»Sie sind ihnen bekannt.«

»Aber wer sind diese Leute?«

»Das erfahren Sie später.«

»Und wer sind Sie?«

»Ein Mann, der den Auftrag hat, Ihnen gewisse Fragen zu stellen.«

»Wer hat Sie beauftragt?«

»Jemand, dem Sie Rechenschaft schulden...«

»Ich wiederhole: Wie heißt dieser Mann? Wer sind diese Leute?«

»Ich sagte es schon: Sie erfahren es später.«

»Dann verweigere ich jede Aussage.«

»Wie Sie wollen. Fahren wir fort: Sie haben sich zuletzt in Monte Carlo aufgehalten. In Ihrer Begleitung befand sich ein Mann, den Sie seit Jahren kennen. Er ist gebürtiger Tripolitaner und heißt Sarcany. Im Augenblick Ihrer Verhaftung auf der Straße nach Nizza konnte er entkommen. Im Namen meines Auftraggebers frage ich Sie: Kennen Sie den Aufenthaltsort Sarcany, und wären Sie bereit, ihn gegebenenfalls zu nennen?« Silas Toronthal hütete sich, sofort zu antworten. Er überlegte fieberhaft: Wer nach Sarcany's Adresse fragte, würde den Tripolitaner doch sicher gefangen nehmen wollen. Und weshalb? Vielleicht im Zusammenhang mit den schon so lange zurückliegenden Ereignissen von Triest? Wer aber konnte nach fünfzehn Jahren noch ein Interesse daran haben, den Grafen Sandorf und seine Freunde zu rächen, da doch die meisten Beteiligten längst tot waren? Wer waren die Leute, die ihn aus Monaco entführt hatten und sich jetzt als seine Richter aufspielten? Daß es sich offenbar nicht um ein ordentliches Gerichtsverfahren, sondern um eine Art Privatjustiz handelte, war keineswegs beruhigend. Natürlich ahnte er, wo sich Sarcany aufhielt: gewiß in Tetuan, bei Namir, wo der Schurke seine letzte und wichtigste Partie zu spielen gedachte. Doch im Augenblick war es wohl klüger, diese Vermutung zu verschweigen. Reden konnte man später immer noch.

Luigi fand, daß Silas Toronthal nun genug nachgedacht hatte. »Nun...?« sagte er drängend, und der Bankier antwortete: »Ich könnte behaupten, daß ich den Aufenthaltsort dieses Sarcany, von dem dauernd die Rede ist, kenne, daß ich ihn aber nicht nennen darf. Doch das wäre gelogen; ich kenne ihn tatsächlich nicht!«

»Das ist alles?«

»Alles – und nichts als die Wahrheit.«

Luigi kehrte zu Doktor Antekirrt zurück und erstattete Bericht. Da das Verhör ergebnislos verlaufen war, blieb nichts weiter übrig, als die eigenen Nachforschungen über das Versteck Sarcany's zu verstärken. Gleichzeitig mußte man sich mit einem anderen dringenden Problem befassen, bei dem die Sicherheit Antekirrtas auf dem Spiel stand.

Mehrere Agenten des Doktors hatten in letzter Zeit beunruhigende Bewegungen der Senussi beobachtet. Sie empfahlen, die Cyrenaika-Küste und die beiden Syrten gut im Auge zu behalten. Offenbar bereitete die gefürchtete mohammedanische Bruderschaft einen Feldzug vor. Der Großmeister entfaltete eine ungewöhnlich lebhafte Tätigkeit; durch reitende Boten stand er in ständigem Kontakt mit allen nordafrikanischen Niederlassungen seines Ordens. Aus dem Ausland trafen Waffenlieferungen ein, und um Bengasi wurde eine bewaffnete Streitmacht zusammen gezogen. Bengasi aber lag in unmittelbarer Nachbarschaft zu Antekirrtas.

Doktor Antekirrt unterschätzte die Gefahr keineswegs. Gemeinsam mit Peter Bathory und Luigi Ferrato leitete er die Ausbauarbeiten der Befestigungswälle, an denen sich alle Kolonisten nach Kräften beteiligten. Kap Pescada reiste mehrmals in geheimer Mission auf das nordafrikanische Festland. Von Doktor Antekirrt's Agenten erfuhr er, daß sich die schlimmsten Befürchtungen zu bewahrheiten schienen: Die als Piraten im Küstengebiet operierenden Senussi hatten sich mit ihren Festland-Brüdern für einen Feldzug gegen Antekirrtas verbündet! Nur das Datum für den Angriff stand noch nicht fest; die meisten Oberhäupter der Bruderschaft hielten sich noch im Süden der Cyrenaika auf, und da sie gewiß selbst den Feldzug leiten würden, gab es für die Inselbewohner noch einen Aufschub. Vorsichtshalber ließ aber Doktor Antekirrt seine »Electric«-Boote ständig in den beiden Syrten patrouillieren und die Küsten der Cyrenaika, Tripolitaniens und Tunesiens beobachten. In den Arsenalen von Antekirrtas lagerten schon große Mengen Munition aller Gattungen, doch für das Inselreich gab es trotzdem noch einen verwundbaren Punkt, der den Verteidigern viel Kopfzerbrechen bereitete. Antekirrt selbst lag zwar zwanzig Meilen weit von der Cyrenaika-Küste entfernt, und es gab auch weit und breit keine andere Insel, die einem Angreifer als Sprungbrett dienen konnte – wenn man von einem winzigen Eiland zwei Meilen vor der Südostspitze Antekirrtas absah. Es hieß Kenraf, hatte einen Umfang von nur dreihundert Metern und war dazu bestimmt, als Deportationsort zu dienen, falls jemals ein Kolonist mit Verbannung bestraft werden mußte, doch solch ein Fall war bisher noch nicht eingetreten. Aber außer einigen Baracken, die man vorsorglich auf Kenraf errichtet hatte, gab es dort keinerlei Gebäude und schon gar keine Verteidigungsanlagen. Ein gut gerüsteter Feind konnte also bequem auf der kleinen Insel landen und sie zur Operationsbasis für den Angriff auf die Hauptinsel machen. Lebensmittel- und

Munitions Vorräte, selbst eine Batterie ließen sich dort leicht unterbringen. Ohne die Existenz von Kenoraf hätten sich die Kolonisten auf Antekirra jedenfalls weitaus sicherer gefühlt, und so kam Doktor Antekirrt zu dem Schluß, daß es im Kriegsfall vorteilhafter wäre, die Insel zu zerstören, als sie mit unzureichenden Mitteln zu verteidigen. Allerdings sollte die Sprengung erst stattfinden, wenn dabei gleichzeitig einige hundert Feinde vernichtet wurden.

Die Vorbereitungen für diese Sprengung begannen augenblicklich. Kenoraf wurde in ein riesiges Sprengstoffdepot verwandelt, das man von Antekirra aus über eine elektrische Leitung in die Luft jagen konnte. Von dem Eiland würde keine Spur mehr übrigbleiben.

Für dieses furchtbare Zerstörungswerk wollte man weder gewöhnliches Schießpulver, noch Schießbaumwolle oder Dynamit verwenden, sondern das neuerdings entwickelte Panklastit. Dieser hochexplosive Stoff verhält sich zu Dynamit wie Dynamit zu gewöhnlichem Pulver. Es läßt sich leichter handhaben und transportieren als Nitroglyzerin, denn es besteht aus zwei Flüssigkeiten, die erst im Augenblick der Anwendung vermischt werden. Außerdem verträgt es Temperaturen bis zu zwanzig Grad unter dem Gefrierpunkt, während Dynamit schon bei fünf oder sechs Minusgraden nicht mehr anwendbar ist. Panklastit wird durch Einwirkung eines Zündhütchens zur Explosion gebracht; seine Anwendung ist also denkbar einfach. Man erhält den tödlichen Stoff, indem man reine oder wasserfreie Untersalpetersäure in flüssigem Zustand auf Kohlenwasserstoff, Fette oder nitrierte organische Körper einwirken läßt. Die beiden in sich selbst ungefährlichen Flüssigkeiten mischen sich etwa so wie Wein und Wasser. Doch so harmlos die Bestandteile sind, so furchtbar ist die Wirkung der neuen Verbindung. Panklastit, das ›alles Brechende‹ hält, was sein Name verspricht. Doktor Antekirrt ließ es in Form von Minen an zahlreichen Stellen des Eilandes eingraben. Von Antekirra liefen unterseeische Drähte nach Kenoraf, die den elektrischen Funken auf die Zündhütchen der Minen übertragen und so die Explosion auslösen würden. Da man sich aber nicht vollkommen auf das Funktionieren dieser Leitungen verlassen wollte, waren zusätzlich noch zahlreiche Druckkontakte im Inselboden versteckt worden. Berührte versehentlich ein Fuß solch ein Kontaktplättchen, so war der Stromkreis geschlossen, die Minen explodierten. Die Arbeiten auf Kenoraf waren in den ersten Novembertagen schon fast beendet, als Doktor Antekirrt von der Insel abgerufen wurde. Am 3. November war das Kohlenschiff aus Cardiff eingetroffen. Es hatte bei der Rückkehr aus England vor einem Unwetter im Hafen von Gibraltar Schutz suchen müssen, und dem Kapitän war ein postlagernder Brief für Doktor Antekirrt ausgehändigt worden. Das Schreiben hatte zuvor schon eine lange Rundreise durch viele Postämter längs der Mittelmeerküsten gemacht; es trug die Stempel von Malta, Catania, Ragusa, Ceuta, Otranto, Malaga und Gibraltar. Die Adresse war in großen zittrigen Lettern von einer offenbar ungeübten Hand geschrieben.

›An Doktor Antekirrt - mit Gottes Hilfe‹

lautete die ungewöhnliche, rührende Anschrift. Der Doktor riß hastig den Umschlag auf, entnahm ihm ein Blatt Papier, das schon ein wenig vergilbt war, und las:

›Herr Doktor,

Gott möge diese Zeilen in Ihre Hände leiten. Ich bin nun schon sehr alt und werde bald sterben, und sie wird allein auf der Welt zurückbleiben. Haben Sie Erbarmen mit einem Leben, das so elend zu Ende geht; Erbarmen mit Frau Bathory. Helfen Sie ihr! Kommen Sie! Ihr ergebener Diener Borik.‹

In einer Ecke des Briefbogens standen noch drei Wörter: ›Karthago, Regentschaft Tripolis.‹

Doktor Antekirrt wußte nicht, ob er sich freuen oder verzweifeln sollte, freuen, weil es endlich eine Spur von Peters Mutter gab, verzweifeln, weil der Brief, nach den Poststempeln zu urteilen, mindestens vier Wochen alt war. Er ließ Luigi ins Stadthaus rufen und sagte:

›In zwei Stunden muß die ›Ferrato‹ unter Dampf stehen. Kapitän Kostrik soll alles Nötige veranlassen.‹

›Werden Sie selbst an Bord sein, Herr Doktor?‹

›Ja.‹

›Handelt es sich um eine längere Reise?‹



»Sie wird drei bis vier Tage dauern. Peter soll mich begleiten. Er muß sofort aus Kencraf zurückkommen. Außerdem werde ich auch Maria brauchen. Es wäre gut, wenn sie sofort mit den Reisevorbereitungen beginnen könnte.«

»Selbstverständlich, Herr Doktor«, sagte Luigi und ging fort, um die Anordnungen des Doktors auszuführen. Eine Stunde später traf Peter Bathory im Stadthaus ein. »Lies«, sagte Doktor Antekirrt und reichte ihm Boriks Brief.

## VI

### Die Erscheinung

Die Motoryacht verließ Antekirra kurz vor der Mittagsstunde. An Bord waren, außer der Schiffsbesatzung, zu der auch Luigi zählte, Doktor Antekirrt, Peter Bathory und Maria Ferrato. Luigis Schwester sollte Frau Bathory betreuen, falls der Zustand der alten Dame ihren sofortigen Transport nach Antekirra nicht erlaubte.

Peter Bathorys Angst um die Mutter ist leicht vorstellbar. Er wußte nun zwar, wo sie sich befand, doch was hatte den alten Borik bewogen, seine Herrin in das ferne Tunis zu bringen? In welchem elendem Zustand mochte man die beiden wiederfinden? Maria Ferrato war dagegen zuversichtlich. In der Tatsache, daß Boriks Brief den Weg zu seinem Empfänger gefunden hatte, sah sie bereits das Walten eines gütigen Geschicks, das sich auch in Zukunft der Bedrängten annehmen würde. Kapitän Kostrik ließ die ›Ferrato‹ unter Volldampf fahren. Dank ihrer modernen Maschinen brachte sie es dabei auf eine Geschwindigkeit von fünfzehn Meilen in der Stunde. Da die Entfernung zwischen der Großen Syrte und Kap Bon rund eintausend Kilometer beträgt und das Schiff von dieser Nordostspitze Tunesiens bis zum Hafen Goletta noch einmal anderthalb Stunden brauchen würde, mußte die gesamte Reise in dreißig Stunden zu bewältigen sein – vorausgesetzt natürlich, daß weder ein Unwetter noch ein Unfall die Fahrt behinderten. Westlich der Großen Syrte beschreibt die Küste einen weit ausschwingenden flachen Bogen. Ihr Hinterland wird von der Regentschaft Tripolis gebildet, die bis zum Golf von Gabes zwischen der Insel Djerba und der Stadt Sfax reicht. Dann springt die Küste ein wenig ostwärts vor, weicht aber vom Kap Dinias an wieder zurück, um bis zum Kap Bon hin den Golf von Hammamet zu bilden. Und da Kapitän Kostrik bei dieser eiligen Reise jedes Risiko vermeiden wollte, hielt er sich in Küstennähe und steuerte zunächst den Golf von Hammamet unterhalb von Kap Bon an.

Noch im Laufe des Tages wurde das Meer unruhig. In der Region der Syrien mit ihren gefährlichen Strömungen bedarf es nicht einmal eines besonders starken Windes, um das Meer schon rebellisch zu machen. Dennoch ging die Reise planmäßig vonstatten, und am 4. November um acht Uhr morgens hieß es: ›Land in Sicht!‹ Kap Dinias war fast erreicht. Die ›Ferrato‹ fuhr jetzt mit Nordkurs im Abstand von zwei Meilen an der tunesischen Küste entlang. Jenseits des Golfes von Hammamet kam bald die kleine Reede von Sidi-Yusuf in Sicht, die eine Reihe einzeln stehender Felskegel im Norden schützte. Den Hintergrund des herrlichen Sandstrandes bildete eine Kette kleiner Hügel, aber da es hier weit mehr Steine als Erde gab, war der Pflanzenwuchs auf verkrüppeltes Buschwerk beschränkt. Zum Landesinnern hin gingen die Hügel in regelrechte Gebirge, die ›Dschebels‹ über. Hier und da bildete ein einsamer ›Marabut‹, ein mohammedanisches Heiligengrab, einen weißen Fleck im Grün der Hügellandschaft. Dicht an der Küste tauchte ein verfallenes kleines Fort auf, dem ein zweites oberhalb der Bucht von Sidi-Yusuf folgte, das offenbar noch benutzt wurde.

Trotz der ein wenig abweisend wirkenden Landschaft herrschte in diesem Küstenstrich reges Leben. Schiffe aus der Levante, Schebecken und Polacker lagen nur eine halbe Kabellänge vor der Küste im fünf bis sechs Fuß tiefen Wasser, das hier unglaublich klar war. Man erkannte deutlich die schwarzen Steine auf dem feingerippten Meeresboden und dazwischen die Anker, die infolge der Lichtbrechung für das menschliche Auge phantastische Formen angenommen hatten.

Am Fuße einer Dünengruppe mit spärlichem Bewuchs von Tamarinden- und Mastixbäumen lag ein Wanderdorf der Beduinen. Mit seinen Zelten aus ausgebleichenem gelb-gestreiftem Leinen erinnerte es an einen nachlässig in den Sand gebreiteten arabischen Mantel, aus dessen Falten zahllose Schafe und Ziegen quollen. Die Tiere sahen aus der Ferne wie fette schwarze Raben aus, die beim ersten Büchschuß mit heiserem Gekrächz das Weite suchen würden. Natürlich gab es auch Kamele. Einige lagen nahe bei den Zelten wiederkäuend im Sand; andere standen reglos, wie aus Stein gemeißelt, am Wasserrand neben einer Reihe glatter Felsblöcke, die als Anlegesteg dienen mochten.

Die Passagiere der ›Ferrato‹ beobachteten mit Sorge, daß selbst auf der kleinen Reede von Sidi-Yusuf große Mengen von Waffen und Munition und sogar

einige Feldgeschütze ausgeladen wurden. Da der Hafen ein wenig abseits, in der Grenzregion der Regentschaft Tunis lag, wurde er gern als Umschlagplatz für dergleichen Schmuggelwaren gebraucht.

»Wenn ich mich nicht irre, sind es Araber, die dort eine Ladung Kriegsmaterial in Empfang nehmen«, sagte Doktor Antekirrt. »Vielleicht werden die Waffen zum Kampf gegen französische Truppen gebraucht, aber ebenso gut könnten sie auch für die Senussi in der Cyrenaika bestimmt sein. Unter den Arabern auf der Kai sehe ich weit mehr libysche als tunesische Typen.«

»Und die Regentschaftsbehörden, ganz zu schweigen von den französischen Behörden, unternehmen nichts gegen diese illegalen Waffenlieferungen?« fragte Luigi. »Wer weiß schon in Tunis, was draußen am Kap Bon geschieht«, entgegnete Doktor Antekirrt. »Selbst wenn Frankreich eines Tages ganz Tunesien verwaltet, wird es noch lange nicht die Bergregionen im Landesinnern beherrschen. Jedenfalls ist dieser Waffentransport verdächtig, und wenn die ›Ferrato‹ nicht so schnell wäre, hätten uns diese arabischen Schmuggler sicher angegriffen.«

Falls die Araber wirklich solche bösen Absichten gegen die Motoryacht gehegt hatten, mußten sie wohl die Zwecklosigkeit des Unternehmens eingesehen haben, denn sie verhielten sich friedfertig, und die ›Ferrato‹ konnte eine halbe Stunde später unversehrt das mächtige Kap Bon mit seinem Leuchtturm umrunden. Sie fuhr jetzt in den Golf von Tunis ein, dessen nördliche Spitze vom Kap Karthago gebildet wird. Zur Linken lagen die Abhänge der ›Dschebel‹ oder Berge von Bon Karnin, Rossas und Zaghuan mit einigen verstreuten Ortschaften am Grunde ihrer Schluchten. Zur Rechten tauchte mit der ganzen Pracht einer arabischen Kasbah die heilige Stadt Sidi bu Said auf, die vielleicht auf dem Boden einer Vorstadt des antiken Karthago steht. Die Hafenstadt La Goletta im Hintergrund sah aus, als begrüße sie mit ausgestrecktem Arm alle Reisenden, die die Paketboote aus Europa hier an Land setzten. Hinter La Goletta dehnte sich der weite See von Tunis, auch das Kleine Meer, ›El Bahira‹ genannt. An seinem landeinwärts gelegenen Ufer lagen die weißen Häuser und schimmernden Moscheen von Tunis im grellen Sonnenlicht.

Zwei, drei Meilen vor dem Hafen La Goletta lag ein französisches Geschwader vor Anker, während an der Mole zahlreiche Handelsschiffe festgemacht hatten und mit ihren bunten flatternden Wimpeln für ein heiteres Hafenbild sorgten. Um ein Uhr ging die ›Ferrato‹ drei Kabellängen vom Kai entfernt vor Anker. Nach Erledigung aller Formalitäten stiegen Doktor Antekirrt, Peter Bathory und die Geschwister Ferrato sofort in die Jolle, um sich an Land setzen zu lassen. Das Boot glitt noch ein Stück am Kai entlang und bog dann in den Kanal von La Goletta ein, der in den See von Tunis mündet. Beide Seiten des Kanals waren von Molen eingefast, an denen ständig Schiffe vor Anker lagen, so daß auf der schmalen Wasserstraße großes Gedränge herrschte. Die Jolle legte bald an einem kleinen Platz an, der den Endpunkt der Hauptstraße von La Goletta bildet. Auch an diesem Novembertag wimmelte es dort im Freien wie in den Cafes und Schiffsagenturen von Maltesern, Juden, französischen Soldaten, Arabern und anderen Eingeborenen.

Boriks Brief war in Karthago abgeschickt worden. Dieser große historische Name ist außer einigen im Sand verstreuten Ruinen alles, was noch an Hannibals blühende Stadt erinnert. Um von La Goletta nach Karthago zu gelangen, kann man die kleine italienische Eisenbahn benutzen, die Tunis mit La Goletta verbindet und am Seeufer bis nach Karthago weiterfährt. Der Fußgänger hat die Wahl zwischen dem Weg am feinsandigen Strand oder einer staubigen höhergelegenen festen Straße. In jedem Fall wird er an dem Hügel mit der Kapelle des heiligen Ludwig und dem Kloster der algerischen Missionare vorüberkommen. Doktor Antekirrt zog es jedenfalls vor, für seine kleine Reisegesellschaft eine der Kutschen zu mieten, die am Marktplatz auf Kunden warteten. Das Fuhrwerk nahm den Weg über die nach Norden führende Ausfallstraße von La Goletta. Dort waren herrliche Sommervillen nebeneinander aufgereiht, in denen reiche Bürger von Tunis die heißen Monate zu verbringen pflegten. Sie reichten weit in die Richtung von Karthago, das sich in seiner Blütezeit vom heutigen La Goletta bis zu jener Landspitze ausdehnte, die seinen Namen bis in die Gegenwart bewahrt hat. Die Kapelle des heiligen Ludwig steht auf einem zweihundert Fuß hohen Hügel, dort, wo König Ludwig IX. von Frankreich im Jahre 1270 auf einem Kreuzzug gestorben sein soll. In der kleinen Anlage, die die Kapelle umgibt, findet man weit weniger Bäume und Sträucher als antike Scherben, Bruchstücke von Statuen, Säulen und Pfeilern; der Prior des

Klosters ist nämlich nicht nur Geistlicher, sondern auch ein Archäologe von Rang! Am Fuße des Hügels gibt es Villen im maurischen Stil, die aber nach englischer Mode mit »Piers« versehen sind, weit ins Meer hinausragenden Anlegestegen auf hohen Stelzen. Schaut man von der Hügelkuppe aus weiter nach Norden, so sieht man zwar keine Ruinen, aber doch Vorgebirge, Klippen und Kaps, deren Boden in jedem Quadratzentimeter eine Fülle historischer Erinnerungen birgt.

Außer den Palais und Villen, die sich hier draußen bis zu den alten Handels- und Kriegshäfen ausdehnen, gibt es auch noch vereinzelte Hütten, in denen die Ärmsten der Armen hausen. Sie liegen meist ein wenig versteckt und von Unkraut überwuchert zwischen den Hügeln und in staubigen Geröllfeldern. Der einzige Broterwerb ihrer Bewohner besteht darin, auf der Erdoberfläche zwischen den Steinen oder in der oberen Erdschicht nach Überresten aus karthagischer Zeit zu suchen und die Funde im archäologischen Museum des Klosters zu veräußern. Tatsächlich kauft man ihnen meist die mehr oder weniger kümmerlichen Funde – Münzen, Topfscherben, Bronzestücke und dergleichen – ab, wenn auch eher aus Mitleid als aus wissenschaftlichem Interesse.

Manche der Elendshütten haben nur noch zwei oder drei windschiefe Wände; sie erinnern eher an die Überreste von Marabuts als an Behausungen für Lebende.

Doktor Antekirrt und seine Begleiter machten vor jedem dieser Häuschen halt und fragten nach Frau Bathory, doch sie wollten einfach nicht glauben, daß Peters Mutter auf eine so tiefe Stufe der Armut abgesunken sein sollte.

Wieder hielt die Kutsche vor einer halb zusammengestürzten, von Gras überwucherten Hütte, deren Tür nichts weiter war als ein Loch in der vorderen Wand. Eine schwarz-gekleidete Frau saß vor dem Eingang.

Peter Bathory stieß einen Schrei aus; er hatte sie erkannt... seine Mutter! Er stürzte auf sie zu, warf sich vor ihr auf die Knie und schloß sie in seine Arme – sie verriet mit keiner Regung, daß sie ihn erkannte.

»Mutter! Mutter!« rief er immer wieder, während sich Doktor Antekirrt und Luigi und Maria Ferrato um Frau Bathory und ihren Sohn drängten.

Im selben Augenblick kam ein Greis hinter der Hütte hervor; es war Borik.

Er erkannte Doktor Antekirrt und wollte sich schon vor dem Arzt verbeugen, als sein Blick auf Peter fiel... auf Peter, dem er selbst das letzte Geleit auf dem Friedhof von Ragusa gegeben hatte! Das war zu viel für das Gemüt des alten Mannes! Borik fiel in Ohnmacht. Doch ehe er die Besinnung verlor, flüsterte er: »Sie hat den Verstand verloren!«

Leider hatte Borik die Wahrheit gesagt. Was Peter Bathory in den Armen hielt, war nicht mehr seine Mutter, sondern ein seelenloser Körper. Nicht einmal der Anblick Peters, den sie für tot halten mußte, löste in ihr eine Schreckensregung oder eine Erinnerung aus. Ihr Blick wirkte verstört, wenn auch nicht tot. Plötzlich erhob sie sich, und ohne ein Wort zu sagen, zog sie sich in die Hütte zurück. Maria Ferrato folgte ihr auf einen Wink des Doktors ins Haus. Peter dagegen blieb reglos und stumm vor dem Eingang stehen, während sich Doktor Antekirrt um den alten Borik bemühte. Sobald der Greis wieder bei Bewußtsein war, rief er ungläubig: »Sie...? Herr Peter...? Sie leben noch?«

»Ja«, erwiderte der junge Mann, »ich lebe noch, obwohl ich in diesem Augenblick lieber tot wäre.«

Mit wenigen Worten unterrichtete Doktor Antekirrt den alten Borik über Peters Wiedererweckung in Ragusa, und Borik berichtete, seinerseits, wie Frau Bathory während der letzten zwei Monate in eine so bejammernswerte Lage geraten war. »Hat sie den Verstand verloren, als sie glauben mußte, Peter sei tot?« fragte Doktor Antekirrt.

»Nein, Herr Doktor, es war anders«, sagte Borik, »ich will versuchen, es Ihnen zu erklären.« Und er begann zu erzählen. Nach Peters Tod hatte sich Frau Bathory nach Vinticello zu Verwandten zurückgezogen. Sechs Wochen später kehrte sie mit Borik nach Ragusa zurück, um den Haushalt in der Marinella-Straße endgültig aufzulösen. In Ragusa erwartete sie ein Brief, und Borik glaubte, erste Anzeichen von Geistesgestörtheit an ihr zu bemerken, sobald sie den Brief gelesen hatte. Sie war ja ohne ein Wort der Erklärung aus dem Hause gestürzt und zum Palais Toronthal geeilt.

»Zum Palais Toronthal?« rief Peter aufgeregt. »Ja«, sagte Borik, »und als ich sie vor dem Tor endlich eingeholt hatte, erkannte sie mich plötzlich nicht wieder. Sie hatte...«

»Aber was wollte sie im Palais Toronthal, Borik? Was hatte meine Mutter dort

zu suchen?« Er fragte so eindringlich, als könne der alte Diener die Frage nicht begreifen. »Sie wollte den Bankier sprechen«, sagte Borik endlich. »Der Herr war aber schon vor zwei Tagen mit seiner Tochter abgereist, wohin, hatte er niemandem gesagt.«

»Aber der Brief? Was stand in dem Brief?«

»Ich habe ihn nicht mehr gefunden, Herr Peter. Vielleicht hat ihn Ihre Mutter weggeworfen, oder man hat ihn ihr fortgenommen. Ich weiß nicht, was darin stand.«

Hier gab es also ein Geheimnis, zu dem der Schlüssel fehlte. Auch Doktor Antekirrt, der aufmerksam zugehört hatte, fand keine Erklärung für das seltsame Verhalten von Frau Bathory. Warum versetzte ihr die Abreise des Bankiers einen so heftigen Schock, daß sie den Verstand verlor?

Boriks Bericht war nun rasch beendet. Er erzählte, daß sich die Kranke trotz ihrer Verwirrung still und freundlich verhielt, so daß er mit ihr in Ragusa bleiben und den Haushalt auflösen konnte, ohne daß die Nachbarn ihren Zustand bemerkten. Danach gab es für den alten Mann nur noch einen Gedanken: Er wollte mit Frau Bathory so weit wie möglich von Ragusa fortziehen. Folglich schiffte er sich mit ihr auf einem der Paketboote ein, die den Mittelmeerdienst versehen, und gelangte vollkommen zufällig nach La Goletta. Er fand mit der Kranken, die nicht nur den Verstand, sondern auch jede Fähigkeit zu sprechen verloren hatte, Unterkunft in einer der Elendshütten von Karthago. Trotz seiner aufopferungsvollen Pflege blieb Frau Bathorys Zustand unverändert, und Borik mußte befürchten, daß ihre finanziellen Mittel bald erschöpft wären. In seiner Not erinnerte er sich des geheimnisvollen Doktor Antekirrt, der so viele Jahre lang an der Familie Interesse bekundet hatte. Da er die Adresse des Doktors nicht kannte, stellte er die Beförderung seines schriftlichen Hilferufes der Vorsehung anheim – wie sich zeigte, einem zuverlässigen Postboten!

Was jetzt zu tun war, bedurfte keiner Diskussion. Frau Bathory ließ sich ohne Sträuben in die Kutsche führen, Maria Ferrato, Peter und der alte Borik nahmen neben ihr Platz, und das Fuhrwerk trat den Rückweg nach La Goletta an. Doktor Antekirrt und Luigi Ferrato folgten ihnen zu Fuß auf dem Strandweg. Eine Stunde später war die ganze Reisegesellschaft schon wieder an Bord der »Ferrato«, die noch immer unter Dampf stand, und wenig später passierte das Schnellboot bereits die breite Wasserstraße zwischen Kap Bon und der Insel Pantellaria. Am nächsten Morgen bei Sonnenaufgang lag die »Ferrato« schon im Hafen von Antekirrt vor Anker.

Frau Bathory wurde zunächst im Stadthaus einquartiert und Maria Ferratos Pflege anvertraut.

Peter Bathory litt unter der Geisteskrankheit seiner Mutter fast ebenso sehr wie vorher unter ihrem Verschwinden. Wenn doch nur die Ursache ihres Zustandes bekannt gewesen wäre! Vielleicht hätte man dann irgendeine heilsame Schocktherapie anwenden können. Auch Doktor Antekirrt beschäftigte sich in Gedanken unablässig mit der bedauernswerten Frau. Er hatte erkannt, daß sie den Arzt oder Seelenarzt vor besonders große Probleme stellte, denn sie wußte weder, was sie tat, noch hatte sie die geringste Erinnerung an die Vergangenheit. Peter Bathory beschwor den Arzt, dennoch das Unmögliche möglich zu machen. Besaß Doktor Antekirrt nicht in ungewöhnlich hohem Maß hypnotische Kräfte? Konnte er nicht seine eigene Vernunft auf die Kranke übertragen und diesen Zustand so lange aufrecht erhalten, bis ihr Verstand wieder zu arbeiten begann?

»Nein«, sagte Doktor Antekirrt mit Entschiedenheit. »Geistesgestörte sind ungeeignete Medien für den Hypnotiseur. Da deine Mutter nicht mehr über eigene Willenskräfte verfügt, kann ich sie auch nicht in Willensabhängigkeit zu meiner Person versetzen. Leider versagt in diesem Fall meine Kunst.« Doch der junge Mann wollte sich nicht in das ärztliche Urteil schicken.

»Nein«, sagte er, »ich kann mich nicht damit abfinden, daß meine Mutter den Sohn nie mehr wiedererkennen soll, wenn sie ihn auch für tot halten muß.«

»... wenn sie ihn auch für tot halten muß«, wiederholte Doktor Antekirrt. Der Satz schien ihn auf einen Gedanken gebracht zu haben. »Das ist es!« fuhr er fort. »Sie hält dich ja für tot. Wenn sie dich aber am Leben glaubte, besser noch, wenn sie an deinem Grab stehen und erleben könnte, wie du...« Er unterbrach sich. Offenbar fand er die Idee allzu kühn, und doch mußte man in diesem hoffnungslosen Fall das Äußerste wagen.

»Ich werde es versuchen«, sagte er plötzlich entschlossen, und Peter Bathory, dem er rasch alles Nötige erklärte, umarmte ihn dankbar und erleichtert.

Der Versuch bedurfte umständlicher Vorbereitungen. Um Frau Bathory das Erinnerungsvermögen zurückzugeben, mußten Bedingungen geschaffen werden, die ihr einen heftigen Schock versetzen und eine starke seelische Reaktion hervorrufen konnten. Doktor Antekirrt beauftragte Borik und Kap Pescada, auf dem Friedhof von Artenak ein möglichst genaues Abbild des Bathoryschen Familiengrabes in Ragusa herzustellen. Bald gab es auf dem Friedhof, eine Meile außerhalb von Artenak, im Schatten hoher Bäume eine Kapelle, die in groben Zügen der Grabstätte von Ragusa glich. Um die Ähnlichkeit vollkommener zu machen, brachte man schließlich auf der hinteren Innenwand eine Marmortafel mit dem Namen und dem Sterbedatum Stefan Bathorys an.

Am 13. November konnte der Versuch beginnen; er würde sich über längere Zeit hinziehen und sollte Frau Bathory in kleinen Schritten für den großen Schock vorbereiten. Gegen sieben Uhr abends führten Maria und Borik die Witwe Stefan Bathorys auf den Friedhof. Vor der Treppe der kleinen Kapelle blieben sie stehen; Frau Bathory zeigte keine Reaktion. Kein Laut kam über ihre Lippen, obwohl ihre Augen starr auf die Tafel mit dem Namen ihres Mannes gerichtet waren. Nur als Maria und Borik auf der untersten Stufe der Kapelle niederknieten, schienen ihre Augen für eine Sekunde unruhig zu flackern.

An jedem Abend der nächsten Tage wurde der Versuch wiederholt, stets ohne befriedigendes Resultat. Peter Bathory beobachtete den Vorgang stets aus dem Hintergrund, und seine Verzweiflung nahm mit jedem Abend zu, doch Doktor Antekirrt versicherte ihm, daß in solchen Fällen die Zeit der beste Bundesgenosse des Seelenarztes sei.

Unmerklich fast schien sich endlich doch ein Wandel im Zustand der Kranken zu vollziehen. Eines Abends, als ihre Begleiter wieder auf der Schwelle der Kapelle knieten, trat sie selbst näher an das Gittertor heran, umklammerte die Eisenstäbe und richtete den Blick auf die gutbeleuchtete Rückwand der Kapelle. Sie schien zu erschrecken und fuhr heftig zurück. Maria, die sofort neben Frau Bathory getreten war, hörte einen leise gemurmelten Namen – wahrhaftig! Die Lippen der Kranken hatten seit Monaten zum ersten Mal ein Wort geformt! Doch Maria war verwirrt: Peters Mutter hatte nicht etwa den Namen des Sohnes genannt, sondern »Sava«, gesagt, »Sava... Sava!« Peter Bathory war heftig bewegt, als ihm Maria von dem Vorfall berichtete, und auch Doktor Antekirrt schien von der Nennung des Mädchennamens eigentümlich berührt zu sein, doch er enthielt sich jeder Bemerkung.

Beim nächsten Versuch strebte Frau Bathory schon wie von unsichtbarer Hand geführt der Grabkapelle zu und kniete sofort auf der untersten Stufe nieder. Sie hielt den Kopf gesenkt und seufzte tief; eine Träne fiel auf ihre Hand. Savas Namen nannte sie aber nicht mehr; es schien, als hätte sie ihn schon wieder vergessen. Später, im Stadthaus, wirkte sie verwandelt. Ihre krankhafte Ruhe war einer seltsamen Nervosität oder Erregung gewichen – ein Symptom, das zu Hoffnung Anlaß gab. Während der Nacht führte sie zusammenhanglose Reden; offenbar träumte sie, und auch das war ein gutes Zeichen. Die Träume bewiesen, daß ihr Geist wieder zu arbeiten begann; man mußte nur noch darauf warten daß er auch im Wachzustand tätig blieb. Schon am nächsten Tag entschloß sich Doktor Antekirrt, das entscheidende Experiment zu wagen. Die Kranke wirkte noch stärker als am Vortag überreizt, um nicht zu sagen, geistig überanstrengt. Maria beobachtete diesen Zustand mit Besorgnis, doch Peter Bathory schöpfte daraus neue Hoffnung. Nach einem sehr heißen Tag brach eine dunkle, windstille Nacht an. Frau Bathory, Maria und Borik gingen wie schon so oft zum Friedhof, und Doktor Antekirrt folgte mit Luigi und Kap Pescada in größerem Abstand. Die ganze Kolonie nahm Anteil an dem Vorgang. Man hatte unter den Bäumen Fackeln angezündet, die die Kapelle und ihre Umgebung in flackerndes Licht tauchten. Aus der Ferne hörte man das Läuten der Kirchturmglöken von Artenak; es klang wie Totengeläut. Nur Peter Bathory fehlte unter den Zuschauern; er hatte sich schon früher auf den Friedhof begeben und würde erst im letzten Augenblick des Experiments auftreten. Gegen neun Uhr kam Frau Bathory mit ihren Begleitern am Friedhof an. Schon am Tor machte sie sich von Marias Arm los. Dann schritt sie allein auf die Kapelle zu, als handele sie im Gefühl einer neugewonnenen Selbständigkeit. Auf dem Friedhof herrschte vollkommene Stille. Man hörte nur das Glockenläuten aus Artenak. Frau Bathory erreichte die Kapelle, kniete auf der untersten Stufe nieder und weinte. Im selben Augenblick öffnete sich langsam das Gittertor. Im hellen Licht der Fackeln sah man Peter Bathory, in ein weißes Tuch gehüllt, als wäre er dem Grabe entstiegen, die Stufen herunterschreiten. Frau Bathory

streckte der Erscheinung die Arme entgegen und schrie:

»Mein Sohn! Mein Sohn!« Dann verlor sie die Besinnung. Die Ohnmacht war bedeutungslos. Dank Doktor Antekirrts Bemühungen schlug Peters Mutter bald wieder die Augen auf, heftete den Blick fest auf den Sohn und sagte einmal über das andere:

»Er lebt! Peter lebt!« Und Peter Bathory entgegnete: »Ja, Mutter, ich lebe; ich will nur noch für dich leben...«

»Nicht nur für mich, Peter, auch für sie!«

»Für sie?«

»Ja, Peter, für Sava!«

»Sava Toronthal?« rief Doktor Antekirrt bestürzt. »Nein«, entgegnete Peters Mutter, »Sava Sandorf!« Sie zog aus der Tasche einen zerknitterten Briefbogen, der die letzte Botschaft der sterbenden Frau des Bankiers Toronthal enthielt. Die wenigen Zeilen ließen keinen Zweifel mehr an der wahren Herkunft des jungen Mädchens. Sava war das Kind, das man vor fünfzehn Jahren aus dem Schloßpark von Artenak entführt hatte; Sava war die Tochter des Grafen Mathias Sandorf!

# Fünfter Teil

## I

### Kap Matifus Schraubstock

Graf Mathias Sandorf war für die Welt – mit Ausnahme Peter Bathorys – der geheimnisvolle Doktor Antekirrt, und er gedachte diese Rolle beizubehalten, bis seine selbstgestellte Aufgabe vollbracht wäre. Sogar als Frau Bathory den Namen seiner Tochter Sava Sandorf genannt hatte, war es ihm gelungen, seine wahren Gefühle zu verbergen. Für einen Augenblick hatte allerdings sein Herzschlag ausgesetzt, und fast wäre er, wie vom Blitz getroffen, auf den Stufen der Kapelle niedergesunken. Sava lebte! Und nicht nur das: Sie liebte Peter Bathory und wurde wiedergeliebt! Und er, der leibliche Vater, hatte alles getan, um diese Verbindung zu verhindern. Und wäre Frau Bathory nicht auf so wunderbare Weise von ihrer Geisteskrankheit genesen, hätte er die Tochter wohl für immer verloren. Es bedurfte keiner großen Phantasie mehr, um nach zu vollziehen, was sich vor fünfzehn Jahren in Artenak ereignet hatte. Die dreijährige Tochter und Erbin des Grafen war nicht ertrunken, sondern man hatte sie entführt und dem Bankier Toronthal überantwortet. Sobald sich die Familie Toronthal aus Triest zurückgezogen und in Ragusa niedergelassen hatte, gab man das Kind als die eigene Tochter aus.

Der ganze teuflische Plan war natürlich das Werk Sarcany, und Namir hatte ihn bei der Ausführung unterstützt. Sarcany wußte, daß Sava Sandorf vom achtzehnten Geburtstag an über ein beträchtliches Vermögen verfügen würde, vorausgesetzt, sie konnte sich vor den österreichischen Behörden überzeugend als die verschollengeglaubte Tochter des Grafen Mathias Sandorf ausweisen. Doch darum machte sich Sarcany keine Sorgen; er würde Mittel und Wege finden, um Sava zu ihrem Recht zu verhelfen – allerdings erst, nachdem sie ihn geheiratet hatte. Denn als Krönung seiner schändlichen Taten erträumte er sich die Rolle des Schloßherrn von Artenak!

Doch offenbar hatten sich Hindernisse in seinen Weg gestellt. Wäre er schon am Ziel, hätte es längst alle Welt erfahren – auch Doktor Antekirrt.

Dennoch sparte Mathias Sandorf nicht mit Selbstvorwürfen. Lag nicht die Schuld für alle diese verhängnisvollen Verwirrungen zum größten Teil bei ihm selbst? Er hatte ja Peter Bathory jede Unterstützung bei der Werbung um Sava versagt! Er hatte Sarcany Zeit gelassen, seine verbrecherischen Pläne voranzutreiben, anstatt ihn schon in Cattaro gefangen zunehmen! Und was am schwersten wog: Er hatte Frau Bathory in Unwissenheit über das Schicksal ihres Sohnes gelassen. Wäre Peter rechtzeitig zu seiner Mutter zurückgekehrt, hätte er aus Frau Toronthals Brief von Savas wahrer Herkunft erfahren und das Mädchen aus den Händen Toronthals und Sarcany befreien können. Statt dessen sah sie jetzt an einem unbekannten Ort einer gewiß düsteren Zukunft entgegen. Obendrein stand Savas achtzehnter Geburtstag unmittelbar bevor. Sarcany würde alles daransetzen, das Mädchen in Kürze zur Heirat zu bewegen um danach ihre Rechte gegenüber den Behörden geltend zu machen. Höchste Eile war also für Doktor Antekirrt und seine Freunde geboten, wenn man Sava noch rechtzeitig helfen wollte. Zunächst mußte er sich mit Peter Bathory beraten, doch er scheute ein wenig diese Unterredung: Frau Bathory und ihr Sohn konnten ihm ja zu Recht Vorwürfe machen, daß er ihnen zur Durchsetzung seiner eigenen Pläne so furchtbare Prüfungen auferlegt hatte. Doch mußte man dem Grafen Sandorf zugute halten, daß er ja nur die Verbindung zwischen dem Sohn Stefan Bathorys und einem Mädchen verhindern wollte, das für jedermann – und auch für sich selbst – Sava Toronthal hieß; Sava, wie seine eigene Tochter, deren Name vereint mit dem Namen ihrer Mutter Rena am Heck der Segelyacht stand. Frau Bathory hatte sich in das Stadthaus zurück bringen lassen. Sie fühlte sich nach dem furchtbaren Schock auf dem Friedhof noch schwach, aber doch in der Lage, Peter und Doktor Antekirrt in ihrem Zimmer zu empfangen. Die feinfühlig Maria zog sich in den großen Salon zurück, sobald die Herren eintraten. Doktor Antekirrt legte Peter die Hand auf die Schulter und sagte: »Frau Bathory, Peter hat mir schon vor Wochen das Recht zugestanden, ihn als Sohn zu betrachten. Doch was bisher nur ein Akt der Freundschaft war, soll so schnell wie möglich durch echte Familienbande bestätigt werden.«



» Familienbande?«

»Ja, sobald er meine Tochter Sava geheiratet hat...«

»Ihre Tochter? Sava... Ihre Tochter?« rief Frau Bathory ungläubig.

»Ich bin der Graf Mathias Sandorf!«

Frau Bathory schwankte und sank in die Arme ihres Sohnes. Die Eröffnung des Doktors raubte ihr die Sprache, doch sie hörte aufmerksam zu, als Peter ihr erklärte, warum der Graf schon fünfzehn Jahre lang als Doktor Antekirrt lebte und welche Pläne er verfolgte. Er sagte ihr auch, daß schon zwei der Verräter in Antekirrta gefangen säßen, daß man aber noch immer fieberhaft nach Sarcany suchte, der Sava zu seiner Frau machen wollte.

Alles, was jetzt noch besprochen wurde, drehte sich um einen Menschen, um einen Namen – um Sava. Sie mußte um jeden Preis und so schnell wie möglich aus Sarcany's Händen befreit werden.

Doktor Antekirrt bat Frau Bathory, ihn vorläufig noch unter diesem angenommenen Namen anzureden. Wenn erst die Öffentlichkeit und damit auch Sarcany erfuhr, wer sich hinter diesem Pseudonym verbarg, konnte Savas Lage leicht noch verschlimmert werden. Peters Verzweiflung hatte plötzlich einer neuen Entschlossenheit Platz gemacht. Jedesmal, wenn seine Mutter Savas Schicksal beklagte, sagte er voller Überzeugung: »Wir finden sie wieder, Mutter, und wenn wir Himmel und Hölle in Bewegung setzen müßten!« und Doktor Antekirrt pflichtete ihm bei.

»Silas Toronthal kennt vielleicht nicht Sarcany's augenblickliche Adresse, aber wo der Schurke meine Tochter versteckt hält, weiß er sicher«, sagte er, und Peter fuhr fort: »Er weiß es, und er muß jetzt endlich zum Reden gebracht werden.«

»Am besten sofort«, sagte Doktor Antekirrt. »Sofort«, wiederholte Peter. Luigi, der sich mit Kap Matifu und Kap Pescada bei Maria im großen Salon aufgehalten hatte, erhielt den Auftrag, Silas Toronthal in das Stadthaus zu bringen. Kap Matifu sollte ihn begleiten.

Eine Viertelstunde später verließ der Bankier das Gefängnis. Kap Matifu ging an seiner Seite und hielt sein Handgelenk mit der mächtigen Pranke so fest wie mit einem Schraubstock umspannt. Wieder verweigerte Luigi dem Bankier jede Auskunft über den Namen seines Aufenthaltsortes und über die Person, die ihn gefangen hielt.

Silas Toronthal betrat das Stadthaus voller böser Vorahnungen. Zunächst sah er nur Kap Pescada, denn Frau Bathory und ihr Sohn hielten sich im Hintergrund des Raumes. Dann durchfuhr ihn plötzlich ein heftiger Schreck: Doktor Antekirrt war eingetreten!

»Sie?« rief Silas Toronthal. »Sie... hier?« Doch sobald er sich ein wenig gefaßt hatte, fügte er in scharfem Tonfall hinzu: »Sieh an, es war der Herr Doktor Antekirrt, der mich entführen ließ, noch dazu auf französischem Territorium. Das ist strafbar, mein Herr, und es ist gesetzeswidrig, mich hier festzuhalten.«

»Gesetzeswidrig?« wiederholte der Doktor. »Nein, es ist nur gerecht...«

»Und warum? Darf ich erfahren, was Sie mir vorwerfen?« Offenbar erfüllte die Anwesenheit des Doktors den Bankier mit einer gewissen Zuversicht, und er wiederholte: »Was also werfen Sie mir vor?«

»Sie werden es bald erfahren«, erwiderte Doktor Antekirrt ungerührt. »Jetzt sollten Sie lieber bereuen, was Sie dieser armen Frau angetan haben...«

»Frau Bathory!« schrie der Bankier und wich entsetzt einen Schritt zurück, als Peters Mutter auf ihn zutrat. »... und ihrem Sohn«, fuhr Doktor Antekirrt unbeirrt fort. »Peter... Peter Bathory!« Silas Toronthal vermochte nur noch zu stammeln, und er wäre zu Boden gesunken, hätte ihn Kap Matifus eiserner Griff nicht am Umfallen gehindert. Was ihm hier begegnete, ging über seine Verstandeskraft! Hatte er nicht mit eigenen Augen gesehen, wie Peter Bathory in Ragusa zu Grabe getragen wurde? Kannte er nicht sogar die Grabstätte des jungen Mannes? Und nun war dieser Peter Bathory wie ein Geist aus seinem Grabe aufgestanden und forderte Rechenschaft von ihm! Schieres Entsetzen packte Silas Toronthal; er begriff, daß er der Strafe für alle seine Untaten nicht mehr entgehen konnte, er gab sich verloren.

»Und wo ist Sava?« fragte Doktor Antekirrt plötzlich übergangslos.

»Meine Tochter?«

»Ihre Tochter? Sava ist die Tochter des Grafen Sandorf, den Sie und Ihr Komplize Sarcany mit seinen Gefährten Bathory und Zathmar verraten und in den Tod geschickt haben!« Doktor Antekirrt hatte diese furchtbare Anklage mit fast sachlicher, leidenschaftsloser Stimme vorgetragen, doch der Bankier zuckte

wie vom Blitz getroffen zusammen. Er war vernichtet! Doktor Antekirrt wußte nicht nur, daß Sava die Tochter des Grafen Sandorf war; er kannte auch die Geschichte des Verrats von Triest. Die ganze schändliche Vergangenheit war plötzlich wiedererweckt! Sie hatte Silas Toronthal eingeholt, und es gab kein Entrinnen mehr vor den Rächern. Doch Doktor Antekirrt ließ ihm noch keine Zeit für solche Überlegungen. Wieder fragte er:

»Wo ist Sava?« und man spürte, daß er sich nur noch mit Mühe beherrschte. »Wo ist Sava, die Ihr Komplize vor fünfzehn Jahren aus Schloß Artenak entführen ließ? Sie kennen den Ort, an dem der Schurke Sarcany das Mädchen gefangen hält, Herr Toronthal, und Sie wissen auch, daß er Sava durch Erpressung zu einer Heirat zwingen will, die ihr widerwärtig ist. Zum letzten Mal: Wo ist Sava?«

In der Todesangst kam dem Bankier eine rettende Idee: Solange er Savas Versteck – sein letztes Geheimnis – nicht preisgab, würde man auch sein Leben schonen; man brauchte ja noch seine Aussage. Also schwieg er beharrlich, doch Doktor Antekirrt hatte noch einen Pfeil im Köcher.

»Sie glauben offenbar, Sie müßten Ihren langjährigen Komplizen aus Anhänglichkeit decken«, sagte er. »Vielleicht ändern Sie Ihre Meinung, wenn Sie erfahren, daß er Sie ermorden wollte. So, wie er in Ragusa Peter Bathory umbringen wollte, hatte er in Monaco die Absicht, Sie zu beseitigen. Er hätte Sie auf der Straße nach Nizza getötet, wären ihm meine Agenten nicht in die Quere gekommen. Glauben Sie immer noch, Sie müßten diesen Mann schützen?«

Doch Silas Toronthal hatte sich zu sehr in die Vorstellung verrannt, daß er durch sein Schweigen seine Lage verbessern könnte; er tat noch immer nicht den Mund auf. Doktor Antekirrt schien nun doch die Beherrschung zu verlieren. Wieder rief er, nun mit drohender Stimme: »Wo ist Sava?«

»Ich weiß es nicht... ich... ich weiß es nicht...« stammelte Silas Toronthal, doch plötzlich stieß er einen Schmerzenslaut aus und versuchte, Kap Matifus Hand abzuschütteln. »Erbarmen!« wimmerte er, »Erbarmen!« Kap Matifus Faust schloß sich immer enger um das Handgelenk des Bankiers.

»Erbarmen!« schrie er noch einmal. »Werden Sie jetzt reden?« fragte Doktor Antekirrt. »Ja... doch... Sava ist... sie ist...« Vor Schmerz konnte Silas Toronthal nicht mehr zusammenhängend reden »... in Namirs Haus...“ Tetuan...« brachte er noch mit Mühe heraus.

Kap Matifu öffnete seine Faust, und der Arm des Bankiers fiel schlaff herab.

»Abführen!« sagte Doktor Antekirrt. »Wir wissen jetzt alles Nötige.«

Luigi brachte den Bankier in die Kasematten von Artenak zurück. In Tetuan! So war man vor zwei Monaten, als Carpena aus Ceuta entführt wurde, nur wenige Meilen von Savas Versteck entfernt gewesen!

»Wir reisen noch heute nach Tetuan ab«, sagte Doktor Antekirrt, und sofort wurden alle Reisevorbereitungen getroffen. Da es noch keine Bahnverbindung zwischen Tunis und der marokkanischen Grenze gab, wollte man für die ganze Reise eines der »Electric-Boote« benutzen.

Noch vor Mitternacht verließ die »Electric 2« die Große Syrte. An Bord befanden sich außer den Matrosen nur Doktor Antekirrt, Peter Bathory, Luigi, Kap Pescada und Kap Matifu. Erst nach der Ankunft in Tetuan wollte man entscheiden, ob Sava besser durch eine List oder mit Gewalt zu entführen wäre. Doch zunächst stand ihnen eine zweitausendfünfhundert Kilometer oder eintausenddreihundertfünfzig Seemeilen lange Reise bevor.

Die Höchstgeschwindigkeit der »Electric 2« betrug etwa siebenundzwanzig Meilen in der Stunde, eine erstaunliche Leistung, die nicht einmal von allen Schnellzügen erreicht wurde. Sie beruhte vor allem auf der langgestreckten, stromlinienförmigen Gestalt des Schiffskörpers, der Wind und Wellen kaum Widerstand bot. Ohne Zwischenfälle konnte das hervorragende Schiff die lange Strecke also in fünfzig Stunden bewältigen. Vor Sonnenaufgang wurde schon Kap Bon passiert, und während der nächsten beiden Tage tauchten in rascher Folge alle größeren Städte, Kaps und Gebirge der nordafrikanischen Küste im Blickfeld der Passagiere auf.

Auf Biserta folgten La Galle, Böne und das Cap de Per, das »Eisen-Kap«, dem nachgesagt wurde, daß es Abweichungen der Magnetkompaßnadel hervorriefe. An der algerischen Küste erkannte man Stora, Bougie, Algier, Scherschel, Hostaganem, Oran und Nemours. Westlich davon traten die Ausläufer des Rif-Gebirges bis an den Mittelmeersaum. Mit der Mellila-Spitze, die wie das gegenüberliegende Ceuta in spanischem Besitz war, hatte man schon Marokko erreicht. Die Küste machte hier nochmals einen Weiten Bogen, der beim Kap

Nero dicht hinter Tetuan endete.

Die »Electric« hatte ein wahres Wunder vollbracht: Bei gleichbleibend hoher Geschwindigkeit hatte sie ohne die kleinste Panne, ohne jeden Zwischenfall die weite Strecke in der zuvor berechneten Zeit zurückgelegt. Leuchtturm-Besatzungen mußten sie für ein Geisterschiff oder einen Riesenwal halten, wenn sie in ihrem Blickfeld auftauchte und gleich darauf wieder verschwunden war.

Gegen acht Uhr abends gingen Doktor Antekirrt und seine vier Begleiter vor der Mündung des Tetuan-Flusses an Land. Dicht beim Flußufer fanden sie eine kleine Karawanserei, in der sie Maultiere und einen arabischen Führer für den Weg nach Tetuan mieten konnten. Die Stadt lag nur vier Meilen landeinwärts, und der Preis für Reittiere und Begleiter war gering. In jenem Teil des Rif-Gebirges waren Europäer ungefährdet; weder die seßhaften Eingeborenen noch die durchziehenden Nomaden verhielten sich feindselig. Im übrigen war die Gegend auch nur spärlich besiedelt. Die Straße war eher das Werk der Maultierhufe als das Ergebnis menschlicher Baukunst. Sie führte, parallel zum Fluß, durch eine Ebene mit kümmerlichem Pflanzen wuchs. Vom schlammigen Flußufer herüber tönte das Quaken unzähliger Frösche, in das sich das Zirpkonzert der Grillen mischte. Hin und wieder lag ein Fischerboot im Fluß vor Anker; andere waren für die Nacht auf das Ufer hinaufgezogen. Im Hintergrund ging die Ebene in eine Landschaft kahler Hügel über, während in der Ferne das Gebirgsmassiv des Rif aufragte. Die weite Landschaft lag in silbernes Mondlicht getaucht, und die Wellen des Flusses gaben das Bild der scharfzackigen Berggrate als weiche Linien wieder. Dicht über dem Boden lagerte eine Dunstschicht, aus der sich in der Ferne wie eine Fata Morgana das weiße Tetuan erhob.

Der arabische Führer hatte ein gutes Tempo angeschlagen, doch zwei-, dreimal mußte man an marokkanischen Postenhäuschen halt machen. Jedesmal kamen die Wachsoldaten herausgestürzt und musterten die Fremden im Licht ihrer schwach flackernden Laternen. Meist gab es nur einen kurzen Wortwechsel mit dem Führer, und der Trupp konnte weiterreiten. Doktor Antekirrt und seine Begleiter waren nicht zum Reden aufgelegt. Sie überließen es den Maultieren, den besten Weg zwischen dem Geröll, dem Wurzelwerk und den Bodenvertiefungen ausfindig zu machen, die die Straße nur schwer begehbar machten. Die trittsicheren Tiere vermieden aber geschickt alle Hindernisse und kamen rasch voran. Daß ausgerechnet das stärkste Tier immer wieder den Anschluß an die Gefährten verlor, lag an seinem schwergewichtigen Reiter, und Kap Pescada schlug bald vor, doch lieber Kap Matifu das Maultier tragen zu lassen, damit man schneller vorankäme.

Dennoch waren alle Mitglieder der Reisegesellschaft wieder vereint, als man um halb zehn Uhr die Stadtmauer von Tetuan erreichte. Das Tor war nur eine niedrige, mit arabischen Ornamenten geschmückte Pforte. Darüber starrten den Fremden aus einer langen Reihe von Schießscharten mächtige Kanonenrohrmündungen entgegen; fast sahen sie aus wie große Krokodile, die im Mondlicht dösten.

Gegen bare Münze öffnete sich das bereits geschlossene Tor für die Reisegesellschaft. Gleich dahinter begann ein unübersichtliches Gewirr schmaler, gewundener Straßen und Gassen, von denen viele überdacht waren. Immer wieder stieß man auf verschlossene Gittertore, und immer wieder bewirkte dasselbe Zaubermittel, daß sie geöffnet wurden und den Weg freigaben. Eine Viertelstunde später machte der Führer vor einer »fonda« halt, einer schlichten Herberge, die von einer Jüdin und ihrer einäugigen Tochter betrieben wurde. Es war die einzige Fremdenunterkunft am Ort, doch nach Tetuan kamen so wenige Reisende, daß sich die Errichtung komfortablerer Hotels erübrigte, der einzige Europäer am Ort war der spanische Konsul; alle übrigen Einwohner – etwa fünfundzwanzigtausend – waren ortsansässige Araber oder Juden.

Doktor Antekirrt mußte an sich halten, um die Wirtin nicht sofort nach der Wohnung Namirs zu fragen. Mit seinen Gefährten hatte er schon während der Reise immer neue Pläne gemacht und sie wieder verworfen; sie hatten sogar erwogen, Sava freizukaufen. Auf keinen Fall durfte Sarcany zu früh von der Anwesenheit des Doktors und Stefan Bathorys erfahren. Leider befand man sich nicht in einem europäischen Land, dessen Richter oder Polizisten sicher Sava Sandorfs Partei ergriffen und für die Befreiung des Mädchens gesorgt hätten. Wie aber sollte man in einem arabischen Land, in dem Sklaverei noch gesetzlich erlaubt war, Sava aus Namirs Händen befreien, wenn die Marokkanerin behauptete, das Mädchen sei ihr Eigentum? Und wie wollte man beweisen, daß

Sava die Tochter eines gewissen Grafen Sandorf war, wenn man sich nur auf den Brief der verstorbenen Frau Toronthal und das mündliche Geständnis des Bankiers berufen konnte? In arabische Häuser einzudringen gelingt nur selten, und selbst der Beistand eines Kadis verspricht nicht immer Erfolg.

Man beschloß also, zunächst nur Namirs Haus zu überwachen, doch erst einmal mußte es ausfindig gemacht werden. Da Luigi in Malta ein wenig Arabisch gelernt hatte, sollte er am Morgen mit Kap Pescada den ersten Erkundungsgang machen. Bis dahin wollte man sich ausruhen, doch Doktor Antekirrt und Peter Bathory fanden keinen Schlaf. Nur für Kap Matifu und Kap Pescada erfüllte sich ein orientalischer Traum – falls sie ihn je geträumt hatten: Sie schliefen auf fayencen-geschmückten Lagerstätten!

Sobald der Bazar am Morgen zum Leben erwachte, mischten sich Luigi und Kap Pescada unter die Käufer und Verkäufer.

Der Hauptbazar von Tetuan ist kaum mehr als eine Ansammlung fensterloser Schuppen, Baracken und Buden, die an schmalen, feuchten Gängen stehen und gegen die sengende Sonne durch große farbige Leinendächer geschützt werden. Die Händler bieten ein buntes Sammelsurium von Waren an, die man auch in gewissen orientalischen Läden der europäischen Großstädte findet: gestickte Seidenstoffe, schreiendbunte Posamenten, Pantoffeln, Geldbörsen, Burnusse, Töpferwaren, vielerlei Schmuck, Kupfergefäße, Lampen, Räucherbecken und Laternen.

Als Kap Pescada und Luigi auf dem Bazar erschienen, drängten sich zwischen den Auslagen bereits viele Menschen; sie wollten die wenigen kühlen Stunden am Morgen ausnutzen. Neben den Mohammedanerinnen, die bis auf die Augen verschleiert waren, sah man Jüdinnen mit unverhüllten Gesichtern, Araber, Kabylen und Marokkaner.

Eine Stunde lang schaute sich Kap Pescada in dieser buntscheckigen Gesellschaft die Augen nach Namir aus; vergebens. Er konnte weder sie noch Sarcany entdecken. Luigi schlug deshalb vor, einige der kleinen halbnackten Jungen zu befragen, die in großer Zahl zwischen den Buden umherstrolchten. In diesen Kindern schien sich das Blut aller Rassen zu mischen, die die Region zwischen dem Rif-Gebirge und der Sahara bevölkern. Die ersten Befragungen brachten kein Ergebnis. Doch endlich behauptete ein kleiner Kabyle mit richtigem Lausbubengesicht, das Haus Namirs zu kennen. Er erbot sich auch, die europäischen Herren dorthin zu führen – gegen ein angemessenes Trinkgeld natürlich.

Man wurde handelseinig, und Kap Pescada und Luigi folgten ihrem kleinen Führer durch das Gassengewirr der Innenstadt. Nach zehn Minuten erreichten sie weiter draußen, dicht an der Stadtmauer, ein verlassenes Viertel, in dem es nur noch wenige, meist fensterlose Häuser gab.

Währenddessen wuchs Doktor Antekirrts Ungeduld. Immer wieder fühlte er sich versucht, mit Peter Bathory auszugehen und selbst Nachforschungen anzustellen, doch sie waren ja beide Namir bekannt, und man mußte damit rechnen, daß die Marokkanerin mit Sava die Flucht ergriff, sobald sie sich beobachtet fühlte. Um neun Uhr wurden sie endlich von der unerträglichen Spannung befreit: Luigi und Kap Pescada kehrten in die fonda zurück. Doch die Gesichter der Kundschafter verhiessen nichts Gutes. Tatsächlich hatte man den beiden gesagt, daß Sarcany und Namir schon vor fünf Wochen in Begleitung einer jungen Fremden abgereist seien. Das leere Haus wurde seither von einer alten Frau betreut.

Doktor Antekirrt und Peter Bathory erfüllte dieser Bericht mit tiefer Niedergeschlagenheit. Solange es darum ging, die Verräter von Triest zu verfolgen, hatte der Doktor nicht ein einziges Mal die Zuversicht verloren. Doch jetzt, als er seine eigene Tochter aus den Händen des Schurken Sarcany befreien sollte, wurde er verzagt. Auf jeden Fall wollte er mit Peter Bathory sofort Sarcany's Haus in Augenschein nehmen. Vielleicht fand man irgendwelche Hinweise auf Savas Verbleib; vielleicht auch konnte man die Hausbetreuerin für gutes Geld dazu bringen, Sarcany's Aufenthaltsort preiszugeben.

Diesmal war Luigi der Führer zu Namirs Haus. Glücklicherweise sprach Doktor Antekirrt so gut Arabisch wie jeder andere Wüstensohn, und so konnte er sich vor der alten Frau als Sarcany's Freund ausgeben, der es zutiefst bedauerte, den Tripolitaner verfehlt zu haben. Doch wollte er wenigstens seinem Hause die Ehre eines kurzen Besuchs erweisen. Die Alte war zunächst mißtrauisch, doch für eine Handvoll harter Münzen zeigte sie sich bald gesprächiger. Sie beantwortete Doktor Antekirrts Fragen, so gut sie es vermochte. Ja, das junge Mädchen war

von Namir nach Tetuan gebracht worden und sollte Sarcany heiraten. Die Hochzeit hätte inzwischen stattgefunden, wäre nicht vor fünf Wochen eine Nachricht eingetroffen, die zur überstürzten Abreise aller Hausbewohner führte. Das junge Mädchen hatte das Haus niemals verlassen. Es hieß, sie sei Araberin, aber die alte Frau meinte, sie sei Europäerin. Doch, wie gesagt, man hatte die Fremde nur selten zu Gesicht bekommen.

Mehr wußte die alte Frau nicht zu berichten. Sie fügte nur noch hinzu, daß sich Sarcany und die beiden Frauen einer ostwärts ziehenden Karawane angeschlossen hätten und daß sie selbst das Haus betreuen solle, bis ein Käufer gefunden wäre. Aus der letzten Bemerkung konnte man schließen, daß Sarcany nie mehr nach Tetuan zurück zu kehren gedachte.

Doktor Antekirrt hatte den Bericht der Alten mit starrer Miene angehört und in den wichtigsten Teilen für Peter Bathory übersetzt. Nun war guter Rat teuer! Man wußte zwar, daß Sarcany für die Flucht weder in Tanger ein Paketboot noch in Oran die Eisenbahn benutzt hatte; das Ziel der Karawane zu erraten, war aber fast ausgeschlossen. Sie konnte ebenso gut in eine Oase mitten in der Sahara wie zu einem der halbwilden Bergstämme in den Gebirgen gezogen sein. In der Weite Nordafrikas fand man eine Karawane ebenso schwer wieder wie einen einzelnen Reisenden.

Doktor Antekirrt bat schließlich die Haushüterin, mit seinen Freunden das Haus Sarcany's besichtigen zu dürfen. Es war ein Gebäude im arabischen Stil, bei dem sämtliche Räume auf einen Innenhof mündeten, um den im oberen Stockwerk eine Galerie lief.

Als sie Savas Zimmer betraten, erschrakten sie: Es war eine rechte Gefängniszelle! Wie viele Stunden mochte das bedauernswerte Mädchen in Angst und Verzweiflung hier verbracht haben, ohne auf Rettung hoffen zu können? Doktor Antekirrt und Peter Bathory suchten jeden Winkel des finsternen Raumes mit den Augen ab; nirgends gab es einen Anhaltspunkt, einen Hinweis, der sie auf Savas Spur bringen konnte. Doch plötzlich trat Doktor Antekirrt auf ein kleines Kohlenbecken zu, das auf einem Dreifuß in einer Zimmerecke stand. Mit einem raschen Blick hatte er erfaßt, daß in dem Becken, inmitten eines Aschehäufchens, beschriebene Papierfetzen lagen. Sie waren nur leicht angekohlt, und einige Buchstaben konnte man noch gut erkennen.

Sava hatte also irgend jemandem einen Brief, vielleicht einen Hilferuf schicken wollen! War sie durch die überstürzte Abreise nicht mehr dazu gekommen, das Schreiben abzusenden? Oder hatte Sarcany sie beim Schreiben überrascht und eigenhändig den Brief verbrannt? Peter Bathory beugte sich jetzt ebenfalls über das Becken. Er begriff, daß größte Vorsicht geboten war: Der leiseste Lufthauch schon würde die brüchigen Papierfetzen ebenfalls zu Asche zerfallen lassen. Eilig versuchte er, mit Unterstützung des Doktors die wenigen erhaltengebliebenen Silben zu entziffern. Zunächst lasen sie: »Fr... Bath...«; Sava hatte also versucht, Peters Mutter um Hilfe zu bitten! Von Frau Bathory's Abreise aus Ragusa konnte sie ja nichts wissen. Neben Frau Bathory's Namen ließ sich auch der ihres Sohnes entziffern. Peter hielt den Atem an. Er versuchte weiterzulesen, doch sein Blick hatte sich getrübt. Er horchte aber auf, als Doktor Antekirrt noch ein Wort zusammenbuchstabierte: »Tri... poli...« – »Tripolis!« rief er; »jetzt haben wir Savas Spur!« Natürlich: Nach Tripolis, in seine Heimat, war Sarcany geflohen; die alte Frau hatte ja gesagt, er sei mit einer Karawane nach Osten gezogen, und Tripolis lag ostwärts, weit ostwärts von Tetuan!

Noch am selben Abend nahm die »Electric 2« Kurs auf das türkische Wilajet von Tripolis an der Kleinen Syrte. Die Karawane, mit der Sarcany und die Frauen aufgebrochen waren, konnte allenfalls vor wenigen Tagen dort eingetroffen sein.

## II

### Das Fest der Störche

Tripolis wird auf drei Seiten von der weiten sandigen Ebene von Sung-Ettelateh eingerahmt. Am 23. November bot die große öde Fläche einen ungewohnten Anblick. Man wollte das alte Fest der Störche feiern, einen der Höhepunkte im Leben der orientalischen Völker Nordafrikas. Ein Ortsfremder hätte an diesem Tag nicht sagen können, ob er auf Wüstenboden oder Ackerland stand, denn buchstäblich jeder Quadratzentimeter der Ebene war mit Zelten, Menschen und Tieren besetzt. Besonders die Zelte mit ihrem Schmuck aus langen Quasten und grellbunten Fähnchen prägten das festliche Bild. Dazwischen lagen hastig aufgeschlagene Schenken, deren dürrtige Wände aus Zeltbahnen den Gästen kaum Schutz gegen den heißen, aus dem Süden wehenden »gibly« bieten konnten. Überall waren prunkvoll geschirrte Reitpferde vor den Unterkünften festgemacht, während sich die Mahri-Kamele, die beliebten Reittiere der Wüstenbewohner, niedergelegt und den flachen Kopf in den Sand gebettet hatten. Dazwischen trieben sich kleine Esel herum, die kaum größer waren als große Hunde, und große Hunde, die kaum kleiner waren als kleine Esel. Die Maultiere trugen riesige arabische Sättel, deren Sattelknauf fast so dick wie ein Kamelhöcker aussah.

Immer wieder preschten Reiter mitten durch das Menschengewühl, ohne sich um das Geschrei der beiseite springenden Männer, Frauen und Kinder zu kümmern. Die meisten waren schwer bewaffnet. Sie begnügten sich nicht mit der Flinte auf dem Rücken, sondern hatten auch noch gefährlich aussehende Krummdolche im Gürtel stecken. Beim Reiten hielten sie die Knie bis in Brusthöhe angezogen, und ihre Füße steckten in pantoffelähnlichen Steigbügeln.

Die Mehrzahl der Festplatzbesucher trug den Burnus, das traditionelle Gewand für Männer wie Frauen. Die Männer hielten den faltenreichen Mantel mit einer Kupferschnalle vor der Brust zusammen; die Frauen hatten den Rückenzipfel so weit über den Kopf und das Gesicht herabgezogen, daß nur das linke Auge freiblieb. Bei aller Gleichförmigkeit der Gewänder verrieten gewisse Abweichungen doch die Standeszugehörigkeit der Träger. Die Armen zogen den Burnus direkt über den nackten Körper, die Wohlhabenden trugen ihn über Weste und Pluderhose. Die Reichen aber prunkten mit paillettengeschmückten Hemden, über die ein herrlicher Burnus aus Gazestoffen – einem Gemisch glänzender Seide und stumper Wolle – gezogen wurde, den schließlich der übliche Leinenburnus bedeckte. Es waren nicht nur die Einwohner von Tripolis, die sich hier auf dem Festplatz drängten. Aus der ganzen Regentschaft, von der Küste der Kleinen Syrte, aus den Oasen und Städten des Hinterlandes war das Volk herbeigeströmt. Reiche Kaufleute aus den weit im Süden gelegenen Städten Ghadames und Sokna hatten sich von ihren Neger-Sklaven nach Tripolis eskortieren lassen. Viele Juden und Jüdinnen waren auch gekommen, die Frauen meist dick ver mummt und recht schwergewichtig, wie es das Schönheitsideal des Landes verlangte. Selbst die Neger in den benachbarten Dörfern hatten ihre schlichten Binsen- oder Bambushütten verlassen und mischten sich unter das Festtagsvolk. Sie machten den Mangel an Kleidungsstücken durch ein Übermaß an Ketten, Ohr- und Nasenringen aus Kupfer, Muscheln oder Tierzähnen wieder wett. Sogar die Bewohner der weit entfernten Großen Syrte waren für einige Zeit aus ihren Dattelpalmenhainen, die ihnen Wein, Früchte, Brot und Naschwerk lieferten, fortgezogen, um das Fest der Störche nicht zu versäumen.

Mitten im Heer der Mauren, Berber, Türken, Beduinen und vereinzelt Europäer sah man Paschas, Scheiks und Kadis im vollen Bewußtsein ihrer Amtswürde umherstolzieren. Und wenn der Wali, der türkische Generalgouverneur, der Zeltstadt mit erhabener Gleichgültigkeit einen Besuch abstattete, öffneten ihm die blanken Säbel und die Stöcke der Soldaten und Polizisten eine breite Bresche in der demütig zurückweichenden Menge.

Das gesamte Wilajet oder Generalgouvernement von Tripolis hat eine Million und fünfhunderttausend Einwohner, zu denen noch sechstausend Soldaten kommen. In der Stadt Tripolis wohnen aber nur zwanzig- bis fünfundzwanzigtausend Menschen, doch an diesem großen Festtag schien sich die Einwohnerzahl mindestens verdoppelt zu haben. Vernünftigerweise hatten aber die meisten Fremden von vornherein darauf verzichtet, in der Stadt selbst eine Unterkunft zu suchen. Das alte Tripolis mit seiner bröckligen Stadtmauer

und seinen Häusern, deren Baumaterial immer nur eine kurze Lebensdauer garantiert, wäre sonst wohl aus den Nähten geplatzt. Daß weder die nach Westen gelegene Judenstadt, noch das an die Mole grenzende vornehme Viertel der ausländischen Konsulate als Festplatz geeignet war, versteht sich von selbst. Doch die Natur hatte ja vorgesorgt: Auf der weiten, gelbsandigen Sung-Ettelateh-Ebene, die bei Ostwind häufig vom Meer überspült wird, gab es keinen Platzmangel.

Die Südgrenze der großen Sandfläche bildet die Oase Mendschjeh. Ein größerer Gegensatz als der zwischen der öden Ebene und der blühenden Insel mitten im Sandmeer ist kaum vorstellbar. Das Wasser hat dort ein Wunder bewirkt: Blendendweiße Häuser stehen inmitten grüner Orangen-, Zitronen- und Dattelpalmenhaine, es gibt blühende Gärten, die mit der traditionellen Noria, einem von Kühen bewegten Paternoster-Schöpfwerk bewässert werden, und man kann sogar Gazellen, Antilopen und Flamingos beobachten. Dreißigtausend Menschen bietet die große Oase Lebensraum, doch gleich dahinter beginnt die Sahara, die an keinem Punkt so nahe wie hier an die Mittelmeerküste heranrückt.

Manchmal wird die Sahara auch ›das libysche Meer‹ genannt, man möchte sagen: mit Recht, denn auch hier gibt es endlose Wellenkämme und Nebel, nur sind sie nicht aus Wasser, sondern aus Sand und Staub.

Die Regentschaft Tripolis ist fast so groß wie Frankreich. Im Westen grenzt sie an die Regentschaft Tunis, im Osten an Ägypten und im Süden an die Sahara. Allein dreihundert Kilometer des nordafrikanischen Mittelmeergestades gehören zu ihrem Territorium, doch da die Provinz weite Wüstengebiete enthält und relativ dünn besiedelt ist, zählt sie zu den weniger bekannten Regionen Nordafrikas.

Und das war Sarcany gerade recht! Er konnte sich in seiner tripolitanischen Heimat so leicht wie nirgendwo sonst lästigen Nachstellungen entziehen. Außerdem war Tripolis den Schwerpunkten der Senussi-Bruderschaft nahe, für die er seit Jahren als Agent in Europa arbeitete, vor allem, wenn es um Waffen- und Munitionskäufe ging. Im Notfall würden ihm diese Leute Hilfe leisten, und da er äußerst berechnend war, hatte er sich bereits bei Sidi Hazam, dem Oberhaupt der Senussi in Tripolis, mit den beiden Frauen einquartiert.

Gleich nach Silas Toronthals Entführung auf der Straße nach Nizza – einem Vorgang, den sich Sarcany auch jetzt noch nicht erklären konnte – war der Tripolitaner aus Monaco abgereist. Einige tausend Francs, die er schon vorsichtshalber aus den Gewinnen des Bankiers zurückbehalten hatte, ermöglichten ihm die Reise nach Tetuan und reichten auch zur Deckung von Unkosten, die ihm vermutlich bald entstehen würden. Sarcany rechnete durchaus damit, daß der verzweifelte Silas Toronthal Savas Versteck verraten werde, und so müßte man wohl oder übel nach Tripolis Weiterreisen. Da ihm aber die Benutzung von Eisenbahn oder Schiff zu gefährlich schien, schloß er sich einer Senussi-Karawane an – selbst in diesem Punkt trafen Doktor Antekirrts Vermutungen zu.

Die Karawane setzte sich aus Leuten zusammen, die man in Marokko, Algerien und Tunis für die Senussi-Bruderschaft angeworben hatte. Sie brach am 12. Okt. bei Tetuan auf und bewegte sich, entlang der nördlichen Sahara-Grenze, auf Tripolis zu.

Sava war jetzt ihren Peinigern vollends ausgeliefert, und trotzdem blieb sie ihrem Entschluß treu, Sarcany's Werbung zurückzuweisen. Weder seine Wutausbrüche noch Namirs Drohungen konnten sie umstimmen.

Beim Abmarsch aus Tetuan zählte die Karawane etwa fünfzig Mitglieder. Diese ›khuans‹ wurden von einem Imam befehligt, der für militärische Disziplin sorgte. Um erzwungene Aufenthalte zu vermeiden, umging die Karawane nach Möglichkeit französisch beherrschte Regionen.

Der afrikanische Kontinent verläuft an der algerischen Küste nach Osten zu in einem leicht ansteigenden Bogen. Von Kap Bon an fällt er zur Großen Syrte hin steil nach Süden ab. Wer nun auf dem kürzesten Wege von Tetuan nach Tripolis reisen will, braucht sich immer nur auf der Sehne oder der Basis dieses großen Dreiecks zu bewegen, und genau das tat die Senussi-Karawane.

Sobald sie Marokko verlassen hatte, folgte sie der Südgrenze Algeriens, jener Provinz, die sich gern Neu-Frankreich nennt – mit mehr Berechtigung; als etwa Neu-Kaledonien, Neu-Holland oder Neu-Schottland ihre Namen tragen, trennt doch nur eine dreißigstündige Mittelmeerreise die Kolonie vom Mutterland.

In der Region des Beni Matan, des Ulad Nail und des Scharfat-El-Hamel wuchs

die Kolonne durch den starken Zustrom neuer Glaubensbrüder auf dreihundert Köpfe an, so daß nach sechswöchiger Reise ein stattlicher Zug am 20. November die Grenze zur Regentschaft Tripolis überschritt. Als das Fest der Störche begangen wurde, waren Sarcany und Namir seit drei Tagen Gäste in Sidi Hazams Haus, das gleichzeitig Sava Sandorf als Gefängnis diente.

Das Gebäude glich einer kleinen Festung. In den weißen, fensterlosen Außenmauern gab es nur eine niedrige Tür und etliche schießschartenähnliche Luftlöcher. Das Flachdach mit seinen Terrassen war von Zinnen eingefast und wurde von einem schlanken Minarett gekrönt.

Sidi Hazams Haus lag vor den Toren von Tripolis an der Südgrenze der Sandebene. Seine von hohen Mauern umschlossenen Gärten ragten bereits in das Grün der Mendschjeh-Oase hinein. Der innere Plan des Hauses hielt sich an das immer gleiche arabische Schema, nur, daß es hier statt eines Patio gleich drei arkadengeschmückte Innenhöfe gab, auf die die zahlreichen Zimmer mündeten. Im Hintergrund des zweiten Hofes lag eine riesige »skifa«, eine Halle, in der der Sekten-Oberhirte Gäste empfing. In letzter Zeit hatten dort unter Sidi Hazams Vorsitz mehrere Konferenzen stattgefunden.

Die beste Verteidigungswaffe des Anwesens waren seine hohen fensterlosen Außenmauern, doch es konnte sich auch auf eine regelrechte Besatzung von fünfzig schwerbewaffneten Männern verlassen, die für Verteidigung und Angriff gleichermaßen gut gerüstet waren. Diese Vorsichtsmaßnahme hatte man nicht nur getroffen, um gegen Überfälle durchziehender Nomaden gewappnet zu sein; auch die türkischen Autoritäten machten Anstrengungen, die Senussi aus dem Wilajet zu verdrängen. Sarcany hatte aus seiner Sicht richtig gehandelt: Das Haus Sidi Hazams bot ihm so viel Sicherheit, daß er in Ruhe seine Heiratspläne mit Sava vorantreiben konnte. Da ihm auf diese Weise immer noch ein großes Vermögen winkte, unterstützten seine Senussi-Freunde aus höchst eigennützigen Gründen diese Bemühungen.

Die Karawane hatte sich sofort nach ihrem Eintreffen in Tripolis aufgelöst. Ihre Mitglieder fanden an verschiedenen Punkten der Oase Unterschlupf und waren bereit, sich auf das erste Zeichen ihrer Führer hin wieder zusammenzuroten. Die Polizei wußte nur zu gut, daß die Senussi das Fest der Störche für ihre konspirativen Zwecke mißbrauchen wollten. Mitten in der unübersichtlichen Menge würden die nordafrikanischen »khuans« durch Mittelsmänner Befehle ihrer Muftis entgegennehmen, die der nächsten großen Operation in der Cyrenaika galten. Ziel des Unternehmens war es, das Wüstenland in ein Königreich der Senussi umzuwandeln, dem ein Kalif an die Spitze gestellt werden sollte. Die Aussichten für das Gelingen des Plans waren gut, denn die stärkste Senussi-Gruppe lebte bereits in der Cyrenaika, im Wilajet Bengasi.

Am 23. November mischten sich unter die Menge auf der Sung-Ettelateh-Ebene drei Männer, die jedermann für echte Araber gehalten hätte. Besonders der älteste der drei trug seine exotischen Gewänder mit einer Lässigkeit, die nur auf langer Gewöhnung beruhen konnte. Es war Doktor Antekirrt, der sich aus Gründen der Vorsicht mit Peter Bathory und Luigi Ferrato zu solcher Maskerade entschlossen hatte. Kap Pescada und Kap Matifu waren in der Stadt zurückgeblieben; sie hatten für ihren großen Auftritt am Abend noch allerlei Vorbereitungen zu treffen.

Erst vierundzwanzig Stunden zuvor war die »Electric 2« außerhalb des Hafens von Tripolis vor Anker gegangen. Die rasche Rückreise aus Tetuan hatte nur einmal eine kleine Verzögerung erfahren: Doktor Antekirrt und seine Freunde mußten im algerischen Philippeville an Land gehen, um sich arabische Kleider zu besorgen. Die »Electric 2« war aber schon wieder aus den Hafengewässern verschwunden, ehe man sie signalisiert hatte. Die fünf Personen, die bald darauf außerhalb vom Hafengelände in Tripolis an Land gingen, waren eindeutig Orientalen, die niemandem auffielen. Allenfalls hätten die linkischen Bewegungen von Peter Bathory und Luigi Verdacht erregen können; Kap Pescada und Kap Matifu waren dagegen in ihrem Element: Als Jahrmarktsartisten hatten sie sich ja an vielerlei Verkleidungen gewöhnt.

Doktor Antekirrt hatte dem Kapitän der »Electric 2« aufgetragen, mit dem fahrbereiten Boot in einem schmalen Wasserarm jenseits vom Hafen zu warten – notfalls auch die ganze kommende Nacht.

Die fünf falschen Orientalen begaben sich indessen in die Stadt. Sie überquerten den aus groben Quadern gebauten Quai, durchschritten das Meerestor und befanden sich bald im Gassengewirr der Innenstadt. Im erstbesten Hotel, das noch Unterkunft bieten konnte, mieteten sie Zimmer. Sie



traten als bescheidene tunesische Kaufleute auf, die die günstige Gelegenheit begrüßten, endlich einmal das legendäre Fest der Störche zu erleben. Doktor Antekirrts hervorragende arabische Sprachkenntnisse erleichterten auch die Unterhaltung mit dem geschwätzigen Wirt. Es war nicht schwer, diesem Mann allerlei wichtige Informationen zu entlocken. So erfuhr man, daß kürzlich eine Karawane aus Marokko und mit ihr der in Tripolis wohlbekannte Herr Sarcany eingetroffen sei. Im Augenblick wohne er mit seinen Begleiterinnen als Gast im Hause des Sidi Hazam. Selbstverständlich wollte Doktor Antekirrt dieses Haus so rasch wie möglich in Augenschein nehmen, und deshalb hatte er sich gegen Abend unter das Volk auf der Sung-Ettelateh-Ebene begeben.

Seit Doktor Antekirrts Aufenthalt in Ragusa waren Vater und Tochter nie wieder so nahe beieinander gewesen. Und doch trennte sie eine fast unüberwindlich aussehende Mauer voneinander. In diesem Augenblick wären Peter Bathory und selbst Doktor Antekirrt fast bereit gewesen, dem Schurken Sarcany Savas Vermögen zu opfern, wenn er nur das Mädchen freigegeben wollte. Doch ebenso sehr wie seiner Tochter fühlte sich Doktor Antekirrt seinen toten Mitstreitern Stefan Bathory und Ladislaus Zathmar verpflichtet: Er durfte Sarcany nicht laufen lassen; der Verräter mußte seiner Bestrafung zugeführt werden. Angesichts des festungsähnlichen Baus wollten der Doktor und Peter Bathory fast verzagen. Mit Gewalt war hier nichts auszurichten; man mußte tatsächlich Kap Pescadas Plan ins Auge fassen, der auf einer List beruhte.

Vorläufig herrschte auf dem weiten Platz nur das übliche Getümmel, das dem Höhepunkt eines jeden Volksfestes voranzugehen pflegt. Da das Hauptereignis des Festes erst bei Einbruch der Dunkelheit stattfinden sollte, wäre jetzt der beste Zeitpunkt gekommen, um den Leser mit der Legende bekannt zu machen, die den Ursprung des Storchenfestes beschreibt: In uralten Zeiten lebte in Afrika die Rasse der Djins. Einer ihrer Stämme, die Bu-Ihebrs, beherrschte das Land zwischen der Wüste Hammada, Tripolitanien und dem Königreich Fessan. Die Bu-Ihebrs waren ein mächtiges Volk, und alle Welt fürchtete sie wegen ihrer Hinterhältigkeit, Ungerechtigkeit und Angriffslust. Kein afrikanischer König hatte sie je besiegen können. Eines Tages beschloß der Prophet Suleiman, die Djins zum Guten zu bekehren. Er schickte ihnen einen Apostel, der sie lehren sollte, das Gute zu lieben und das Böse zu hassen. Vergebens! Die wilden Djins nahmen den Apostel gefangen und töteten ihn. Und sie fürchteten nicht einmal Rache. Kein benachbarter König wagte es, in ihr Reich einzufallen; und niemand aus ihrem Reich wäre auf den Gedanken gekommen, zum Propheten zu ziehen und ihm von dem Mord zu berichten. Das glaubten sie, doch sie täuschten sich. Im Land der Djins gab es viele Störche, Vögel, von denen jedermann weiß, daß sie über alle Maßen gesittet und klug sind. Man sagt ihnen sogar nach, daß sie sich nie in einem Land niederlassen, dessen Name auf einer Geldmünze steht, denn das Geld ist die Quelle allen Übels; das Geld zieht den Menschen in den Abgrund des Verderbens.

Und als die Störche Zeuge des Mordes an dem Apostel geworden waren, entsandten sie einen der Ihren zum Propheten und forderten ihn auf, Rache zu üben. Der Prophet rief sogleich den Wiedehopf, seinen Lieblingsboten, herbei und trug ihm auf, alle Störche der Erde über Afrika zusammenzurufen. Und so geschah es. Zahllose Störche versammelten sich am Sitz des Propheten. Es waren so viele, daß sie eine riesige Wolke bildeten, »eine Wolke, die von Mesda bis Morzuq die Erde verdunkelt hätte«, behauptet die Legende.

Auf Geheiß des Propheten nahm jeder Storch einen Stein in den Schnabel, und dann flog der Riesenschwarm über das Land der Bu-Ihebrs und steinigte alle seine schlechten Menschen, deren Seelen bis in alle Ewigkeit im Sand der Wüste Hammada begraben liegen sollen.

Und dieser Legende wurde bei jedem Storchenfest gedacht. Schon erwarteten Hunderte der langbeinigen Vögel unter großen Netzen auf dem Festplatz den Augenblick ihrer Freilassung. Die meisten standen auf einem Bein, und das Geklapper ihrer Schnäbel machte nicht weniger Lärm als der Trommelwirbel der Soldaten. Beim Krachen zahlloser Flinten und im magischen Licht der Tausende von bunten Fackeln sollten sie sich am Abend auf ein Zeichen hin in die Luft schwingen und auf die tobende Menge »Steine« herabregnen lassen, nämlich harmlose kleine Erdklümpchen.

Kap Pescada hatte sich genau über den Ablauf des Festes unterrichten lassen und seine eigenen Pläne danach ausgerichtet. Er wollte nichts Geringeres als die Entführung Savas aus dem Haus Sidi Hazams wagen.

Ein Kanonenschuß bei Sonnenuntergang kündigte an, daß die

Storchenzeremonie bald beginnen werde. Um diese Stunde waren noch die meisten Festtagsbesucher mit der Abendmahlzeit beschäftigt. Für die Türken und alle, die vorgaben, Türken zu sein, gab es Hammelbraten und gekochtes Huhn in Reis. Die wohlhabenderen Araber aßen ihren traditionellen Couscous, und das ärmere Volk, in dessen Taschen mehr Kupfermünzen als Goldstücke klimperten, gab sich mit einem Gerstenbrei zufrieden, in den Öl gegossen wurde. Überall floß das ›lagby‹ in Strömen, der vergorene Saft der Dattelpalme, der alle Grade der Berauschtigkeit bis zur völligen Trunkenheit hervorruft. Schon vor dem Kanonenschuß waren Männer, Frauen und Kinder, Türken, Araber und Neger außer Rand und Band gewesen. Je näher die Storchenzeremonie rückte, desto größer wurde der Lärm. Selbst die lautesten Musikinstrumente konnten kaum noch das Getöse der menschlichen Stimmen übertönen. Schon wurden an allen Ecken und Enden des Platzes Gewehre und Sattelpistolen abgefeuert; Feuerwerkskörper knallten; Kanonenschläge krachten – Worte reichen nicht aus, um den Tumult zu beschreiben.

Hier und da gaben kleine Gruppen folkloristische oder artistische Vorstellungen.

Ein Neger in Teufelsmaske, der einen Lendenschmuck aus schaurig klappernden Knochen trug, begann zum dumpfen Klang von Holztrommeln und dem monotonen Singsang seiner Landsleute zu tanzen. Bald gesellten sich zu ihm weitere dreißig Männer, die furchterregende Grimassen schnitten und sich in ekstatischen Zuckungen wanden. Die Frauen bildeten einen Kreis um die Tänzer, wiegten sich im Rhythmus der Trommelklänge und klatschten den Takt.

Eine Gruppe wilder Aissassuas war schon im Endstadium religiöser Ekstase und alkoholischer Berauschtigkeit angelangt. Den Männern stand Schaum vor dem Mund; ihre Augen waren aus den Höhlen getreten; ihre Zähne verbissen sich in Holz- und Eisenstäbe. Die einen rissen sich die Haut in Fetzen vom Leib, die anderen jonglierten mit glühenden Kohlen, und wieder andere hatten sich Schlangen um den Leib gewickelt und ließen sich von den Reptilien in die Handgelenke, die Wangen und die Lippen beißen, um schließlich selbst den Tieren die Schwänze abzubeißen und das blutige Fleisch zu verschlingen. Doch plötzlich lief eine neue Attraktion allen anderen den Rang ab. Das Volk drängte und schob sich in die Richtung von Sidi Hazams Haus, wo zwei Akrobaten Geschicklichkeits- und Kraftakte zum besten gaben. Die beiden Artisten, von denen der eine auffallend schwächling und der andere auffallend kräftig war, sahen sich bald von einem vierfachen Zuschauerring umgeben, der nach jedem gelungenen Kunststück in wilden Beifall ausbrach.

Der Leser hat es natürlich längst erraten: Es waren Kap Matifu und Kap Pescada, die hier, unter den Mauern von Sidi Hazams Anwesen, ihr altes Handwerk wieder ausübten. Eigens zu diesem Zweck hatten sie sich am Nachmittag Flitterkostüme zurechtgemacht, die ganz genau dem arabischen Milieu angepaßt waren.

»Du bist doch nicht etwa eingerostet?« hatte Kap Pescada vorsichtshalber seinen Kompanion gefragt. »Kein bißchen«, hatte Kap Matifu geantwortet. »Und du schreckst vor keiner Übung zurück, und sei sie auch noch so gewagt?«

»Kap Matifu und zurück schrecken!«

»Auch nicht, wenn du Kiesel zerbeißen und eine Schlange verschlucken sollst?«

»Gekocht?«

»Roh natürlich.«

»Roh...?«

»Roh und quicklebendig.«

Kap Matifu hatte sich zwar geschüttelt, doch im Notfall wollte er sogar in bester Aissassua-Manier eine ungekochte Schlange vertilgen.

Doktor Antekirrt, Peter Bathory und Luigi Ferrato standen in der Zuschauermenge und verfolgten gespannt jede Bewegung der Akrobaten. Nein, der Herkules war wirklich nicht eingerostet! Wie in alten Zeiten vollbrachte er erstaunliche Kraftakte. Fünf, sechs arabische Herausforderer hatte er schon ›den Staub küssen lassen‹, ehe er mit Kap Pescada zum zweiten Teil der Vorstellung, den Jonglierkunststückchen, überging. Besonders die Araber unter den Zuschauern begeisterten sich für die Geschicklichkeit, mit der sich die Artisten brennende Fackeln zuwarfen, deren Feuerschweife sich im Flug in phantastischen Zickzacklinien kreuzten.

Kap Matifu und Kap Pescada konnten, auf ihren Erfolg stolz sein, denn sie traten vor verwöhntem Publikum auf. Erst in letzter Zeit hatten sich hier ›der unübertroffene Mustafas ein ›Wüstensamson‹ und vor allem die Braccos einen

Namen gemacht, eine Truppe halbwilder Tuaregs, die laut Programm ›die Gewandtheit der wildesten Raubkatzen dieser Breiten‹ hatten. Selbst der berühmte ›Kanonemensch‹ war schon in dieser Gegend aufgetreten, der Mann, um dessen Leben Königin Viktoria von England so gebangt hatte, daß sie ihm durch ihren Kammerdiener alle weiteren Vorstellungen untersagen ließ. Doch, wie gesagt, Kap Matifu triumphtierte an diesem Abend über alle anwesenden Rivalen, und dabei stand der Höhepunkt der Vorstellung noch bevor! Es war ein Jongleurakt, den man in Europa häufig genug zu sehen bekommt, der aber für das tripolitanische Publikum neu war. Kap Matifu stellte sich mit leicht gespreizten Beinen auf, lehnte sich ein wenig rückwärts und setzte sich eine dreißig Fuß hohe Stange auf den breiten Brustkasten, die er mit beiden Fäusten umklammerte. Dann kletterte Kap Pescada geschickt wie ein Äffchen bis zur Spitze der heftig wippenden Stange und vollführte dort oben, in luftiger Höhe, allerlei akrobatische Übungen.

Vor Aufregung rückten die Zuschauer immer näher an die beiden Artisten heran. Kap Matifu ließ sich dadurch nicht ablenken; er arbeitete konzentriert und machte immer wieder ein paar kurze tänzelnde Schritte in die Richtung von Sidi Hazams Haus; offenbar versuchte er, durch die fortwährende Bewegung sein Gleichgewicht zu halten. Als er schon unmittelbar an der Hausmauer stand, hatte er sogar noch die Kraft, die Stange hoch über seinen Kopf zu stemmen, während Kap Pescada an der Stangenspitze in der Pose einer Theaterdiva Kußhändchen ins Publikum warf.

Die Zuschauer rasten vor Begeisterung; sie brüllten, sie klatschten in die Hände, sie trampelten mit den Füßen. Solche Höhenflüge artistischen Könnens hatte ihnen noch kein Wüstensamson, kein Mustafa und kein Tuareg geboten. Im selben Moment krachte auf den Festungswällen der zweite Kanonenschuß: Das war das Zeichen für den Flug der Störche! Befreit von den riesigen Netzen hob sich der Schwarm mit rauschendem Flügelschlag in die Luft, und auf die Zuschauer ging ein Schauer von Sandkugeln nieder. Und wie ein Echo auf das ohrenbetäubende Geklapper hoch oben am Himmel erscholl unten auf der Erde ein vieltausendstimmiges Freudengeschrei. Die Raserei der Festbesucher erreichte den Höhepunkt; fast meinte man, alle Irrenhäuser der Alten Welt hätten ihre Insassen auf die Sung-Ettelateh-Ebene entsandt. Nur Sidi Hazams Haus wurde von diesem Tumult nicht berührt; still und abweisend stand es am Rande des tobenden Festplatzes. Nicht ein einziges Mal war während des ganzen Tages das Tor geöffnet worden, kein einziger von Sidi Hazams Leuten hatte sich auf einer der Terrassen gezeigt. Doch das Publikum scherte sich nicht darum; es hatte schon wieder ein neues Wunder zu bestaunen: Der kleine Artist an der Stangenspitze war verschwunden, hatte sich buchstäblich in Luft aufgelöst! War er mit den Vögeln des Propheten gen Himmel geflogen?

Merkwürdigerweise schien sich Kap Matifu um das Verschwinden seines Partners keine Sorgen zu machen. Er ließ rasch noch einmal die Riesenstange in die Luft springen, fing sie am spitzen Ende wieder auf und wirbelte sie so geschickt um die Hand, als sei sie der leichte Stab eines Tambourmajors. Daß sich Kap Pescada in Luft aufgelöst hatte, war für ihn offenbar die natürlichste Sache der Welt und schien zum Programm zu gehören. So jedenfalls erklärten sich die Zuschauer den Fall, und ihre Begeisterung schlug noch höhere Wogen als zu Beginn der Vorstellung. Ihre Hurra-Rufe konnte man noch in der Oase hören, und niemand zweifelte mehr daran, daß Kap Pescada ins luftige Königreich der Störche entflohen sei. Das Unerklärliche ruft beim Volk noch allemal die größte Begeisterung hervor!

### III

#### Im Hause des Sidi Hazam

Es war fast neun Uhr. Büchsengeknall, Stimmenlärm, Musik alles war plötzlich verstummt; die Menge auf der Sung-Ettelateh-Ebene begann sich zu verlaufen. Die einen kehrten in ihre Häuser oder Unterkünfte in der Stadt zurück, die anderen in die Oase oder benachbarte Dörfer. Selbst die Berber und Neger aus weiter entfernten Gegenden hatten schon ihre Zelte zusammengefaltet, die Lagerstätten abgebrochen und den Heimweg angetreten. Auch die Senussi waren verschwunden, sie waren bereits unterwegs nach Bengasi in der Cyrenaika, wo der Kalif seine Streitmächte sammelt.

Nur drei Männer schlossen sich nicht dem allgemeinen Aufbruch an; Doktor Antekirrt, Peter Bathory und Luigi Ferrato wollten sogar die ganze Nacht auf dem Platz verbringen, falls es die Umstände erforderten. Seit sich ihr kleiner Artistenfreund in Luft aufgelöst hatte, ließen sie das Haus des Sidi Hazam keinen Augenblick mehr aus den Augen. Kap Pescada war tatsächlich der gefährliche Sprung von der Stangenspitze in das festungsähnliche Gebäude gelungen. Er 'war dicht hinter den Zinnen der Dachterrasse gelandet, die vom Minarett überragt wurde. Da im gleichen Moment auf dem Festplatz alle Fackeln erloschen waren, hatten weder die Zuschauer noch Sidi Hazams Leute innerhalb des Gebäudes den Sprung bemerkt. Die Wächter des Senussi-Führers hielten sich in der ›skifa‹ auf, die in den zweiten Innenhof des Anwesens mündete.

Man wird verstehen, daß Kap Pescada sozusagen blind im Hause Sidi Hazams gelandet war. Allzu viele Unbekannte hatten ihm jede Vorherberechnung seiner Schritte unmöglich gemacht. Er kannte weder die Anordnung der Höfe und Räume, noch die Lage von Savas Zimmer. Er wußte natürlich auch nicht, ob das Mädchen allein war oder eingeschlossen und ständig bewacht wurde. Vielleicht verfügte sie nicht einmal mehr über genügend Kräfte, um die gefährliche Flucht zu wagen. Aber Kap Pescada war nun einmal von dem Gedanken besessen, Sava zu finden und zu entführen, und keine Schwierigkeit konnte ihn mehr von der Ausführung seiner Absicht abbringen. Gelang die Flucht nicht sofort, sollte Sava wenigstens erfahren, daß Peter Bathory lebte und sich mit Doktor Antekirrt und anderen Freunden draußen vor den Mauern ihres Gefängnisses bereithielt. Er wollte ihr auch zureden, auf keinen Fall Sarcany's Werbungen nachzugeben. Und wenn man ihn nun entdeckte, ehe er überhaupt Savas Zimmer gefunden hatte? Ach was, daran konnte man immer noch denken, wenn es so weit war. Vorläufig hatte er Wichtigeres zu tun!

Er zog einen Strick, der in größeren Abständen dicke Knoten hatte, unter seinem Flitterkostüm hervor. Das eine Strickende befestigte er an einer Mauerzinne, das andere ließ er an der Außenwand des Gebäudes bis zum Erdboden hinuntergleiten – eine Maßnahme, die vielleicht dem jungen Mädchen den Weg in die Freiheit erleichterte.

Dann legte sich Kap Pescada sofort flach auf den Bauch und lauschte ein Weilchen mit angehaltenem Atem auf die Geräusche in den Innenhöfen. Wäre er jetzt von Sidi Hazams Wächtern entdeckt worden, hätte ihm wohl auch der Kletterstrick nichts mehr genützt, doch er hatte wieder einmal Glück: In allen Höfen und Zimmern blieb es still, und da niemand von den Hausbewohnern am Storchenfest teilgenommen hatte, wurde auch das Tor nicht für Heimkehrende geöffnet. Nach einigen Minuten rutschte Kap Pescada bäuchlings bis zum Fuß des Minaretts. Er überlegte: Die Treppe, die bis in die Turmspitze führte, reichte in entgegengesetzter Richtung sicher bis hinunter in den ersten Hof. Leider war die Tür, die von der Terrasse in den Turm führte, von innen her verriegelt. Kap Pescada besaß zwar ein prächtiges Messer mit allerlei Klingen – ein Geschenk des Doktors – und er hätte damit ein Loch zum Durchgreifen in die Tür bohren können, doch diese Operation war sicher mit verräterischem Lärm verbunden. Er suchte nach einem besseren Weg und entdeckte ihn nur drei Fuß über seinem Kopf. Dort gab es in der Minarettwand eine Lichtluke in Schießschartenform, nicht gerade ein idealer Durchschlupf für einen Mann von Kap Matifus Ausmaßen, doch für den dünnen Kap Pescada vielleicht groß genug. Er dehnte und streckte sich wie eine Katze, und der Versuch gelang, wenn er ihm auch ein paar Hautabschürfungen an den Schultern eintrug. Kap Pescada stand nun auf der Treppe im Minarett. Vorsichtig tastete er sich von Stufe zu Stufe abwärts. Als er an der Terrassentür vorbeikam, öffnete er, umsichtig wie er war, den

Riegel; vielleicht mußte er ja auf demselben Weg später fliehen. Unten, am Fuß der Treppe, gab es wieder eine Tür, doch sie stand offen. Noch zwei, drei Schritte, und der erste Arkadenhof war erreicht. Nirgendwo brannte eine Lampe; alles blieb ruhig. Um einen Springbrunnen in der Hofmitte standen zahlreiche große Blumenkübel, in denen Pfeffersträucher, Palmen, Oleander und Kakteen wuchsen. Das üppige Grün der Pflanzen bildete um das Wasserbecken ein regelrechtes Gebüsch. Lautlos wie eine Raubkatze schlich Kap Pescara an den Zimmertüren vorüber. Alle Räume schienen unbewohnt zu sein bis auf den letzten. Hinter der Tür hörte man Stimmen, und Kap Pescara erschrak: Es war Sarcany, der dort mit irgend jemandem debattierte; die Stimme hatte er in Ragusa oft genug gehört. Schließlich war seine Neugier größer als die Angst, und er legte das Ohr an die Tür, doch zu verstehen war noch immer nichts.

Plötzlich wurden die Stimmen lauter. Kap Pescara zog sich blitzschnell in den Schutz der Blumenkübel zurück und sah, daß Sarcany mit einem hochgewachsenen Araber aus dem Zimmer trat und unter den Arkaden auf und ab zu gehen begann. Die beiden Männer setzten ihre Unterhaltung fort, doch sie sprachen Arabisch, das Kap Pescara nicht beherrschte. Dennoch verstand er von Zeit zu Zeit zwei ihm wohlbekannte Namen. Der eine war ›Sidi Hazam‹, der Name des Hausherrn also, und der andere ›Antekirrt‹.

Antekirrt? Das ist verdächtig! dachte Kap Pescara. Sollte es also wahr sein, daß Sidi Hazam, seine Senussi und der Schurke Sarcany einen Angriff auf mein kleines Inselreich planen? Das mußte Doktor Antekirrt sobald wie möglich erfahren! Er drückte sich noch ein wenig tiefer in den Schatten der Büsche und lauschte weiter angestrengt. Vielleicht konnte er doch noch dieses oder jenes verräterische Wort aufschnappen, zumal die beiden Männer jetzt näher an den Brunnen herantraten. Wäre Sarcany allein, würde ich ihm jetzt an die Gurgel springen und ihn gefechtsunfähig machen, dachte Kap Pescara voller Grimm. Doch dann besann er sich: Sava Sandorf wäre auf diese Weise gewiß nicht geholfen. Und ihre Rettung ging jetzt vor; mit Sarcany konnte man sich auch später noch befassen. Die Unterhaltung zwischen Sidi Hazam und Sarcany dauerte noch eine Viertelstunde. Mehrmals fiel Savas Name und stets in Verbindung mit einem Wort, das wohl ›verlobt‹ bedeutete, sofern sich Kap Pescara recht erinnerte. Demnach kannte also der Senussi-Führer Sarcany Pläne und schien sie auch zu unterstützen. Endlich beendeten die beiden Männer das Gespräch. Sie verließen den Hof durch eine Tür in der Schmalseite, die offenbar in den nächsten Patio führte. Kap Pescara folgte ihnen auf leisen Sohlen. Er wartete ein wenig, stieß dann die Tür auf und befand sich in einem schmalen Gang, der wiederum in einen Arkadenhof mündete. Und hier lag nun auch die ›skifa‹. In breiten Bahnen fiel helles Licht aus ihren großen Fensteröffnungen auf den Mosaikfußboden des Hofes. Aus dem Saal drangen Stimmen; offenbar war dort eine größere Anzahl Personen versammelt.

Kap Pescara blieb unschlüssig an der Schmalseite des Hofes stehen. Er suchte ja Savas Zimmer, aber außer einem Zufall gab es nichts, was ihn dorthin führen konnte. Während er noch nachdachte, ging an der gegenüberliegenden Schmalseite des Hofes eine Tür auf. Eine Frau trat heraus und kam auf ihn zu. In der Hand trug sie eine große arabische Lampe mit Quasten und Kupferzieraten. Kap Pescara kannte die Frau: Es war Namir!

Er überlegte fieberhaft, was jetzt zu tun sei. Ging Namir vielleicht in Savas Zimmer, so mußte er ihr folgen, doch um ihr heimlich folgen zu können, mußte er sie erst an sich vorbeigehen lassen, ohne daß sie ihn bemerkte, und darin lag die Schwierigkeit. Wo sollte er sich verstecken? Sein Blick wanderte aufwärts und blieb an dem in kunstvollen Mustern durchbrochenen Mauerwerk oberhalb der Säulenreihe hängen. Eine Säule erklimmen und sich mit einem kräftigen Klimmzug in eine der Maueröffnungen retten war das Werk von Sekunden. Reglos wie eine Steinfigur hockte er in seiner Nische, bis Namir unter ihm vorbeigegangen war. Sie machte nur noch ein paar Schritte und verschwand – in der ›skifa‹! Wieder mußte Kap Pescara scharf nachdenken, doch sein Sitzplatz war ja dazu bestens geeignet.

Namir ist also in die ›skifa‹ und nicht in Savas Zimmer gegangen, dachte er. Und da sie irgendwo hergekommen ist, könnte das doch Savas Zimmer sein. Auf jeden Fall sollte man einmal nachschauen.

Er blieb noch einen Augenblick lang in seinem Ausguck. In der ›skifa‹ unten war es ruhiger geworden; man hatte wohl schon einige Lampen gelöscht, und Sidi Hazams Leute schienen sich zur Ruhe zu begeben.

Kap Pescara glitt an der Säule zum Erdboden hinunter und schlich unter den

Arkaden bis zu dem gegenüberliegenden Eckzimmer, aus dem Namir gekommen war. Die Tür war unverschlossen. Kap Pescada öffnete sie einen Spalt breit und schaute in den Raum. Drinnen brannte nur eine einzige arabische Lampe mit matten Glasscheiben, so daß das Zimmer nur notdürftig beleuchtet war. Das Licht genügte Kap Pescada aber, um einen Überblick zu gewinnen. Der Raum war sparsam möbliert. Es gab nur ein paar Wandbehänge, einige arabische Fußbänke, übereinandergestapelte Kissen in einer Ecke und im Hintergrund einen Diwan, über den eine Wolldecke geworfen war. Auf dem Mosaikfußboden lagen zwei Teppiche, und auf einem Tischchen stand noch das Geschirr des Abendessens.

Kap Pescada trat in das Zimmer ein und zog die Tür hinter sich zu. Eine Frau lag, leicht zugedeckt mit einem Burnus, auf dem Diwan. Sie schlief nicht; sie schien nur vor sich hin zu dämmern.

Es war tatsächlich Sava Sandorf! Kap Pescada erkannte sie sofort, obwohl sich ihr Aussehen sehr verändert hatte. Sie war wieder so bleich wie an Peter Bathorys Beerdigungstag, der auch ihr Hochzeitstag werden sollte. Ihr trauriges Gesicht, ihre müde Haltung, der Dämmerzustand, in dem sie auf dem Diwan lag, alles verriet, wie sehr sie in den letzten Wochen gelitten hatte und noch immer litt.

Höchste Eile war jetzt geboten! Da Namir die Tür nicht verschlossen hatte, mußte Kap Pescada jeden Augenblick mit ihrer Rückkehr rechnen. Er beugte sich über das Mädchen. Sava wachte auf, und Kap Pescada glaubte, in Doktor Antekirrtys Augen zu schauen! Diese Ähnlichkeit war ihm bisher noch nie aufgefallen.

Das junge Mädchen richtete sich ruckartig auf. Sie sah eher verwirrt als erschrocken aus. Der junge Mann im Flitterkostüm, der den Zeigefinger auf die Lippen preßte und ihr mit einem flehentlichen Blick Schweigen gebot, schien einem Traum und nicht der Wirklichkeit entsprungen zu sein. Doch sie besaß die Geistesgegenwart, nicht um Hilfe zu schreien. »Psst«, flüsterte Kap Pescada, »Sie brauchen keine Angst zu haben; ich will Sie nur vor Sarcany retten. Draußen vor dem Haus erwarten Sie Freunde, die sogar ihr Leben für Sie lassen würden. Peter Bathory ist auch dabei... ja, er lebt!«

»Peter lebt?« Savas Herzschlag setzte für einen Augenblick aus. »Hier ist der Beweis«, sagte Kap Pescada. Er drückte ihr einen Zettel in die Hand und sie las:

>Sava, vertrauen Sie dem Mann, der unter Lebensgefahr bis zu Ihnen gekommen ist. Ich lebe. Ich warte auf Sie! Peter Bathory. < Peter lebte! Er wartete auf sie hinter diesen dicken Mauern! Wenn ihr doch nur jemand dieses Wunder erklären wollte! Doch Kap Pescada mahnte zur Eile.

»Verbringt Namir die Nächte in diesem Zimmer?« fragte er. »Nein.«

»Aber sie verschließt die Tür, wenn sie für längere Zeit fortgeht?«

»Ja.«

»Also wird sie diesmal bald zurückkommen.«

»Ja, ich fürchte es. Wir müssen sofort fliehen.« Sava und Kap Pescada hatten erst die Zimmertür erreicht, als unter den Arkaden Schritte zu hören waren. Eine herrliche Stimme sprach ein paar Worte – Sarcany! »Er ist es – Sarcany!« sagte Sava verzweifelt. »Wenn er Sie hier findet, sind Sie verloren.«

»Keine Sorge, mich findet er bestimmt nicht«, entgegnete Kap Pescada, sprach es, warf sich längelang auf den Fußboden und rollte sich blitzschnell in einen der beiden Teppiche ein, ein Kunststückchen, mit dem er oft genug sein Jahrmarktspublikum unterhalten hatte. Kaum war die lebende Teppichrolle im dunkelsten Winkel des Zimmers verschwunden, als schon Sarcany und Namir eintraten.

Sava saß bereits wieder auf dem Diwan. Sarcany's Besuch zu so später Stunde erfüllte sie mit bösen Vorahnungen, doch sie würde gegen alle seine Erpressungsversuche fest bleiben – jetzt erst recht, da Peter lebte und sie vor dem Tor erwartete. Kap Pescada in seiner Teppichrolle konnte zwar nicht sehen, was im Zimmer vorging, doch verstehen konnte er jedes Wort. »Sava«, begann Sarcany in verhältnismäßig beherrschtem Tonfall, »wir müssen morgen früh Weiterreisen. Ich möchte aber, daß Sie noch vorher Ihr Heiratsversprechen einlösen. Der Imam erwartet uns in der »skifa«.

»Ich heirate Sie weder heute noch irgendwann«, sagte Sava. Aus ihrer Stimme sprachen Kälte und Entschlossenheit, doch Sarcany ging über ihre Antwort hinweg und fuhr fort: »Im beiderseitigen Interesse sollten Sie freiwillig in die Eheschließung einwilligen – freiwillig, verstehen Sie mich?«

»Wir haben noch nie gemeinsame Interessen gehabt und werden auch keine

haben, Herr Sarcany!«

»Hüten Sie sich! Ich werde mich auf das Heiratsversprechen berufen, das Sie mir in Ragusa gegeben haben...«

»... aus Gründen, die auf falschen Voraussetzungen beruhten; das wissen Sie ebenso gut wie ich.«

Diesem Argument hatte Sarcany nichts entgegenzusetzen. Er konnte seine maßlose Wut jetzt nur noch mit Mühe verbergen. »Sava«, begann er von neuem, »ich fordere Sie zum letzten Mal auf, der Eheschließung zuzustimmen.«

»Niemals... solange ich die Kraft habe, mich zu widersetzen.« Jetzt ließ Sarcany vollends die Maske des beherrschten Mannes von Welt fallen.

»Wie Sie wollen!« schrie er, »aber glauben Sie mir: Ihre Widerstandskraft werden wir brechen, notfalls mit Gewalt. Namir kennt die Mittel! Geben Sie auf, Sava! Ich fordere Sie zum letzten Mal auf, mir zu folgen; der Imam erwartet uns. Er wird die Eheschließung nach der Sitte meines Landes vollziehen.« Er machte einen Schritt auf Sava zu, und das Mädchen wich bis in den hintersten Winkel des Zimmers zurück. »Schurke!« schrie sie, und Sarcany geriet außer sich vor Wut. »Sie folgen mir augenblicklich in die »skifa!« zischte er. »Niemals!«

»Nehmen Sie sich in acht!« rief Sarcany, packte Savas Arm und versuchte mit Namirs Unterstützung, die Widerstrebende zur Tür zu schleifen.

»Hilfe!« schrie Sava, »Hilfe! Peter Bathory! So helfen Sie mir doch!«

»Peter Bathory? Ein Toter kann dir nicht helfen, mein Täubchen«, sagte Sarcany zynisch.

»Peter Bathory ist nicht tot! Er lebt – Peter! Zu Hilfe!« Sarcany erschrak. Die leibhaftige Erscheinung seines Opfers hätte ihn kaum mehr verwirren können als Savas Behauptung. Doch im nächsten Augenblick hatte er sich schon wieder gefaßt.

Welch ein Unsinn! Peter Bathory sollte hier sein, der Mann, den er selbst in Ragusa erstochen hatte und dessen Leichenzug er mit eigenen Augen gesehen hatte? Sava mußte den Verstand verloren haben; ja, das war die Erklärung: Sava war vor Verzweiflung wahnsinnig geworden!

Auch Kap Pescada war erschrocken, als Sava dem Tripolitaner die Nachricht von Peters Überleben an den Kopf warf. Vielleicht setzte sie gerade damit ihr Leben aufs Spiel? Nun, Sarcany sollte sich wenigstens nicht ungestraft an Sava vergreifen; Kap Pescada war ja mit einem guten Messer ausgerüstet, und er war Manns genug, davon im Notfall Gebrauch zu machen. Doch dazu kam es nicht. Sarcany ließ Savas Arm fahren, schob Namir aus dem Zimmer und folgte ihr. Diesmal wurde die Tür von außen verschlossen.

In Sekundenschnelle rollte sich der Teppich in die Zimmermitte, und mit einem Satz stand Kap Pescada wieder auf den Füßen.

»Fort! Nichts wie fort!« flüsterte er Sava zu, klappte den Schraubenzieher aus seinem Taschenmesser und öffnete im Handumdrehen das Schloß. Dann ergriff er Savas Hand und trat mit dem Mädchen vor die Tür, vergaß aber nicht, den Schlüssel wieder im Schloß herumzudrehen. Ungehindert erreichten sie den Verbindungsgang zum vorderen Arkadenhof. Doch an seinem Ausgang blieb Kap Pescada wie angewurzelt stehen: Am Wasserbecken im Hof standen drei Männer, darunter Sidi Hazam. Offenbar hatte er den beiden anderen einen Befehl erteilt, denn sie verschwanden im Treppenaufgang des Minaretts, während er selbst eines der seitlich gelegenen Zimmer betrat. Es sah so aus, als sei der Hausherr mißtrauisch geworden und wollte alle Hausausgänge mit Wachen besetzen lassen.

»Wir haben keine Wahl!« flüsterte Kap Pescada dem jungen Mädchen zu, »wir müssen es trotzdem wagen!« und Sava antwortete entschlossen: »Ja, wir wollen es wagen.«

Sie hasteten unter den Arkaden zum Eingang des Minaretts und erklimmen lautlos die Treppe. An der Tür zur Terrasse blieb Kap Pescada einen Augenblick stehen. Er lauschte angestrengt: Kein Laut war zu hören, auch nicht der Schritt eines Wächters.

Er öffnete vorsichtig die Tür und schlüpfte, gefolgt von Sava, hinaus auf die offene Terrasse. Sie hielten sich dicht hinter den Zinnen und hatten schon fast das Seil erreicht, als ein Wächter oben im Turm einen Warnruf ausstieß. Beinahe im gleichen Augenblick warf sich schon ein zweiter Mann auf Kap Pescada; Namir kam auf die Terrasse herausgestürzt, und unten im Hof liefen Sidi Hazams Leute zusammen.

Sava sollte sich ergeben? Sich Sarcany ausliefern? Niemals! Lieber wollte sie

sterben!

Sie lief zur Terrassenbrüstung, empfahl sich Gott und sprang in die Tiefe.

Kap Pescada hatte sie nicht mehr zurückhalten können. Es war ihm aber gelungen, den Wächter abzuschütteln, mit einem Satz das rettende Seil zu erreichen und wie der Blitz daran hinunterzurutschen. Eine Sekunde später hatte er festen Boden unter den Füßen.

»Sava!« rief er verzweifelt, »Fräulen Sava!«

»Die junge Dame ist wohlbehalten unten angekommen«, sagte eine vertraute Stimme neben ihm. »Ich war im rechten Augenblick zur Stelle und...«

Ein furchtbarer Schrei schnitt ihm das Wort ab. Namir war der flüchtenden Sava bis zur Terrassenbrüstung gefolgt. Sie wollte die Beute nicht fahren lassen und hatte sich in blinder Wut hinter dem Mädchen her in die Tiefe gestürzt. Nur war sie unten nicht in ein Paar kräftiger rettender Arme gefallen – sie lag zerschmettert am Boden.

Im nächsten Augenblick eilte Kap Matifu schon auf die Küste zu. Das Gewicht der ohnmächtigen Sava in seinen Armen schien er überhaupt nicht zu spüren, so daß Doktor Antekirrt, Peter Bathory, Luigi Ferrato und Kap Pescada Mühe hatten, ihm zu folgen.

Doch Eile tat not, denn schon hatte sich Sarcany mit etwa zwanzig schwerbewaffneten Männern auf die Spur der Fliehenden gesetzt. Aber Doktor Antekirrt und seine Getreuen waren schon an Bord der »Electric 2«, als die Verfolger am Ufer der kleinen Bucht auftauchten. Einige Umdrehungen der Schiffsschraube – schon war das Schnellboot draußen auf offener See und außer Gefahr. Sava, an deren Lager nur Doktor Antekirrt und Peter Bathory saßen, erwachte bald aus der Ohnmacht. Sie erfuhr, daß sie die Tochter des Grafen Mathias Sandorf war – daß sie in den Armen ihres Vaters lag!



## IV

### Antekirrt

Fünfzehn Stunden nach ihrer Abreise aus Tripolis wurde die »Electric 2« von der Küstenwache der Insel Antekirrt signalisiert, und am Nachmittag ging sie im Hafen von Artenak vor Anker.

Es sei der Phantasie des Lesers überlassen, sich den Jubel auszumalen, mit dem Doktor Antekirrt und seine Getreuen empfangen wurden.

Obwohl nun auch Sava in Sicherheit war, wünschte Doktor Antekirrt sein Inkognito beizubehalten; sein Vergeltungsfeldzug gegen die Verräter von Triest war ja noch nicht zu Ende geführt. Doch allein schon Peter Bathorys Verlobung mit Sava genügte, um die Bewohner des Stadthauses und alle Bürger von Artenak in einen Freudentaumel zu versetzen.

Frau Bathorys Empfindungen über den glücklichen Ausgang der Entführung Savas brauchen wir nicht zu schildern; sie verstehen sich von selbst. Für Sava hatten übrigens wenige Tage im Frieden von Antekirrt genügt, um sie die Schrecken der vergangenen Monate vergessen zu lassen.

Ihr todesmutiger Retter, Kap Pescada, lehnte jede besondere Ehrung ab. Ihm genügten Doktor Antekirrts dankbare Blicke und eine herzliche Umarmung durch Peter Bathory. In gewohnter Weise versuchte er, das Hauptverdienst an der Heldentat Kap Matifu zu zuschieben.

»Ihm müssen Sie danken!« wiederholte er unermüdlich. »Ohne die Geschicklichkeit meines guten Kap hätte ich nie den Sprung auf die Terrasse geschafft, und nur weil unser Herkules Fräulein Sava in seinen starken Armen aufgefangen hat, ist sie noch am Leben.«

»Hör auf! Hör auf! Du übertreibst wieder einmal meinen Anteil«, sagte Kap Matifu bescheiden.

»Und doch habe ich recht«, entgegnete Kap Pescada. »Außerdem bin ich gar nicht stark genug, um Komplimente von so schwerem Kaliber auszuhalten. Die werfen mich glatt um. Komm jetzt; auf uns wartet eine Menge Gartenarbeit.« Kap Matifu schwieg und kehrte mit seinem Kompagnon in das hübsche Blockhaus zurück. Er nahm jetzt sogar die überschwenglichen Glückwünsche der Mitbürger entgegen, »aber nur, um nicht gegen Kap Pescada ungehorsam zu sein.« Savas Hochzeit mit Peter Bathory sollte schon bald stattfinden; sie wurde auf den 9. Dezember festgesetzt. Unmittelbar darauf wollte sich Peter als Savas Ehemann um die Erbschaftsangelegenheiten seiner Frau kümmern. Frau Toronthals letzter Brief würde vermutlich genügen, um Sava vor den österreichischen Behörden als Tochter des Grafen Mathias Sandorf auszuweisen. Notfalls konnte man auch Silas Toronthal zwingen, eine entsprechende Erklärung abzugeben. Doch die Angelegenheit drängte noch nicht; Sava wurde erst in sechs Wochen achtzehn Jahre alt.

Vielleicht sollte man an dieser Stelle erwähnen, daß sich während der letzten fünfzehn Jahre die politischen Verhältnisse in Doktor Antekirrts Heimat zugunsten der Ungarn verändert hatten. Mathias Sandorfs Versuch einer patriotischen Erhebung wurde inzwischen sogar schon von einigen österreichischen Politikern verständnisvoller betrachtet.

Der Spanier Carpena und der Bankier Toronthal saßen noch immer als Gefangene in den Kasematten von Artenak. Über ihr Schicksal wollte man erst entscheiden, wenn auch der dritte Verräter von Triest, Sarcany, gefangen wäre. Doch inzwischen sah sich Doktor Antekirrt einer ständig wachsenden Bedrohung seiner Insel ausgesetzt. Seine Agenten in Tripolis und der Cyrenaika berichteten von zunehmenden Aktivitäten der Senussi, die im Wilajet Bengasi besonders augenfällig waren – und Bengasi lag Antekirrt sehr nahe. Zwischen dem Ordensgroßmeister in Dscherhub und seinen Unterführern in den Provinzen herrschte ein reger Nachrichtenaustausch; ihre Geheimkuriere waren ständig unterwegs. Die Senussi waren im Grunde genommen in die Fußstapfen der gefürchteten berberischen Rif-Piraten getreten. Doktor Antekirrt hatte Grund, vor ihnen auf der Hut zu sein, denn sie verfolgten alles, was europäisch war, mit tödlichem Haß. Die Liste der Forscher, Reisenden und Geistlichen, die in den letzten zwanzig Jahren in Nordafrika ermordet wurden, ist lang, und sie geht wahrscheinlich zu einem guten Teil auf das Konto der Senussi. So starben eines gewaltsamen Todes Beurman in Kanem 1863, Van der Decken und seine Gefährten auf dem Fluß Djuba 1865, Mademoiselle Alexine Tinne und die Ihren

im Wadi Abedjuhsch 1865, Dourneaux-Duperre und Joubert am Brunnen von in-Azhar 1874, die Priester Paulmier, Bouchard und Menoret oberhalb von In-Kalah 1876, die Priester Richard, Morat und Pouplard aus der Mission von Ghadames im Norden des Azdjer, der Oberst Flatters, die Hauptleute Massen und Dianous, der Doktor Guiard, die Ingenieure Beringer und Röche auf der Straße von Wargla 1881. Die blutrünstigen Bundesbrüder hatten die Lehren ihres Ordens leider schon allzu oft in der Praxis angewendet, vor allem gegen europäische Forscher, und so ist es verständlich, daß sich Doktor Antekirrt mit seinen jungen Freunden und den Milizführern der Insel immer häufiger über die Abwendung der Gefahr beriet, die vom Festland her drohte. Konnte Antekirrt überhaupt schon einem Angriff der Piraten widerstehen? Ja, sofern die Anzahl der Angreifer nicht zu groß war. Hatten die Senussi überhaupt ein Interesse daran, Antekirrt zu erobern? Höchstwahrscheinlich, denn die Insel beherrschte die ganze Syrte, deren Gestade wiederum aus dem Küstenbogen der Cyrenaika und Tripolitaniens gebildet wurde. Der Leser erinnert sich vielleicht, daß die Hauptsorge des Doktors dem Eiland Kenraf galt, das nicht verteidigt werden konnte und deshalb vorsorglich vermint worden war. Nach Beendigung dieser Arbeiten konnte man sich darauf verlassen, daß die Insel mitsamt allen Invasoren in die Luft flog, wenn man von Antekirrt aus über eine elektrische Leitung die Sprengung auslöste.

Auf Antekirrt selbst war zwar der Bau der Festungsanlagen noch immer nicht beendet, doch wenigstens die Küstenbatterien waren gefechtsbereit; die Kanoniere brauchten nur ihre Posten an den Geschützen einzunehmen. Im kleinen Fort auf dem Hügel im Zentrum von Antekirrt gab es mehrere besonders weitreichende Geschütze, und zahlreiche Torpedos im Fahrwasser des Hafens würden den Eindringlingen die Landung schwermachen. Die ›Ferrato‹ und die drei ›Electric‹-Boote waren so ausgerüstet, daß sie die Insel verteidigen, aber auch schon herannahende feindliche Schiffe anzugreifen vermochten. Doch der Verteidigungsring um Antekirrt hatte noch eine schwache Stelle: Im Südwesten lag ein Strandabschnitt, der von den Kanonen der Batterien und des Forts nicht gedeckt wurde. Hier konnte ein Gegner verhältnismäßig leicht landen, und man wußte noch nicht, wie man dieser Gefahr begegnen sollte. Doch stand überhaupt fest, daß die Senussi einen Angriff planten? Luigi Ferrato verneinte die Frage, als er mit Doktor Antekirrt und Peter Bathory einen Inspektionsgang auf dem gefährdeten Küstenabschnitt machte. Doktor Antekirrt widersprach ihm.

»Wenn die Senussi nicht heute kommen, so kommen sie morgen«, sagte er. »Antekirrt ist zu reich, um sie nicht anzulocken; außerdem beherrscht die Insel die Syrien. Und wenn die Senussi selbst noch gar keine Kriegsabsichten hegen, so wird Sarcany sie zum Überfall auf Antekirrt überreden; er ist ja ihr bewährter europäischer Agent. Wir wissen auch, daß Kap Pescada im Hause Sidi Hazams immer wieder den Namen ›Antekirrt‹ hörte. Sarcany weiß genau, daß ich Herr dieser Insel bin – derselbe Mann, den er in“ Sizilien durch Zirone umbringen lassen wollte. Was ihm am Ätna nicht gelungen ist, wird er hier, unter günstigeren Verhältnissen, nochmals versuchen.«

»Es sieht fast so aus, als haßte er Sie aus persönlichen Gründen«, sagte Luigi Ferrato. »Dabei kennt er Sie doch gar nicht.«

»Vielleicht hat er mich in Ragusa gesehen«, sagte Doktor Antekirrt. »Er weiß zumindest, daß ich dort die Familie Bathory besucht habe, und durch Sava hat er erfahren, daß Peter lebt. Es bedarf nicht einmal seiner großen Intelligenz, um sich auszurechnen, daß die beiden jungen Leute in Antekirrt Zuflucht gefunden haben. Gründe gibt es für ihn also genug, die Senussi zum Krieg gegen uns aufzuhetzen. Und gelingt diesen Piraten erst einmal die Landung auf Antekirrt, so werden sie uns keinen Pardon geben.«

Diese Argumente waren unwiderlegbar. Sarcany ahnte zwar noch nicht, daß sich hinter dem Namen des Doktor Antekirrt Graf Mathias Sandorf verbarg, doch die Erbin des Sandorfschen Vermögens würde er sich nicht kampflos entschlüpfen lassen. Doch die Zeit verging – man schrieb schon den 3. Dezember – und nichts deutete auf einen kurz bevorstehenden Angriff der Senussi hin. Außerdem war die Wiedersehensfreude der jungen Leute so groß, daß sie alle Gedanken an die Gefahr beiseite schoben. Die Heirat von Peter Bathory und Sava war das einzige Gesprächsthema, und wer doch einmal die Zukunft in düsteren Farben malte, galt als unverbesserlicher Pessimist. Selbst Kap Pescada und Kap Matifu glaubten, nun seien ein für allemal paradiesische Zeiten angebrochen, und sie nahmen von Herzen am Glück des jungen Paares

teil.

»Ich kann es immer noch nicht glauben«, sagte Kap Pescada. »Was kannst du nicht glauben, mein guter Kap?«

»... daß du ein wohlhabender Rentner geworden bist, mein Dicker. Übrigens wird es höchste Zeit, daß ich dir eine Frau suche.«

»Eine was?«

»Eine hübsche kleine Frau.«

»Warum denn eine kleine?«

»Also bitte: meinetwegen auch eine große! Eine hübsche riesengroße Frau. Hör mal: Wie klingt das – Madame Kap Matifu? Ich fürchte nur, wir müssen bis nach Patagonien reisen, um das Passende zu finden.«

Doch im Augenblick hatte Kap Pescada noch keine Zeit, für Kap Matifu den Brautwerber zu spielen. Mit Doktor Antekirrts Ermächtigung hatte er sich zum Zeremonienmeister für die Hochzeit von Peter Bathory und Sava ernannt. Böllerschüsse, Musik und Tanz, ein Bankett unter freiem Himmel fürs Volk, natürlich auch artistische Darbietungen, schließlich eine Serenade für die Neuvermählten samt Fackelzug und Feuerwerk am Ende – darauf verstand sich Kap Pescada. Man würde staunen und noch jahrelang von seinem Festprogramm reden. Doch ach, Kap Pescadas Elan wurde schon im Keim erstickt! Am 3. Dezember schrillte um zehn Uhr abends eine elektrische Klingel in Doktor Antekirrts Studierzimmer im Stadthaus. Doktor Antekirrt, der mit Frau Bathory und Peter und Sava im großen Salon plauderte, eilte sofort in sein Arbeitszimmer und nahm aus dem telephonischen Apparat eine Meldung des Postens entgegen, der im kleinen Fort auf dem Berg im Zentrum von Antekirrta stationiert war. Im Südosten war ein Flottile aufgetaucht und nahm Kurs auf Antekirrta. Die Zahl der Schiffe war wegen der Finsternis nicht auszumachen.

»Der Große Rat soll sofort zusammentreten!« rief Doktor Antekirrt, und schon zehn Minuten darauf trafen die Kapitäne Narsos und Kostrik sowie die Chefs der Miliz von Antekirrta im Stadthaus ein. Nach kurzer Beratung gingen die Herren hinunter zum Strand und hinaus auf die Hafenmole, an der das Leuchtfeuer brannte. Von diesem Punkt aus war es unmöglich, die herannahende Flottile zu erkennen, es sei denn, man schaltete die beiden elektrischen Scheinwerfer am Ende der Mole ein. Verriet man aber auf diese Weise nicht die Lage der Insel? Gewiß, doch Doktor Antekirrt hielt diesen Nachteil für vertretbar; waren es wirklich die Senussi, die dort draußen in der Syrte kreuzten, so kannten sie ohnehin die Lage Antekirrtras. Ein Knopfdruck, und schon erfaßten zwei gleißendhelle Lichtkegel jeden Punkt auf der dunklen Wasseroberfläche. Der Verdacht der Wachen bestätigte sich: Mindestens zweihundert kleinere Fahrzeuge der verschiedensten Bauarten rückten in weit auseinandergezogener Linie auf Antekirrta vor. Die Senussi schienen jede Schebecke, jeden Polacker, sämtliche Trabaccolos und alle sonstigen Boote der Cyrenaika-Gestade unter ihrer Kriegsflagge vereint zu haben. Es herrschte zwar Windstille, aber für die kurze Überfahrt genügte auch die Ruder. Auf jeden Fall war es leichter, bei ruhiger See als bei hohem Wellengang an Land zu gehen.

Vorläufig befand sich die Senussi-Flottile noch vier bis fünf Seemeilen vor Antekirrta. Die Invasion war also frühestens mit dem Sonnenaufgang zu erwarten. Doch so weit wollten es die Verteidiger der Insel nach Möglichkeit nicht kommen lassen, zumal die Südküste Antekirrtras nur schwach oder gar nicht befestigt war.

Doktor Antekirrt und sein Stab machten sich keine Illusionen über den Ernst der Lage. Man ließ die Scheinwerfer wieder ausschalten, und sofort verschwand die Senussi-Flottile im nächtlichen Dunkel.

In höchster Eile wurden alle militärischen Posten auf der Insel besetzt. Wahrscheinlich war es klüger, selbst den ersten Schlag gegen die Invasoren zu führen, als auf ihren Angriff zu warten. In einem Punkt wenigstens hatte man die Pläne der Senussi schon durchkreuzt: Ein Überraschungsangriff war nicht mehr möglich, denn dank der Scheinwerfer kannte man auf Antekirrta die Richtung, aus der die Angreifer kamen, und natürlich auch ihre Stärke. Um sie im Auge zu behalten und ihre wechselnde Position zu verfolgen, suchte man noch mehrmals während der Nacht den Horizont mit den starken Lichtbündeln der Lampen ab.

Niemand auf Antekirrta bezweifelte mehr, daß der Feind mit einer großen Übermacht anrückte. Man hielt es auch für möglich, daß er gut genug gerüstet war, um die Feuerlinie der Küstenbatterien zu durchbrechen. Über Artillerie verfügten die Senussi wahrscheinlich noch nicht, doch dieses Manko wurde

durch ihre zahlenmäßige Überlegenheit ausgeglichen; sie konnten die Insel an vielen Punkten zugleich angreifen. Endlich setzte die Morgendämmerung ein, und die ersten Sonnenstrahlen zerteilten die Dunstschleier über dem Meer. Kein Bürger von Antekirrta, der in dieser Stunde nicht gebannt auf den südöstlichen Horizont starrte!

Schon während der Nacht war die Senussi-Flottille zu einer breiten Linie ausgezogen gewesen. Jetzt schwenkten die Enden der Linie ein wenig in die Richtung von Antekirrta ein; offensichtlich sollte die Insel eingekreist werden. Unter den zweihundert Schiffen waren mehrere von dreißig bis vierzig Tonnen Raumgehalt; man mußte also mit eintausendfünfhundert bis zweitausend Angreifern rechnen.

Um fünf Uhr früh befand sich die Flottille schon auf der Höhe von Kenraf, und auf Antekirrta hoffte man inständig, daß die Senussi eine Zwischenlandung auf diesem Eiland geplant hätten. Wenn die Minenfelder die Invasoren auch nicht endgültig vernichten würden, so mußten sie ihnen doch empfindliche Verluste beibringen.

Noch dreißig Minuten verstrichen zwischen Hoffnung und Bangen; dann machte sich auf Antekirrta Enttäuschung breit: Die Flottille hatte das Eiland umschifft und schwenkte noch stärker nach Süden ein; in einer Stunde würde schon die Hauptinsel umzingelt sein. »Also bleibt uns nur noch die Verteidigung übrig«, sagte Doktor Antekirrta zum Anführer der Miliz. Auf ein Signal hin wurden sämtliche Posten hinter den Geschützen an der Küste besetzt. Peter Bathory hatte das Kommando über den südlichen Strandabschnitt, Luigi Ferrato über den östlichen. Doktor Antekirrta behielt es sich vor, jeweils dort einzugreifen, wo sein Beistand am nötigsten wäre.

Frau Bathory, Maria Ferrato und Sava Sandorf sollten im Stadthaus bleiben; alle anderen Frauen hatte man aufgefordert, im Falle einer Invasion mit den Kindern in die Kasematten zu flüchten. Dort wären sie weitgehend sicher. Nachdem die Senussi bedauerlicherweise einen Bogen um Kenraf gemacht hatten, hofften die Verteidiger nun, daß sie versuchen würden, die Insel vom Hafen her zu erobern. Dort wenigstens war man gut gerüstet. Das Kreuzfeuer der Küstenbatterien, die Geschosse der »Ferrato« und die Torpedos in der Fahrwinne reichten wahrscheinlich schon aus, um den Senussi die Lust am weiteren Vordringen zu nehmen. Doch auch diese Hoffnung zerschlug sich. Offenbar kannte der Befehlshaber der Piraten die Verteidigungsanlagen von Antekirrta recht gut – sogar ihre schwächsten Stellen im Süden, denn ausgerechnet diesen Strandabschnitt hatte er für die Landung ausersehen. Unter sorgsamer Umgehung der torpedogespickten Fahrwinne lenkte er seine Schiffe zum Südstrand von Antekirrta.

Sobald man die Absichten der Senussi erkannt hatte, begann Doktor Antekirrta, alle für diesen Fall vorgesehenen Maßnahmen einzuleiten. Die Kapitäne Kostrik und Narsos übernahmen das Kommando in den beiden Torpedoboote und fuhren den Angreifern entgegen. Eine Viertelstunde später hatten sie schon fünf bis sechs Schiffe torpediert und binnen kurzem war ein Dutzend der Senussi-Boote auf Grund gesetzt. Trotz ihrer Erfolge mußten sich die Torpedoboote aber schnellstens in den Hafen zurückziehen, denn es bestand Gefahr, daß sie von den übermächtigen Angreifern geentert wurden. Obwohl jetzt die Küstenbatterien und die »Ferrato« ein heftiges Feuer eröffneten und noch weitere zwanzig Schiffe versenkten, konnten doch etwa eintausend Senussi auf der südlichen Felsküste Fuß fassen; ihr Landemanöver wurde obendrein von der ruhigen See begünstigt.

Jetzt sah man auch, daß sie doch, entgegen allen Erwartungen, über größere Geschütze verfügten; sie wurden auf rollenden Lafetten den Strand hinaufgezogen.

Doktor Antekirrta stand auf einem Felsvorsprung und beobachtete alle Feindbewegungen. Die Senussi schon draußen am Strand abzufangen hielt er für ausgeschlossen. Die Stärke der kleinen Miliz von Antekirrta bestand darin, daß man den Gegner von den Befestigungswällen herab bekämpfen konnte, die den Kern der Insel umgaben, doch bis dorthin mußte man die Senussi erst einmal kaltblütig heranrücken lassen. Die Angreifer hatten inzwischen zwei Kolonnen gebildet, die beide mit Geschützen ausgerüstet waren. Sie marschierten geradenwegs, ohne die geringste Deckung zu suchen, auf die Befestigungen von Artenak zu. Soviel Todesverachtung konnte nur der angeborenen Kühnheit der Araber entspringen, es sei denn, ihr maßloser Haß auf die europäischen Bewohner der Insel und die Aussicht auf reiche Beute ließ sie alle Vorsicht

vergessen. Sobald die beiden Marschkolonnen im Bereich der Geschütze von Antekirrta lagen, ging ein Eisenhagel ohnegleichen auf sie nieder. Über hundert Mann fielen sofort, doch ihre Kameraden wichen keinen Schritt zurück. Im Gegenteil: Sie brachten ihre Geschütze in Stellung und hatten bald eine Bresche in den noch unfertigen Südzipfel des Befestigungs rings geschossen. Unbeeindruckt von der großen Zahl Toter und Verwundeter stand der Anführer der Senussi mitten im Kugelhagel und erteilte seine Befehle. Sarcany hielt sich dicht neben ihm und riet, mehrere Hundertschaften durch die Bresche in die Stadt einfallen zu lassen.

Doktor Antekirrt und Peter Bathory hatten den Tripolitaner auch aus größerer Entfernung sofort erkannt, und er erkannte sie ebenfalls.

Offenbar war der Befehlshaber der Senussi Sarcany's Vorschlag gefolgt, denn plötzlich wälzte sich ein riesiger Haufen wilder Angreifer auf die Mauerbresche zu. Gelang ihnen dieser Durchbruch, gehörte ihnen auch Antekirrta, und den Bewohnern der Insel drohte ein Blutbad, wie es nur rachedurstige Piraten anrichten konnten.

Doch die Verteidiger warfen sich mit derselben Kühnheit in die Bresche; es gab einen furchtbaren Kampf Mann gegen Mann.

Unter der Leitung Doktor Antekirrts, der unverwundbar wie ein Fels im Kugelregen stand, verrichteten Peter Bathory und Luigi Ferrato mit ihren Männern wahre Heldentaten. Kap Pescada und Kap Matifu standen ihnen tapfer zur Seite und waren ebenso tüchtig im Angriff wie geschickt im Ausweichen vor feindlichen Geschossen. Der Herkules kämpfte mit einem Messer in der Linken und einer Axt in der Rechten, und es dauerte nicht lange, bis er sich Luft geschafft hatte. »Nur drauf, mein Kap! Zeig es ihnen! Bring sie um!« schrie Kap Pescada, während er seinen Revolver so schnell abfeuerte, lud und wieder abfeuerte, daß es wie das Geknatter eines Maschinengewehrs klang.

Doch der Feind gab nicht auf. Mehrmals war er zurückgewichen, nur, um sofort wieder mit gesteigerter Wut gegen die Bresche anzurennen. Schon schien das Schicksal von Antekirrta besiegelt zu sein, da geschah etwas Unerwartetes: In den hinteren Reihen der Senussi entstand Bewegung. Die »Ferrato« hatte, nur drei Kabellängen vom Ufer entfernt, beigedreht und feuerte unvermutet aus allen Rohren auf die Angreifer. Die Geschosse ihrer Schnellfeuerkanone, ihrer Hotchkiss-Revolverkanone und ihrer Gatlings-Maschinengewehre mähten die Senussi dahin wie die Sichel das Korn.

Einige ihrer Geschütze nahmen inzwischen die Boote ins Visier, die an den Klippen am Strand festgemacht hatten, und setzten sie auf Grund.

Plötzlich machte sich in den Reihen der Stürmenden Unentschlossenheit breit. Zwar hatten die Senussi erst fünfhundert Mann verloren, so daß ihre zahlenmäßige Überlegenheit immer noch groß war, doch ihr Anführer begriff, daß er mit seinen Leuten sofort in die noch verbliebenen Boote zurückkehren mußte, wenn er nicht alles – Männer und Schiffe – verlieren wollte. Sarcany versuchte zwar noch einmal, ihn zum Sturmangriff auf die Stadt zu überreden, doch er hatte schon den Rückzug angeordnet. Die Senussi befolgten diesen Befehl mit demselben Gleichmut wie den Befehl zum Angriff. Doch die Leute von Antekirrta wollten den Piraten ein für allemal die Lust zur Wiederkehr rauben. Unter Führung von Peter Bathory und Luigi Ferrato warfen sich etwa einhundert Mann auf die fliehenden Araber, die nun doch in wilder Flucht dem Ufer zustrebten und dabei in das Kreuzfeuer der Hafenbatterien und der »Ferrato« gerieten. Jeder, der noch laufen konnte, versuchte, in Panik eines der sieben oder acht Boote zu erreichen, die bisher noch den Breitseitgeschützen der »Ferrato« entgangen waren.

Peter Bathory und Luigi Ferrato hatten es bei der Verfolgung auf einen einzigen Mann abgesehen – Sarcany. Sie wollten ihn um jeden Preis lebend haben und stürzten sich deshalb mitten in das wilde Fluchtgetümmel. Nur durch ein Wunder entgingen sie den Revolverschüssen, die der fliehende Sarcany immer wieder auf sie abgab. Noch einmal sah es so aus, als sollte er der gerechten Bestrafung entkommen. Er hatte zusammen mit dem Anführer der Piraten und noch zehn Männern einen kleinen Polacker erreicht, dessen Anker schon gelichtet war und der im selben Augenblick Kurs auf das offene Meer nahm. Die »Ferrato« lag so weit entfernt, daß sie das kleine Fahrzeug nicht unter Beschuß nehmen konnte, und es sah ganz so aus, als werde Sarcany wieder einmal seine Haut retten. Da fiel Kap Matifus Blick auf ein Feldgeschütz, das mit zerschossener Lafette im Sand lag. Er stürzte sich auf das Kanonenrohr, stellte fest, daß es noch geladen war, schob es mit übermenschlicher Anstrengung über einen flachen Felsblock

und umklammerte seine Zapfen mit den Fäusten, so daß es nicht wieder zu Boden rollen konnte. Dann schrie er nach Kap Pescada.

Sein Kompagnon erfaßte blitzschnell die Situation. Im Handumdrehen hatte er das Rohr genau auf den Polacker ausgerichtet und gab Feuer. Das Geschloß schlug in das Heck des Bootes ein und zerfetzte es. Den Herkules konnte dagegen nicht einmal der Rückstoß der Kanone aus dem Gleichgewicht bringen. Der Anführer der Senussi und seine Leute stürzten ins Meer, und fast alle ertranken. Sarcany kämpfte noch mit der Brandung, als sich Luigi Ferrato ins Wasser warf und mit wenigen Schwimmstößen bei ihm war.

Minuten später schloß sich Kap Matifus Faust um das Handgelenk des Tripolitaners.

Für die Bürger von Antekirrta war es ein Sieg auf der ganzen Linie. Nur wenige der zweitausend Senussi sahen die Gestade der Cyrenaika wieder; die meisten waren gefallen oder ertrunken, und das Inselvolk durfte friedlichere Zeiten erwarten.

## Das Strafgericht

Fünfzehn Jahre war es nun her, daß sich Graf Sandorf die Aufgabe gestellt hatte, die Leidtragenden am Verrat von Triest zu entschädigen und die Schuldigen zu strafen. An Luigi und Maria Ferrato, an Frau Bathory und ihrem Sohn und an der eigenen Tochter hatte er inzwischen wiedergutmacht, was sich wiedergutmachen ließ. Nun mußte noch das Strafgericht über die Verräter abgehalten werden.

Während der ersten Tage nach der Niederlage der Senussi waren die Bürger von Antekirrt vollauf damit beschäftigt, ihr Inselreich wieder instand zu setzen. Obwohl Peter, Luigi, Kap Pescada und Kap Matifu in den vordersten Reihen der Verteidiger gekämpft hatten, waren sie mit leichten Verwundungen davongekommen, und die Frauen im Stadthaus waren übergelukkig, als ihre Verwandten und Freunde wohlbehalten heimkehrten. Doch die Inselbevölkerung hatte auch Tote zu beklagen, und ihnen wurde an einem der nächsten Tage die letzte Ehre erwiesen. Dann endlich zog auf Antekirrt wieder der Alltag ein, ein friedlicher Alltag, der hoffentlich nie wieder von außen bedroht wurde. Die Senussi hatten ja sehr schwere Verluste erlitten, und es gab auch keinen Sarcany mehr, der sie aus Haß auf Doktor Antekirrt und aus Rachsucht gegen Savas Retter zu einem neuen Krieg gegen die Insel aufstacheln konnte. Der Tripolitaner saß jetzt, wie seit längerem schon Carpena und Silas Toronthal, in einer Einzelzelle der Kasematten von Artenak gefangen. Doch schon am 6. Dezember, zwei Tage nach der Vertreibung der Senussi, wurden die drei Männer ins Stadthaus geführt und Doktor Antekirrt, Peter Bathory und Luigi Ferrato gegenübergestellt. Der Gerichtshof von Artenak setzte sich aus den höchsten Verwaltungsbeamten der Insel zusammen, während die Miliz die Wachen stellte.

Man spürte, daß Carpena Angst hatte. Dennoch sah er so verschlagen aus wie eh und je. Immer wieder schickte er verstohlene Blicke in die Runde; nur den Richter wagte er nicht geradeheraus anzusehen.

Silas Toronthal war dagegen ein gebrochener Mann. Er hielt den Kopf gesenkt und schien jeden Kontakt mit seinem ehemaligen Komplizen ängstlich zu meiden.

Sarcany schien von einem einzigen Gefühl beherrscht zu sein: einer maßlosen Wut darüber, daß er diesem Doktor Antekirrt in die Hände gefallen war.

Luigi trat vor den Richtertisch, bat ums Wort und wendete sich an den Spanier.

»Carpena«, sagte er, »ich bin Luigi Ferrato, der Sohn des Fischers Andrea Ferrato aus Rovigno. Du hast meinen Vater ins Zuchthaus gebracht und bist somit schuld an seinem Tod.« Carpena hatte sich einen Augenblick lang hoch aufgerichtet; vor Wut war ihm das Blut in den Kopf geschossen. So hatte er sich also damals in La Valetta nicht getäuscht: Es war Maria Ferrato, die er im Manderaggio mehrmals zu sehen geglaubt hatte. Und dieser Mann hier war ihr Bruder!

Nun trat Peter Bathory vor und richtete das Wort an den Bankier.

»Silas Toronthal«, sagte er, »ich bin Peter Bathory, Sohn des ungarischen Patrioten Stefan Bathory, den Sie gemeinsam mit Ihrem Komplizen Sarcany an die österreichische Polizei ausgeliefert haben. Sie sind schuld am Tod von Stefan Bathory und Ladislaus Zathmar.«

Dann wendete sich Peter Bathory zu Sarcany um und fuhr fort: »Ich bin der Mann, den Sie in Ragusa ermorden wollten – und der Verlobte von Sava Sandorf, die Sie vor fünfzehn Jahren aus Schloß Artenak entführen ließen.«

Bei diesen Worten zuckte Silas Toronthal wie unter einem Keulenhieb zusammen, während Sarcany mit gekreuzten Armen und gelangweilter Miene alle Anklagen über sich ergehen ließ. Nur ein leises Flattern der Augenlider verriet seine Nervosität. Beide, sowohl Toronthal wie auch Sarcany, machten keinen Einwand gegen die Anschuldigungen. Was hätten sie auch ihrem Opfer antworten sollen, das offenbar nur dem Grab entstiegen war, um sie jetzt hier anzuklagen.

Völlig verstört wurden sie aber, als Doktor Antekirrt auftrat und seine Anklage mit fester, tiefernter Stimme vortrug. »In mir sehen Sie den Gefährten von Stefan Bathory und Ladislaus Zathmar, der beiden ungarischen Patrioten, die Sie durch Verrat an das Exekutionskommando der Festung Pisino ausgeliefert haben. Ich bin auch der Vater von Sava, die Sie entführen ließen, weil Ihnen die

Hälfte meines Vermögens noch nicht genügte; Sie wollten auch Savas Erbschaft an sich bringen. Ich bin Graf Mathias Sandorf!«

Nach dieser Erklärung konnte sich Silas Toronthal kaum noch auf den Beinen halten; er schlotterte vor Angst. Selbst Sarcany krümmte sich zusammen, als wollte er sich unsichtbar machen. Noch einmal wurden die Angeklagten verhört. Sie konnten ihre Verbrechen nicht leugnen und hatten keinen Grund, auf Gnade zu hoffen. In Sarcany's Fall kam erschwerend hinzu, daß er die Senussi zum Krieg gegen Antekirra aufgehetzt hatte und dadurch schuld am Tod vieler Bürger von Antekirra war, ein ebenfalls unverzeihliches Vergehen, das nach Rache verlangte. Dann erhielten die Angeklagten Gelegenheit, sich zu verteidigen, und als letzter Punkt des in allen Teilen korrekten Verfahrens erfolgte der Urteilsspruch. Der Richter verkündete: »Silas Toronthal, Sarcany und Carpena haben den Tod von Stefan Bathory, Ladislaus Zathmar und Andrea Ferrato verschuldet. Sie werden zum Tode verurteilt.«

»Ich stehe jederzeit zur Verfügung«, sagte Sarcany mit gewohnter Unverfrorenheit. »Gnade!« wimmerte der feige Carpena.

Silas Toronthal schwieg; er hatte nicht mehr genug Kraft um zu sprechen.

Die drei Verurteilten wurden in die Kasematten zurückgebracht und fortan streng bewacht.

Doch wie und wo sollten sie sterben? War es ratsam, sie in einem entlegenen Winkel von Antekirra zu erschießen? Nein, die Insel sollte nicht mit dem Blut der Verräter besudelt werden. Also blieb als Hinrichtungsstätte nur die Insel Kenraf. Noch am selben Abend brachte ein Schnellboot unter Luigi Ferratos Kommando die Gefangenen auf das Eiland, wo die Hinrichtung bei Sonnenaufgang stattfinden sollte. Sarcany glaubte wohl, das Urteil werde gleich vollstreckt, denn er trat an Luigi Ferrato heran und sagte: »... noch heute abend?« doch Luigi gab keine Antwort. Es war schon dunkel, als er mit der »Electric« wieder im Hafen von Artenak einlief. Die Verurteilten hatte man allein auf Kenraf zurückgelassen; sie hatten ja keine Möglichkeit, auf das Festland zu fliehen.

»Bis morgen früh haben sie sich gewiß schon gegenseitig aufgeessen«, sagte Kap Pescada.

»Brrr!« machte Kap Matifu und schüttelte sich voller Abscheu. Während der ganzen Nacht brannte im Stadthaus Licht; Graf Sandorf ging ruhelos in seinen Räumen auf und ab. Schon um fünf Uhr früh erschien er in der Eingangshalle und ließ Peter Bathory und Luigi Ferrato rufen, während das Exekutionskommando im Innenhof antrat.

Graf Sandorf ging auf seine beiden jungen Freunde zu und fragte noch einmal eindringlich:

»Seid ihr sicher, daß die Todesurteile zu Recht gefällt wurden?«

»Vollkommen sicher«, entgegnete Peter Bathory, und Luigi Ferrato fügte hinzu: »Kein Mitleid mit diesen Schurken!«

»So sollen sie jetzt ihre gerechte Strafe erleiden. Gott möge ihnen ihre Schuld vergeben; wir können es nicht.« Graf Sandorf hatte den Satz kaum beendet, als eine furchtbare Detonation das Stadthaus, ja, die ganze Insel erschütterte. Ein Erdbeben? Graf Sandorf, Peter Bathory und Luigi Ferrato stürzten ins Freie. Gleichzeitig strömten aus allen Häusern von Artenak Menschen auf die Straße und in die Gärten. Gebannt starrten sie auf das schaurige Schauspiel, das sich nur wenige Meilen vor Antekirra im Meer ereignete. Dort schoß eine riesige Flammengarbe, gemischt mit Felsbrocken und Millionen von Steinen, gen Himmel. Gleich darauf ging der furchtbare Steinhagel auf die Stelle nieder, an der die Insel Kenraf gelegen hatte. Das Meer hob sich in einer gewaltigen Woge, es senkte sich wieder, und zuletzt zeugte nur noch eine große Rauchwolke, die über dem Ort der Katastrophe schwebte, von dem ehemaligen Eiland. Kenraf existierte nicht mehr, und mit ihm waren die drei Verräter untergegangen. Was war geschehen? Wir erinnern uns, daß Doktor Antekirrt vor dem Einfall der Senussi große Mengen Sprengstoff auf Kenraf vergraben ließ, die von Antekirra aus gezündet werden sollten. Da man aber mit einem Ausfall der elektrischen Leitungen rechnen mußte, hatte man zusätzlich dicht unter der Erdoberfläche von Kenraf ein Leitungssystem mit Druckkontakten verlegt. Wurde nur eines der Kontaktplättchen von einem Fuß berührt, war der Stromkreis schon geschlossen und der gesamte Panklastit-Vorrat explodierte. Offenbar hatte nun einer der Verurteilten eine solche Kontaktstelle berührt und die Katastrophe ausgelöst.

»Gott hat uns die Schrecken einer Exekution ersparen wollen«, sagte Graf



Sandorf.

Drei Tage darauf, am 9. Dezember, wurde in der Kirche von Artenak die Eheschließung zwischen Peter Bathory und Sava vollzogen. Bei dieser Gelegenheit unterschrieb Doktor Antekirrt zum erstenmal wieder eine Urkunde mit seinem wahren Namen: Mathias Sandorf. Der Verrat war ja gesühnt; er brauchte sich nicht mehr vor der Welt zu verbergen. Und damit wäre unsere Erzählung beendet. Wie es unseren Hauptpersonen in der Folgezeit erging, läßt sich mit wenigen Worten sagen.

Sava Bathory wurde noch rechtzeitig vor ihrem achtzehnten Geburtstag von den österreichischen Behörden als Erbin der verbliebenen Sandorfschen Güter anerkannt; Frau Toronthals Brief und eine Erklärung, die man Silas Toronthal noch vorsorglich abgenötigt hatte, genügten, um sie als Tochter des Grafen Mathias Sandorf auszuweisen. Der Graf selbst fiel unter eine Amnestie für alle, die aus politischen Gründen verurteilt waren; er hätte also nach Siebenbürgen zurückkehren können. Er zog es aber vor, bei seiner großen Familie von Antekirrt zu bleiben, die ihn liebte und verehrte.

Die kleine Kolonie verdoppelte innerhalb eines Jahres ihre Einwohnerzahl. Viele Gelehrte und Forscher waren dem Ruf des Grafen Sandorf nach Antekirrt gefolgt, und bald konnten sie stolze Forschungsergebnisse bekanntgeben, die ohne seinen Rat und seine großzügige finanzielle Unterstützung nicht möglich gewesen wären.

Binnen kurzem wurde Antekirrt zum wichtigsten Eiland der Syrten, doch waren seine Küsten jetzt so lückenlos befestigt, daß es keine Feinde mehr zu fürchten brauchte. Über Frau Bathory, Maria und Luigi Ferrato, Peter Bathory und Sava brauchen wir nicht mehr viele Worte zu verlieren; was ihnen allen der Frieden des Insellebens bedeutete, kann man eher nachempfinden als beschreiben. Kap Pescada und Kap Matifu zählten selbstverständlich zu den angesehensten Bewohnern von Antekirrt. Ihr einziger Kummer war, daß sich so gar keine Gelegenheit mehr bot, durch neue Heldentaten ihrem Wohltäter für dieses herrliche Leben in Frieden und Wohlstand zu danken.

Graf Mathias Sandorf hatte seine Aufgabe, seine moralische Pflicht erfüllt, und hätte er nicht noch immer um seine Gefährten Ladislaus Zathmar und Stefan Bathory getrauert, wäre sein irdisches Glück vollkommen gewesen.

Es ist zwecklos, im Mittelmeer oder irgendeinem Ozean nach einer Insel zu suchen, die sich mit Antekirrt vergleichen könnte; selbst unter den »Glücklichen«, den Kanarischen Inseln hat es keine Rivalin. Und als Kap Matifu eines Tages aus tiefster Seele seufzte:

»Haben wir denn so viel Glück verdient?« da wußte auch Kap Pescada nur zu antworten:

»Verdient? nein, mein Guter, aber was soll's? Wir müssen uns drein schicken.«

Ende